







San Marino

Alpinisches

und

Transalpinisches.

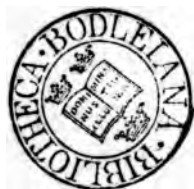
Neun Vorträge

von

Karl Witte,
Professor in Halle.

Mit einer Abbildung von San Marino.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1858.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Frau Geheime-Regierungsräthin

Eiselen, geb. Ludwig,

in herzlicher Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Die

Gletscherwelt.

(1853.)

Lassen Sie uns annehmen, der Zauberstab eines freundlichen Magiers habe am späten Abend uns an die Ufer der schwarzen Lütschine versetzt. Der klare sonnige Morgen ruft uns an das Fenster und vor unsern Augen rollt sich ein Bild auf, von dessen Schönheit keiner der zahllosen Maler, die sich daran versuchten, mehr als einen schwachen Abglanz zu geben vermocht hat. Ueppig grüne Wiesen, von Obstbäumen unterbrochen, breiten sich über das weite Thal und steigen an den Bergen hoch hinan. Dunkle Wälder säumen das Wiesengrün und zwischen Matten und Bäumen schimmern wohnliche Häuser, ragen vereinzelte Gehöfte, die kleiner und dürftiger werden, je weiter sie an den Bergabhängen emporklimmen. Aber hoch über den Wohnungen der Menschen, höher als der Hirte sich versteigt, ja über die verwegensten Pfade des Gemsjägers hinaus, halten die Gebirgsriesen Wacht, erhebt vor Allem im makellosen Schneegewand das Wetterhorn seine schlanke Pyramide in den blauen Himmel.

In breitem Halbkreis hat über jenen senkrechten Felsenwänden ein Gürtel ewigen Schnees sich um uns hergelagert, und dennoch fühlen wir an der Milde des Klima's, an der würzigen Weiche der Luft, daß Grindelwald mit Botzen und Meran unter dem gleichen Breitengrad liegt. Blicken wir dann um uns auf die erlesene Gastlichkeit unsers Hôtel's, auf das unruhige Kommen und Gehen von Equipagen, Reisenden und Führern, auf die Hunderte schlauer Thalbewohner, die mit duftenden Blumen und Früchten, mit glänzendem Krystall, mit Jodeln und Alphörnblasen und womit nicht sonst noch, auf unsere Börse Sturm laufen, so können wir nicht zweifeln, daß wir, der Bildung und Ueberbildung unseres bürgerlichen Lebens noch keineswegs entrückt, nur auf einem etwas vorgeschobenen Posten derselben stehen.

Doch an dem Landschaftsbilde, das ich Ihnen vorführte, fehlt noch das wesentlichste Stück. Was ragen dort mitten im fruchtbaren Wiesengrund, über die Baumwipfel des Waldes für seltsame Zacken? Bald aufrecht gleich hundert riesigen Nadeln, bald gegen und durcheinander gestürzt, ein wildes Chaos? Aufwärts, wo zwischen Wetterhorn und Schreckhorn die Felsen eine Kluft lassen, da steigt es nieder in das grünende Thal, da preßt es sich hervor, eine breite glänzende Masse, weiß in's Graue spielend und da-

zwischen wieder blau, — eine Masse von Eis. Und blicken wir das Thal hinab, so sehen wir ein gleiches Ungethüm, nur noch zackenreicher und weißer vordringen in die fruchtbaren Felder, in die es aus weitgeöffnetem Rachen einen Strom trüben, kiesigen Wassers speit.

Das also sind die Gletscher, der obere und untere Grindelwaldgletscher. — Lassen Sie uns hinzutreten, und nicht nur eben diese, sondern die Gletscher, Ferner und wie sie sonst noch genannt werden, überhaupt etwas näher betrachten.

Als Wegweiser dient uns das Wasser, denn jeder Gletscher entsendet einen Bach eigenthümlich grauer Färbung. Doch ist der Zugang nicht ohne Hinderniß. Wie wir uns des Gletschers unterem Ende nahen, oft schon in erheblicher Entfernung, ziehen sich Hügel oder richtiger Dämme, aus Felsenstücken, Steinen und Kies unordentlich zusammengehäuft, quer vor den Gletscher, dessen Endmoräne oder Gletscherwall sie bilden.

Endlich erreichen wir den Gletscher selbst. Wir betreten ihn vielleicht unbewußt, denn so mit Sand und Staub bedeckt, so schmuzig pflegt an dem Rande der Gletscher zu sein, daß Farbe und Gestaltung des Eises kaum zu erkennen sind. Doch ein hülfreicher Alpensohn reicht uns die Hand, hackt wohl, um An-

gesichts der Kirschbäume, die fruchtbeladen am Rande des Gletschers stehen, uns den Vorgeschmack einer Montblancbesteigung zu geben, mit dem Beil einige Stufen in das Eis und selbst die Furchtsamsten wagen sich auf die erstarrten Wellen.

So weit er nun hier in seinem Thalende dem Auge zugänglich ist, bietet er ein Bild der Auflösung. Die warme strahlende Sonne lockt aus allen seinen Poren große Tropfen, von Zacken und Kanten träufelt es nieder, in hundert Wasserfäden rieselt es über die Oberfläche des Eises und verschwindet in den Spalten, die den Gletscher zerklüften. Tief unter der Eisdecke aber in ewiger Dämmerung rauscht und toset der Gletscherbach.

Wo dieser Bach hervortritt aus dem Gletscher, da überwölbt ihn oft ein mächtiges Eisportal bis zu achtzig und hundert Fuß hoch. Weiß und glänzend, in allen Klüften und Tiefen vom schönsten, in's Grüne spielenden Blau, versenkt sich die Eisgrotte tief in die Eingeweide des Gletschers und schäumend und brausend drängt sich der Bach aus jenen nächtigen Schatten hervor an das warme Sonnenlicht. An manchen Stellen bleibt zwischen Wasser und Eis ein schmaler Pfad, um eine Strecke weit in den Hintergrund jener Grotte einzudringen, und wahrlich ist es ein wunderbarer Anblick, hinaufzuschauen auf das düstere Blau

der Decke, auf die wassertriefenden Wände von Eis und nieder auf den unheimlich tobenden Fluß.

Werfen wir noch einen Blick, auf das im Schmelzen begriffene Eis. Es zerspaltet sich nicht wie das unserer Flüsse und Teiche in lange wasserhelle Säulen; es körnt und bröckelt sich vielmehr zu kantigen Bruchstücken und wird undurchsichtiger, je mehr es sich erwärmt. Daher lösen sich denn nicht selten größere Eismassen von der durchweichten Decke und bedrohen den verwegenen Eindringling mit Gefahr.

Die berühmteste dieser Gletscher-Grotten ist die, aus welcher am Fuße des glacier des bois in Chamounix der Aveyron hervorbraust. Vor etwa funfzig Jahren besuchten sie drei Genfer und feuerten im Innern eine Pistole ab. Die Erschütterung der Luft riß einen Theil des Eisgewölbes los, das im Niederfallen den Einen tödtete und die beiden Andern schwer verletzte.

So wandelt sich denn vielfach die Gestalt dieses Eisthores, im Winter schließt es sich ganz, und im Sommer öffnet es sich bald enger und bald weiter. Bleibt auch in wärmerer Jahreszeit die Grotte verschlossen, so sagen die Thalbewohner, der Gletscher habe die Nase im Boden und gewärtigen, daß er vorrücke in ihre Wiesen und Felder. Thut sich dagegen über dem Austritte des Baches ein weiter Bogen

blauen Eises auf, so hat der Gletscher die Nase in der Luft und Graswuchs und Getreide bleiben unbedroht.

Unfern der Stätte, wo der Gletscher, aus dem Hochgebirge hervorbrechend, gegen die Thalsohle mündet, pflegt er mit mehr oder weniger steilem Abfall niederzusteigen, eine Art Eiscascade zu bilden. Eben dieser Theil des Gletschers ist es nun, der einen vorzugsweise phantastischen Anblick bietet. Die dichte, nicht selten mehr als 100 Fuß mächtige Eismasse hat sich nach allen Richtungen zerklüftet. Gleich den Stacheln eines Igels starren bald die Säulen, die Pfeiler, die Nadeln und Zacken weißen Eises mit rosigen Lichtern und blauen Schatten steil in die Luft, bald bilden sie über einander gestürzt Spitzbögen, Brücken und Trümmer. Würfe ein Erdbeben die mehr als tausend gothischen Spitznadeln weißesten Marmors, die das Dach des Mailänder Domes schmücken, wild durch einander, so möchte das Schauspiel dem eines solchen Gletschers zu vergleichen sein. Wer könnte je das zauberhafte Bild vergessen, der die riesigen Eiskrystalle des Rosenlaui oder der beiden Gletscher de Tour und des bossons in Chamounix durch das üppige Grün der umgebenden Wälder schimmern sah.

Ueberschreiten wir die Strecke so beträchtlichen Abfalles, so finden wir den Gletscher vergleichungs-

weise geebnet, wenn seine Oberfläche auch noch der eines wellenbewegten Meeres ähnlich ist. Immer aber ist sie von zahllosen Spalten oder Schrunden (crevasses) in verschiedenen Richtungen durchzogen. So labyrinthisch nun auch dies Spaltengewirr in der Nähe erscheint, so entwickelt es sich doch im Großen und Ganzen zu einen System von Spalten, die sich quer über den Gletscher von einem Ufer zum andern, jedoch in der Art hinüberziehen, daß sie um die Mitte sich gegen den Ursprung des Gletschers vorbeugen.

Bald nur einige Fuß tief, bald unabsehbar auseinanderklaffend, vielleicht bis zu dem Grunde sich erstreckend, wo der Gletscher auf dem Felsen aufliegt, oder über den Bach sich wölbt, sind diese Spalten bekanntlich für Gletscherreisende das böseste, gefahrdrohendste Hinderniß. Das wenige Schritte entfernt liegende Ziel macht plötzlich eine zuvor nicht bemerkte Spalte unerreichbar, oder doch nur auf weitestem Umwege zugänglich, und wo immer der ungewohnte Fuß auf diesen feuchten, mehr oder weniger glatten Eiswellen zu haften sucht, droht dem Gleitenden zur einen oder andern Seite solch ein gähnender Schlund. Um wie viel größer die Gefahr ist, wenn eine trügerische Schneedecke diese Klüfte mit vermeintlichen Brücken überdeckt, ist zu oft erzählt, als daß ich es hier wiederholen dürfte.

In der That sind die Opfer, welche die Gletscher sich fordern, zahlreicher als man glauben möchte, und der Tod, dem solche Opfer verfallen, pflegt ein besonders qualvoller zu sein. Festgehalten, tief unten, wo die Spalte sich verengt, meist schon mit gebrochenen Gliedmaßen, vermögen sie sich nicht zu befreien und erliegen nicht selten erst nach schrecklichen Tagen der vereinten Macht des Hungers und der Kälte. Es ist geschehen, daß die Gefährten eines solchen Unglücklichen von der Oberfläche des Gletschers aus noch stundenlang zu ihm in sein kaltes Grab sprachen, ihm Seile und Beil hinunter ließen, ihn fast schon gerettet glaubten, dann aber das Seil riß, oder die Kräfte im letzten Augenblicke den Aermsten verließen. Selten betritt der Reisende einen größern Gletscher, ohne daß ihm haarsträubende Geschichten solcher Art berichtet würden. Unser unglücklicher Landsmann der Dr. Bürstenbinder, ward im Jahre 1846 nach unsäglichen Anstrengungen lebend aus einer Spalte des Oetzthalferners hervorgehoben; doch so hatten Angst und Erschöpfung ihn überwältigt, daß er, auch unterstützt, den Heimweg über den Gletscher bei dem eben einbrechenden Unwetter nicht zurückzulegen vermochte, und nach wenig Stunden verschied, ehe Stärkung und weitere Hülfe herbeigeschafft werden konnte.

Gleich Wundern vereinzelt stehen dagegen die Bei-

spiele von Retttungen, wie die eine, die vor bald siebenzig Jahren sich eben am oberen Grindelwaldgletscher zutrug. Christ. Bohren aus Grindelwald war auf dem Gletscherpfade nach dem Mettenberg am 7. Juli 1787 auf ein überhängendes unten abgethautes Eisstück getreten, das unter seinen Füßen wegbrach. So fiel er in die ihm verdeckt gebliebene Eisspalte 364 Fuß tief. Den linken Arm hatte er gebrochen und die rechte Hand verrenkt. Dennoch sann er auf Rettung. Er war am Boden des Gletschers angelangt. Wasser rieselte über den Felsengrund, zwischen dem und dem Eisgewölbe einiger Raum frei blieb. Er kroch dem Laufe des Wassers nach, erreichte glücklich das Tageslicht und wurde vollständig wieder geheilt. Seinen Sohn, der die Zahl seiner Kinder auf einige und zwanzig gebracht hat, fand ich noch im Jahre 1850 einer kleinen Schenkwirthschaft am Fuße des Gletschers vorstehend.

Wie schwierig und gefahrdrohend nun aber auch das Gehen auf den Gletschern ist, so sind es doch nicht etwa nur wißbegierige Touristen, die ihren Saum betreten, nicht etwa nur Gemsjäger, die das Hochwild der Alpen bis jenseits des ewigen Eises verfolgen; nein, die Gletscher gelten für die Bewohner des Landes als eine Art Straße, nicht allein um zu sonst unerreichbaren Punkten zu gelangen, sondern

auch um nur den auf gemächlicheren Pfaden erforderlichen Umweg einiger Stunden zu ersparen. Ein Liebesabenteuer, die Aussicht auf geringen Handelsgewinn, vielleicht nur auf eine durchzutanzende Nacht sind hinlängliche Reizmittel, um die Söhne des Gebirges zu einer Gletscherwanderung von 8, 10 oder mehr Stunden zu verlocken. So führen zwischen der Gemmi und Grimsel vom Berner Oberland nach Wallis, zwischen dem Bernhard und Simplon aus Wallis nach Piemont, zwischen dem Brenner und den Radstädter Tauern aus dem Pinzgau nach dem Pusterthal zahlreiche im Sommer viel betretene Gletscherpässe.

Selbst dem blutigen Kriegesspiel haben die Gletscher nicht selten ihren Rücken bieten müssen. Im siebzehnten Jahrhundert unternahmen die Walliser über das Eismeer des Monte Rosa so oft wiederholte Raubzüge in das piemontesische Tournanche- und Aostathal, daß die Angegriffenen sich endlich genöthigt sahen, auf dem Bergüberhange, 2000 F. über der Schneegränze, eine Verschanzung zu errichten, deren Trümmer noch heute denen gezeigt werden, die den mühseligen Weg über den Theodulpaß von Zermatt nach Châtillon machen. —

Von anderem friedlicherem Getümmel aber wird gar mancher Gletscher alljährlich belebt. Je höher hinauf im wildesten, unwirthbarsten Gebirge vereinzelte Grasstreifen spärlich ergrünen, je kürzer die we-

nigen Sommerwochen zugemessen sind, während welcher die zarten Hälmchen ihrer Schneedecke frei werden, desto würziger und nahrhafter ist das Futter, das sie bieten. Die mit unzählbaren Steinen übersäete Berghalde am Rande des ewigen Eises, auf der das Auge von fern kaum einen leichten Anflug von Grün sieht, ist ein werthvolleres Besitzthum als die fette Hufe Ackerland unten im fruchtbaren Thal. Wie oft erblickt der Alpenwanderer, wenn er die Gränze längst überschritten zu haben glaubt, welche die Natur menschlicher Betriebsamkeit gezogen, hoch über sich auf anscheinend unzugänglichen Felsenhöhen langgestreckte Linien sorglich gehaltener Steinzäune. Sie umgeben die sogenannten Berggüter, deren Eigenthum, gewöhnlich ganzen Dörfern in Gemeinschaft zustehend, gegen fremden Eingriff eben so eifersüchtig gewahrt wird, als irgend ein obstreicher Garten vor den Thoren der Hauptstadt. Wie oft überrascht den Reisenden, der nahe dem höchsten Gebirgsjoch kaum noch eine Schneekrähe oder einen Steinadler anzutreffen gedachte, ein fröhliches Geläut, und plötzlich sieht er sich mitten in einer bunten Heerde, Ziegen springen zutraulich herbei und verfolgen mit neugierigen Blicken den Fremdling noch eine weite Strecke. —

Wo aber der Fuß auch der verwegensten Geis nicht mehr haftet, am schmalen, zwischen Schnee und jähem

Abgrund sich hinstreckendem Felsengrat, da hält noch eine lebensgefährliche Ernte die Sichel des Wildheuers,

„Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen."

Häufig nun liegen die würzigsten Alpentriften inselgleich zwischen unzugänglichen Felsen und ewigem Eis und Schnee. Nur ein stundenlanger Weg über den Gletscher führt zu der duftenden, blumenreichen Matte. Da wird denn mit der ganzen, sommerlich geschmückten Heerde, etwa im Juli, die Alpfahrt über das Eis gehalten. Schon Tage zuvor sind die Dorfbewohner mit Beilen, Hacken und anderem Geräth beschäftigt gewesen, an den gefährlichsten Stellen das Eis zu ebnen. Nun wandelt sicheren Schrittes die schönste erprobteste Kuh voran. Von Strecke zu Strecke sind Männer aufgestellt, die mit Winken und lautem Zuruf die Richtung bezeichnen. Die sonst so schweigsamen Felsenufer des Gletschers hallen wieder vom Geläute der Alpenglocken, vom Brüllen der Heerde und vom Jodeln und Jauchzen der Begleiter. Endlich ist die grünende Insel erreicht. Die Gefährten kehren heim, und der allein zurückbleibende Hirt beginnt die sechs oder acht Wochen seines Einsiedlerlebens, während welcher er kaum einer Menschengestalt ansichtig werden soll, gegen die Unbill des Wetters selten anders

als durch eine überhängende Felsplatte geschützt und zur Sättigung an die Milch seiner Heerde, höchstens vielleicht an etwas mitgebrachten Käse gewiesen.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu der noch nicht vollendeten Betrachtung der Oberfläche des Gletschers zurück. Außer den Spalten finden wir sie noch von zahlreichen runden Löchern, den sogenannten Brunnen oder baignoirs, unterbrochen. Stets mit Wasser gefüllt und gewöhnlich nur einen oder zwei Fuß im Durchmesser haltend, sind sie meist zehn und mehrere Fuß tief, oft fast unergründlich, (Agassiz fand mit seiner Sonde erst bei 800 Fuß Grund), so daß es ein gewöhnlicher Scherz der Führer ist, den langen Alpenstock mit großer Gewalt hineinzustoßen, worauf er nach einer halben Minute oder noch später in hohem Sprunge aus dem Wasser wieder hervortaucht. Nicht selten durchbohren diese Brunnen die Gletschermasse und die auf der Oberfläche niederrieselnden Gewässer stürzen sich alsdann in Cascaden durch ein solches Luftloch in den tief unten brausenden, oder die Eismasse durchwühlenden Gletscherbach (moulins, oder trous de cascade). Die seltsamsten dieser Brunnen sind die wohl dreißig und mehr Fuß im Durchmesser haltenden Trichter, die in langer gerader Linie und in regelmäßigem Abstande sich auf dem großen Gornergletscher bei Zermatt eine weite Strecke

hin fortziehen. Das dunkelblaue Eis der Wände und des Bodens dieser Krater, das durch das krystallhelle Wasser, mit dem sie erfüllt sind, unheimlich hervorleuchtet, gehört zu den überraschendsten Einzelnheiten dieser wundervollen Alpenscenerie.

Von den Spalten und den mit diesen sicher verwandten Brunnen sind die Schichten des Gletschereises verschieden, welche die ganze Gletschermasse, abwechselnd blauer und weißer gefärbt, meistens durch Staub- oder Sandstreifen (dirt bands, wie Forbes sie nennt) von einander gesondert, durchsetzen. Ueberall steigen sie aus der Tiefe des Gletschers gegen die Oberfläche auf. Dieses Aufsteigen ist aber an dem untern Ende des Gletschers ein sanfteres, es wird, je weiter nach oben, um so steiler. Auf der Gletscherebene selbst zeichnen sich diese Schichten (die ogives unsres Schlagintweit, chevrons bei Agassiz), die wir Jahresringe des Gletscherwachsthums nennen möchten, in seltsamen, den Mustern der Damascenerklingen nicht unähnlichen Figuren, die jedoch zum Unterschied von den Spalten, die Spitze nie nach oben, sondern stets nach unten gekehrt haben.

Einen vielleicht noch befremdlicheren Eindruck als Spalten, Brunnen u. s. w. machen die Steine und Felsstücke, die bei keinem Gletscher zu fehlen pflegen. Am häufigsten sehen wir den Gletscher zu beiden

Seiten von einem hohen Damm unordentlich durch einander geworfener Blöcke, oft von den riesigsten Dimensionen eingefaßt. Einige lehnen sich an die Seitenwand des Thales, andere ruhen auf dem Gletschereis, das nirgends klarer und fester erscheint, als unter solchem Felsenschutz. Steinwälle dieser Art nennen wir Gandecken oder Seitenmoränen.

Bei weitem auffallender aber ist es, auf gar manchen Gletschern, in des Eisstromes Mitte, seinen, durch die Gestaltung des Thales gebotenen, Krümmungen genaue Folge leistend, in regelmäßiger Reihenfolge eine stundenlange Linie gleichartiger, bald größerer, bald kleinerer Felsblöcke zu gewahren, die durch Gletscherspalten, ja durch Eiscascaden unterbrochen dennoch jenseits die vorige Richtung beharrlich wieder verfolgen. Solche Steinreihen, deren wir auf einzelnen Gletschern zwei und mehrere, auf dem Gornergletscher 6—8, auf dem Aargletscher bis 15 gleichlaufend neben einander herlaufen sehen, nennen wir Guferlinien oder Mittelmoränen.

Treten wir, nachdem wir den Gletscher in der Nähe betrachtet, noch einmal und zwar um eine weitere Strecke zurück. Stellen wir uns den Grindelwaldgletschern gegenüber auf den Abhang des Faulhorns, in die Nähe der Bachalp, überblicken wir von der Croix de Flegères oder vom Mont Brévent die

Gletscher des Chamounixthales, verfolgen wir nordwärts des Monte Rosa, vom Riffelhorn den riesigen Gornergletscher, oder südlich, vom Monte Moro aus, den Gletscher von Macugnaga (ein Anblick, den, vom Heiligenblut-Tauern aus gesehen, der Groß-Glockner mit dem Pasterzengletscher im kleineren Maßstabe wiederholt); überall sehen wir aus den Regionen ewigen Schnees, welche sich um die Schultern der höchsten Gebirgsknoten in weitem Mantel breiten, durch Thalgründe nnd enge Klüfte sich die Gletscher unter die friedlichen Felder und Wohnungen der Menschen gleich riesigen Ungethümen, gleich Drachen stürzen, im Vergleich mit denen unsere Alligatoren, Wallfische und Elephanten, ja die Mammuths, die Saurier und Hydrarchen der Vorwelt, zu winzigen Milben zusammenschrumpfen. Die langgezogene, sich mehrfach krümmende Gestalt, der wie von Schuppen und Stacheln starrende Rücken, selbst der weitgeöffnete Rachen des Gletscherthores unterstützen das Spiel der Einbildungskraft, das, wenigstens mir, bei diesem Anblick jedesmal unwillkührlich sich aufdrängte.

Dort oben aber, in jenen höchsten Regionen, von wo die Gletscher niedersteigen, in den Regionen des ewigen Schnees, da herrscht Ruhe, — die Ruhe des Todes. Unsre Flüsse ergießen sich in das Meer.

Die Gletscherströme dagegen quillen meist aus einem Meer, aus einem Eismeer.

Jenseits der Berggipfel, die gegen das Thal vortreten, jenseits all' der Nadeln und Hörner, oder wie sie sonst genannt werden, pflegen sich weite Kessel (Circus) auszubreiten, um welche die Riesen des Gebirges ihre weißen Häupter erheben. Der Boden dieser Mulden nun ist ausgefüllt von ewigem Eise und Schnee, deren Vergleichungsweise ebene Oberfläche hier in der That das Bild eines erstarrten Meeres oder Sees vergegenwärtigen kann, deren Mächtigkeit aber bis jetzt nur annäherungsweise hat ermessen werden können. Agassiz nimmt sie zu 12—1500 Fuß an.

Von diesem Eissee als ihrer Quelle senken sich nun in nach unten zu allmälig abnehmender Breite durch entgegenstehende Felsenhörner getrennt, oft verschiedene Gletscher in verschiedene Thäler.

Betrachten wir aber das Eismer selbst mit genauerer Sorgfalt, so zerlegt es sich uns in zwei leicht zu sondernde Hälften. Der untere Theil besteht aus wahrem, wenn auch unvollkommen durchsichtigem und, mit wenig blauen Schattirungen, fast nur weiß gefärbtem Gletschereise. Je höher hinauf aber, um so mehr verliert die Masse den Character des Eises, um so weißer und körniger erscheint sie, bis sie endlich zum festgefrorenen Schnee wird. An der Stelle nun, wo

dieser Uebergang eintritt, da endet der Gletscher un
da beginnt der Firn. Hoch über den Firn aber un
meist durch tiefe Schrunden (rimayes) von ihm getrenn
erheben sich die steilen Abhänge lockeren, jungfräuliche
Schnees, oder die schroffen Felsenwände und Zacke
an denen kein Schnee mehr haftet.

In kaum zu glaubender Ausdehnung überdeck
solchergestalt um den Gebirgsstock hergelagert Fir
und Gletscher die weitesten Strecken. Eine ungefähr
Abschätzung ergiebt für den Alpenzug von Savoye
bis Ober-Oesterreich einen Flächenraum, der dem de
vereinigten sächsischen Herzogthümer Weimar, Cobur
und Gotha gleich kommt.

Nichts gleicht der feierlichen Oede, der majestä
tischen Stille eines solchen Eismeeres. Donnerte de
Berg hinan neben dem Pfade der Katarakt, läutete
lustig die Glocken der Heerde nnd antwortete über di
Thalschlucht hin der Jubelruf des Hirten dem seine
Genossen, so unterbricht hier oben „weit über den
Schalle der menschlichen Rede" nichts mehr die Sab
batruhe der schweigenden Natur. Kein lebende
Wesen dringt in diese unwirthliche Höhe, die nich
einmal die spärlichen Halme erzeugt, mit denen di
Gemse und das Murmelthier sich begnügen. Ver
gebens sucht das Auge in diesem weiten Panoram
sonnenbeglänzten blendenden Schnees und blinkende

Eises einen Ruhepunkt, und endlich begrüßt der Wanderer einen rauhen Felsblock, der von kümmerlichem Moose gelb angehaucht, aus dem Firn hervortaucht, freudig gleich einer fruchtbaren Oase.

Mattigkeit beschleicht ihn in dieser dünnen, Athem beklemmenden Luft und es ist ihm in diesem weiten Reiche des Todes, als müsse auch sein Leben erstarren, sein Pulsschlag stille stehen.

Und dennoch; — wie in dem weiten Gebiete der Schöpfung nichts wahrhaft todt ist, wie ein jegliches Ding, ob an Schnelle den Blitz überflügelnd, oder weit hinter dem kriechenden Wurme zurückbleibend, sich auf dem vorgeschriebenen Pade im rechten Maaße nach dem ihm von Gott bestimmten Ziele bewegt, so regt sich, so lebt auch der Gletscher, so spendet er auf weite Strecken hin Segen und Leben. Merken wir nur auf, wir können ihn sich regen sehen, fast hören wir den Pulsschlag in seinen Eisadern.

Der Boden schwankt, es tönt wie ein Stöhnen über die Fläche hin, nun kracht, nun donnert es lauter gleich dem Knall eines Geschützes. Der Gletscher hat seine Glieder gestreckt und plötzlich vor unsern Augen springt eine weite Spalte mitten durch die Breite des Eises.

Dort steigt ein Seitenarm des Gletschers vom noch höhern Gebirge nieder. Da regt es sich an seinen

Schultern. Wir glauben erst eine Cascade silberweißen Staubes zu sehen; aber in großen Sätzen springen zahlreiche Eisschollen rasselnd den Abhang herunter; es war eine der im Hochgebirge so häufigen Gletscherlauinen.

Und welch ein Leben regt sich nicht tief unter dem Eise verborgen. Da sammeln sich die Wasser aus den Brunnen des Gletschers, da rieseln sie von den Seiten herbei, da träufelt es nieder von der Decke und an des Gletschers Ende tritt ein trotziger Bach hervor und brauset hinab, sich mit den Gefährten zum Strome zu einen. Mehr denn 600 Gletscher speisen allein in der Schweiz die Flüsse, die zu vier verschiedenen Meeren eilen, mit nie versiegendem Gewässer. Bei Weitem die Mehrzahl, 370, haben ihren Abfluß nach den Rhein. So bilden denn die Gletscher den großen Regulator in dem von den Alpen ausgehenden Flußsystem, sie vermitteln den Wasserfluß zwischen der Region des ewigen Schnees und dem niederen Lande.

Aber nicht nur spaltet sich der Gletscher, er zerfällt, er schmilzt nicht nur; nein, er bewegt sich seiner ganzen Masse nach, er verzehrt sich und ergänzt durch neue Nahrung, was er verlor, kurz er erfährt in sich einen Lebensprozeß, ähnlich dem des Thieres oder der Pflanze.

Wenn der kundigste Führer zum ersten Mal im Sommer den Gletscher wieder betritt, findet er die alten Merkzeichen des letzten Jahres nicht mehr wieder oder nach entlegenen Orten gerückt. Wo er festes zusammenhängendes Eis zu sehen gewohnt war, da findet er jetzt die Fläche von zahlreichen Spalten durchfurcht. Weite Klüfte dagegen haben sich geschlossen. Um den alten Weg zu gehen, muß er sich neue Pfade suchen. Aehnliche Erfahrungen bietet oft ein Zwischenraum von wenigen Tagen. Immer aber ergiebt sich, daß die ganze Masse mit all den Felsblöcken, die sie trägt, in langsamer, aber unablässiger Bewegung nach dem Ende des Gletschers ist.

Man hat zahlreiche Beobachtungen angestellt, um diese Bewegung zu messen. Sie ist eine andere für verschiedene Gletscher; für denselben Gletscher eine andere in seinen verschiedenen Theilen, eine andere in den verschiedenen Jahreszeiten, langsamer am untern Ende, langsamer an den Ufern, langsamer in den unteren Schichten des Eises, schneller im Frühjahr und Sommer als im Herbst. Agassiz, der im Jahre 1842 auf dem Unteraargletscher eine Hütte errichtet, fand sie neun Monate später um 169 Fuß vorgerückt. Tägliche, mit vieler Sorgfalt gemachte und bis in das Jahr 1846 fortgeführte Beobachtungen ergaben in den Sommermonaten für je 24 Stunden eine

durchschnittliche Bewegung von etwa acht Zoll. Forbes nimmt nach eigenen Beobachtungen auf dem Eismeer zehn Zoll täglich als Mittelzahl an, während der Raum, den eine von Saussüre auf dem Talèfregletscher zurückgelassene Leiter in 44 Jahren Durchmesser, auf den Tag etwas mehr als einen Fuß ergiebt. Rückt nun der Gletscher im Laufe eines Jahres um 2 bis 300 Fuß vor und bleibt sein untereres Ende dennoch an der gleichen Stelle, so erklärt sich dies allein dadurch, daß die Gletschermasse in demselben Verhältniß durch Schmelzen und Verdunstung sich aufzehrt. Häufig stören indeß Gründe, welche nachzuweisen wir nicht vermögen, dies Gleichgewicht. Ueberwiegen die auflösenden Kräfte, so zieht der Gletscher sich eine Strecke nach dem Gebirge zurück und hinterläßt als Denkmal seiner früheren Ausdehnung die Endmoräne und andere Erscheinungen. Ueberwiegt dagegen das vorschiebende Princip, hat der Gletscher die Nase im Boden, so herrschen Furcht und Schrecken in dem bedrohten Thal.

Dieses Oscilliren des Gletschers wird nun keineswegs etwa durch den Wechsel der Jahreszeiten geboten, so daß die Sommerwärme einen Theil vom Ende fortschmölze, welchen der Winterfrost dann wieder herstellte. Im Gegentheil pflegt eben der Frühling vorzugsweise die Zeit des Vorrückens zu sein. So

launenhaft sind diese Erscheinungen, daß z. B. von den beiden nahe benachbarten und gleichlaufend neben einander hergehenden Aargletschern der niedere in fortwährendem Wachsen ist, während der obere sich zurückzieht.

Wo nun aber der Gletscher thalwärts vorrückt, da wühlt er den Boden auf, da schiebt er die Wohnungen der Menschen gleich Kartenhäusern vor sich her, da knickt er die hochstämmigsten Wälder gleich schwachen Halmen. Dem Lavastrom einem Damm zu setzen, seine verheerende Bahn abzulenken, ist schon gelungen. Gleiches gegen den wandernden Gletscher zu unternehmen, wäre kindisch.

Häufig zieht der Gletscher nach jahrelangem Vorschreiten sich von dem Schauplatz seiner Verwüstungen wieder zurück. Häufiger hält er die eroberte Beute für immer fest.

Von manchen Bergpässen ist urkundlich nachgewiesen, daß sie vor wenig Jahrhunderten vielbesuchte Saumpfade waren. So hatte z. B. der Monte moro, der den kürzesten Uebergang aus dem Wallis durch das Antrona- und Anzascathal nach dem Lago maggiore bildet, einstmals für den Verkehr nach Italien größere Bedeutung als der benachbarte Simplon. Jetzt haben sich zu beiden Seiten des Joches so ausgedehnte Gletschermassen gelagert, daß selbst der Fußgänger

sie nur mit Anstrengung überschreitet. Von Gastein führte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein betretener Pfad über die Rauriser Tauern nach Heiligenblut. Jetzt ist er völlig vergletschert und ungangbar.

Von Zermatt nach Evolena (im Val d'Erin) gingen kirchliche Processionen einst alljährlich über das Joch zwischen der Dent blanche und der Dent d'Erin, die Walliser Protestanten aber verkehrten noch zu Ende des 16. Jahrhunderts quer über die Hochgebirge des Berner Oberlandes auf einem Saumpfade mit ihren Glaubensgenossen in Grindelwald. Den Anfang und das Ende des Berges bezeichnete eine Capelle, die hier, wie dort nach der heil. Petronella benannt war. Seit Jahrhunderten sind die Capellen unter dem Eise verschwunden und den einen oder andern jener Bergübergänge zu versuchen gilt jetzt für ein verwegenes Wagstück.

Oft werden in solcher Weise ganze Thäler, der Ueberlieferung nach einst fruchtbar und bevölkert, zur schauerlichen Einöde, so z. B. das Clusthal nördlich der Clariden-Alp. Besonders häufig berichtet die Sage von üppig grünenden Matten, deren reicher Ertrag die Besitzer zum Uebermuthe verleitet. Bald ist es ein Aelpler, der zum Hohne seine Lieblingskuh mit christlichem Namen getauft, bald hat ein Andrer, mit seinem Reichthum zu prahlen, den weiten Weg den Berg hinauf

mit riesigen Käsen gepflastert. Meist verbindet sich damit noch ein Zug von Hartherzigkeit. Der Eine hat mit seiner Buhlin schlemmend die alte Mutter von der Thür gewiesen, der Andere dem Berggeist, der in der Gestalt eines Bettlers vorsprach, mit harten Worten das Almosen versagt. Da ist denn sacht und unaufhaltsam der Gletscher weiter und immer weiter vorgerückt und hat über die fette Alpenwiese sein Leichentuch ausgebreitet. Wie die meilenweit übergletscherte Blümlisalp, so zeugt noch bei manchem andern Berg schon der Name von solcher Ueberlieferung.

Eigenthümlich ist die Legende, die sich an die Gletscher knüpft, welche die Grimsel umgeben. Ahasverus, der ewige Jude, traf, wie die Sage berichtet, diese Berge, als er in der Jugend sie überstieg, bekleidet mit würzig blühenden Matten. Beladen mit dem Fluche des Herrn, den er von seiner Thür verstoßen, ruhelos die Erde durchwandernd, kehrte er wieder nach tausend Jahren, und Eis und Schnee deckten die verwüstete Alpentrift. Da sagte ihm der Geist, wirst Du einst nochmals wiederkehren und die Brust des Berges, frei von der Gletscherlast, wieder neu ergrünt finden, so sei es Dir ein Zeichen, daß auch von Deiner entsühnten Brust die Last der Sünde gewälzt sei.

Noch in andrer Weise verheerend wirken die Glet-

scher, wenn sie, aus einem Seitenthale vordringend, mitten durch das Hauptthal einen Eiswall ziehen, der sich zu Zeiten noch eine Strecke weit den gegenüberstehenden Abhang hinaufschiebt. Dann stauen sich die vom oberen Ende des Thales niedersteigenden Gewässer zu einem die Gegend weithinüberflutenden See. Ein äußerst malerisches Schauspiel solcher Art bietet der Allelingletscher, der sich quer durch das Thal hin der Saaser Visp entgegenstellt und sie zum Mattmarksee aufdämmt. Nach dem See hin scheint der Gletscher unmittelbar auf der klaren wellenlosen Flut zu schwimmen und verdoppelt in deren reinem Spiegel seine hundert phantastischen Eisnadeln und dunkelblauen Klüfte.

Bei weitem größere Gefahr aber als dem oberen Theile des Thales die Ueberschwemmung bereitet, bedroht den unteren, wenn das angesammelte Wasser endlich den Eisdamm durchbricht und nun mit Wogen, Schollen und fortgewälztem Gestein stundenweit die fruchtbare Niederung verwüstet.

Wer von Saas über Allmagell nach dem ebengenannten Mattmarksee aufsteigt, bemerkt am Wege zahlreiche, mit Jahreszahlen versehene Kreuze. Sie bezeichnen die Zeiten, wo die durch den Gletscher gehemmten Gewässer des See's zu besonders drohender Höhe anschwollen und Schrecken durch das Thal verbreiteten. Ein äußerst verheerender Durchbruch er-

folgte im Jahr 1740. Ein ähnlicher stand 1833 bevor. Da sprengte der Ingenieur Venetz quer durch den Gletscher einen Stollen, durch den noch heute die Visp gegen das Thal hin gefahrlos abfließt.

Die Erscheinung wiederholt sich am Aletsch- oder Mörillen-See. Vom Gletscher gesperrt, wühlte er sich zu Zeiten mitten durch den Eisdamm einen Ausweg und trug weithin über das Wallis Unheil und Verderben. Der Hirte aber, der auf der benachbarten Märielen Alp weidete, hatte die Pflicht, sobald er den Spiegel des See's sich senken sah, im schnellen Lauf nach Naters zu eilen, damit die Bewohner noch Zeit fänden, das nackte Leben oder vielleicht das Nöthigste von Habseligkeiten zu retten. Den Botenlauf bezahlte ihm dann nach altem Brauch ein neues Paar Schuhe.

Ebenfalls periodisch wiederkehrend sind Absperrung und Durchbruch im oberen Fenderthal, dessen jüngste Ueberfluthung vor wenig Jahren allgemeine Theilnahme weckte. Seit dem Jahre 1842 wuchsen die in zwei zusammenstoßende Thäler mündenden Vernagt- und Rofnergletscher einander entgegen. Ihre endliche Vereinigung schien ihnen vervielfältigte Kraft zu geben. Mit einer Schnelligkeit, von der kein zweites Beispiel beobachtet ist, schritten sie nun in Einem Körper unter donnerähnlichem Krachen in das Thal hinab. In nicht mehr als 13 Tagen war das Ungethüm vier-

hundert Fuß weit vorgedrungen und staute alles Wasser über sich auf, bis sich dies endlich durch das lockerer gewordene Eis einen Ausgang wühlte. Wenn auch in kleineren Dimensionen, hat aber die gleiche Erscheinung sich an eben dieser Stelle schon mehrfach wiederholt. Schlagintweit weist seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts fünf Beispiele nach, in denen der Vernagtgletscher vorrückte, die Wässer des Rofnersees aufstaute und nach deren Entleerung sich allmälig wieder zurückzog.

Noch gewaltiger war im Jahr 1818 die Katastrophe der Dranse. Von den beiden Flüssen dieses Namens, die sich bei Saint Branchier an der Straße des großen Bernhard vereinigen, drängt sich der östliche tief im Hintergrunde des Bagnethales durch eine enge Felsenschlucht, den Paß Mauvoisin. An eben jener Stelle steigt von den Schultern des Mont pleureur der Gietrozgletscher nieder und endet mehr als 1000 Fuß über der Thalsohle auf der Höhe einer senkrechten, die Schlucht begränzenden, Felsenwand. Wächst nun der Gletscher, wie er in jenen Jahren fortwährend wuchs, so schleudert er Eisscholle über Eisscholle in das Bett des Flusses. Im Frühjahr 1818 hatten diese Schollen in solchem Maaße sich gehäuft, daß sie quer durch das Thal einen 400 Fuß hohen und 600 Fuß breiten Damm bildeten. Wochen

und Monate lang stieg täglich das Wasser des dahinter aufgestauten See's um zwei und mehr Fuß. Auch hier half Venetz durch einen Stollen, an dem länger als 4 Wochen mit unerhörter Anstrengung gearbeitet ward. Schon zwei Drittheil des Wassers waren ruhig abgeflossen und die Gefahr schien beseitigt; da gab der gelockerte Eisdamm nach und die noch immer riesige Wassermasse, man rechnet über 500 Millionen Kubikfuß, stürzte sich in rasender Schnelligkeit bis in das Rhonethal und den Genfersee. Vierunddreißig Menschen kamen in den Fluthen um, mehr als 500 Gebäude wurden zerstört, ganze Wälder fortgerissen und den Feldern auf weite Strecken ihre fruchtbare Erdkrume gänzlich hinweggespült. Noch im Jahre 1844 fand ich die Spuren der Verwüstung unverwischt.

Kehren wir indeß, statt noch länger bei dem Unheil zu weilen, das der Gletscher nach außen verbreitet, noch einmal zu seiner inneren Bewegung zurück. Das einfachste Wahrzeichen, um dieses Fortschreiten zu beobachten, bieten uns die Felsblöcke der Moränen, und eben dies Fortschreiten giebt uns wieder den Schlüssel zu jener auffallenden Erscheinung langer Linien regelmäßig aneinander gereiheter Steinmassen. Nehmen wir an, daß der obere Theil des Gletschers sich unter einer vom Wetter zerbröckelten Felswand

hinzieht, so werden zwar die im Laufe der Zeit sich ablösenden und auf den Gletscher niederfallenden Steinmassen mehr oder weniger denselben Weg nehmen; ist aber inzwischen der Gletscher weiter vorgerückt, so wird er die zuerst gefallenen schon mit sich geführt haben und die Nachfolgenden werden nun hinter diesen zu liegen kommen. So bewirkt denn ein gleichmäßig andauerndes Niederollen von Steinen auf der Oberfläche des Gletschers eine sich regelmäßig fortziehende Linie solcher Fragmente.

Manche von ihnen werden von Hause aus auf dem Rande des Gletschers liegen geblieben sein, andre werden, da der Gletscher gegen die Mitte höher zu sein pflegt, sich allmälig nach dem Rande hin senken. So entstehen jene Seitenmoränen, jene Gandecken, die zwischen dem freien Gletscher und den Uferwänden des Thals einen Wall bilden.

Oft aber münden zwei von Gletschern ausgefüllte Thäler in einander; die Gletscher vereinigen sich gleich zwei Flüssen, welche nun zusammen nur die beiden Ufer haben, welche früher das rechte des einen und das linke des andern Gletschers bildeten. Wenn dann aber auch die beiden Ufer, die sich in der Mitte begegneten, verschwinden müssen, so bleiben doch die Moränen, die sich bisher an ihnen hinzogen. Sie verbinden sich zu einer einzigen Guferlinie, die auf

der Mitte des Gletschers sich fortziehend, noch in weiter Entfernung die Grenze des von dem einen und von dem andern Gletscher herstammenden Eises bezeichnet. Aehnlich erkennen wir oft weit unter dem Zusammenfluß zweier Ströme, scharf von einander geschieden, das dem einen und andern angehörende Wasser.

Nicht selten kommt zu dem einen Gletscherzufluß ein zweiter oder dritter, für welchen die gleiche Erscheinung sich wiederholt, so daß nun neben der ersten und parallel mit ihr eine zweite und dritte Mittelmoräne herläuft. Ohne sich zu vermengen, begleiten sie in gleichem Abstande einander, den leichteren Krümmungen des Thales sich fügend, bis vielleicht eine scharfe Ecke oder ein steilerer Absturz sie durcheinanderwirft. So lange das nicht geschehen ist, wird in noch so weiter Entfernung das, einem rechts belegenen Seitenthal angehörige, Felsstück nie auf die linke Seite des Gletschers verirrt sein. Der Steinkenner findet in den verschiedenen Guferlinien, wie auf dem Tische des Mineralienhändlers, der Reihe nach nebeneinander gelegt die Proben der Gebirgsarten aus allen den Thälern, welche den Gletscher gespeist haben.

Mit diesem Umstande wohlbekannt, durchforschen die Krystallhändler des Landes oft sorgsamen Blickes

die Felsblöcke der Moräne. Ein reicher Krystallfund ist nicht nur eine ergiebige Goldquelle, sondern Krystalle zu suchen ist eine Leidenschaft, der des Gemsjägers, oder des Tyroler Burschen vergleichbar, der zwischen Schnee und Felsenabsturz für sein Mädchen nach der Edelweißblume sucht: nicht minder lebensgefährlich als diese beiden.

Die Höhlen oder Nester, deren Inneres der funkelnde Bergkrystall überkleidet, pflegen an schwer zugänglichen Felsenwänden sich tief im Gestein zu verstecken; doch will man Wahrzeichen haben, welche dem Kundigen den geheimen Schatz verrathen. Vor mehr als hundert Jahren fand ein Hirt am Zinkenstock beim oberen Aargletscher in einer Höhle einige hundert Centner Krystall, wofür 30,000 Thlr. gelöst wurden. Eine ähnliche Höhle, Brieg in Oberwallis gegenüber, lieferte in neuerer Zeit über 5000 Pfund Krystalle, darunter einzelne Stücke bis zu vierzehn Centner schwer.

Wer nun dieser eigenthümlichen Jagd nachgeht, der späht an dem Gufergestein, wo er ein Wahrzeichen finde, das ihm auf Krystalle zu deuten scheint. Hat er dergleichen entdeckt, so versieht er sich auf das geheimste mit dem zum Steigen und Brechen dienlichen Geräth und mehrtägigem Mundvorrath. Die erste Nacht schläft er am Fuße des Felsens, zu dem ihn

jene Spur wies. Mit der Dämmerung fängt er an die Wand zu ersteigen und zu durchsuchen; öfter, als daß ihm ein günstiger Erfolg zu Theil würde, um mit leeren Händen, oder gar mit gebrochenem Genick an dem Fuße des Felsens wieder anzulangen.

Während am oberen Ende des Gletschers die Felsstücke in den Firn einsinken, erheben sie sich im Fortgange gegen unten aus dem Eise, so daß man im Volke nicht mit Unrecht sagt, der Gletscher stoße alles Unreine und Fremde, namentlich die in ihm enthaltenen Steine aus. Liegt nun ein solcher Felsblock isolirt auf dem Eise, so wird um ihn her das Eis verdunsten, die Sonne wird es wegschmelzen; er aber wird seiner Unterlage als Sonnenschirm dienen, unmittelbar unter sich also Thauen und Verdampfen hindern. Die Folge davon ist, daß er nach einiger Zeit auf einem freistehenden Eispfeiler schweben, einen sogenannten Gletschertisch bilden wird. Die Strahlen der Sonne fallen aber schief, und im Verlaufe des Tages von drei Seiten auf jenen Stein. So wird er denn nur gegen Norden das ihn tragende Eis völlig beschützen; je höher aber der Eispfeiler unter ihm aus der Gletschermasse hervorwächst, um so mehr werden die Sonnenstrahlen ihn gegen Mittag und die beiden andern Weltgegenden abnagen. Der Stiel dieses seltsamen Pilzes nimmt eine immer schiefere

Richtung an, bis er endlich unter der Last des steinernen Hutes abbricht. Jener Block aber wird, kaum niedergefallen, wieder in der alten Weise auf der neuen Unterlage emporzuwachsen anfangen.

Wo die Steine näher beisammen liegen, wird diese Erscheinung nicht eintreten. Sind sie klein und namentlich flach, so wird die Sonnenwärme, die sie durchdringt, sogar grade umgekehrt, das Eis unter ihnen schmelzen und sie etwas einsinken lassen. So entstehen die Brunnen, während die Cascaden oder moulins ihren Ursprung einer vom Wasser erweiterten Gletscherspalte zu verdanken haben. Ueberziehen sie dagegen eine größere Strecke des Gletschers mit einer dichteren Kruste, so schützen sie diese ganze Strecke vor dem Abthauen, sie wird, als ein erhöhter Rücken, sich über die Gletscherfläche erheben, wie dies bei jeder Mittelmoräne regelmäßig der Fall ist.

Felsblöcke aber, größere und kleinere Steine, alle werden sie unaufhaltsam dem unteren Ende des Gletschers zugeführt, wo sie von dem Eise niederstürzend die Endmoräne, den Gletscherwall bilden.

Zu Zeiten endet der Gletscher in einem See. Ein Beispiel bietet in der Schweiz der schon erwähnte Aletschgletscher. Auf Spitzbergen und im Feuerland erstrecken sich die Gletscher bis in das Meer. Kane sah an der Nordwestküste Grönlands den Humboldt-

gletscher über den weiten breiten Meeresarm zu der gegenüberliegenden Insel eine Brücke bilden. Wo nun Aehnliches der Fall ist, da erhalten die sich vom Gletscherende loslösenden Eismassen sich noch lange Zeit auf dem Wasser schwimmend. Die meisten jener beweglichen Eisberge, die den Polarschiffer mehr als alle anderen Gefahren jener unwirthlichen Meere schrecken und die, Kälte ausstralend, nicht selten den Küsten unseres Welttheiles zutreiben, sind gewiß nicht aus gefrornem Meerwasser entstanden, sondern losgerissene Stücke der Polargletscher. Hafteten auf ihnen von der Moräne herbeigeführte Steinblöcke, so werden nun auch diese, von dem seltsamen Fahrzeug gehalten, vielleicht eine weite Strecke fortgetragen werden.

Wir haben bis jetzt noch unterlassen, von der Einwirkung zu reden, welche die Bewegung des Gletschers auf die Felsen ausübt, an denen und über die er sich fortschiebt. Wie sich von der Jahrhunderte lang fortgesetzten Reibung einer so riesenhaften Eismasse erwarten läßt, ebnet und rundet sie die Rauhigkeiten der Felsenunterlage, über welche sie hingleitet; sie bildet aus ihr die von Agassiz sogenannten roches moutonnées. Vielleicht noch bemerkbarer ist der Einfluß auf die Seitenwände des Thales. Der Sand und die kleinen Steine, mit denen, namentlich am Rande, der Gletscher überdeckt ist, scheuern unab-

lässig an der Felsewand, an der sie sich vorüberdrängen. Die Steinblöcke der Seitenmoräne, die an der gleichen Bewegung Theil nehmen, helfen, etwa vorspringende Ecken abzustoßen und so bildet sich eine glatte, fast polirte Fläche, ein Gletscherschliff. Schiebt alsdann der Gletscher über diese bereits glattgeschliffene Fläche noch ferner scharfe und harte Steinsplitter hin, so müssen in der Richtung, in welcher der Gletscher sich bewegt, feingerissene Linien entstehen.

Diese Erscheinungen, die mehr oder weniger ein jeder Gletscher bietet, lassen sich natürlich vorzugsweise da mit Leichtigkeit beobachten, wo der Gletscher sich etwas zurückgezogen und dadurch einen Theil der Grundfläche, über welche, und der Seitenwände, an welchen hin er sich bewegte, wieder offen gelegt hat.

So viel wir nun auch schon berichtet haben über die Bewegung der Gletscher, so haben wir doch zur Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung noch nichts gesagt. Räthselhaft nämlich müssen wir jedenfalls die Erscheinung nennen, daß eine oft meilenlange und mehrere hundert Fuß dicke Masse spröden, starren Eises auf unebenem Boden und oft bei äußerst geringer Thalsenkung sich fortbewegt, sich den Krümmungen des Thales, seinen Verengungen und Erwei-

terungen bequemt und selbst durch steilen Abfall nicht auseinandergebrochen wird.

Die ältere von Altmann und Grumer, später von Saussure, neuerdings von Hopkins, Merian und Andern versuchte Erklärung, daß der ganze Gletscher wie eine große Scholle auf dem abhängigen feuchten Boden fortgleite; ist wenigstens insoweit, als sie für sich allein die Erscheinung erklären soll, leicht widerlegt und von den Kundigen so gut als aufgegeben. Daß aber ein Gleiten des Eises bei der Bewegung des Gletschers mitwirke, ist allerdings glaublich und neuerdings von Mehreren mit guten Gründen behauptet.

Desto lebhafter bekämpfen sich dagegen noch immer zwei scharfsinnige Erklärungen, die man nach ihren berühmtesten Verfechtern die Dilatationstheorie von Charpentier und Agassiz, und die Plasticitätstheorie von Rendu und Forbes zu nennen pflegt. Diese Erklärungen selbst aber werden uns nur verständlich werden, wenn wir uns zuvor die Entstehung der Gletscher deutlich gemacht haben.

Der in den Hochalpen alljährlich massenhaft fallende Schnee (Beobachtungen auf dem Sanct Bernhard ergaben eine verticale Schneeschicht von jährlich 30 Fuß Höhe) wird durch längeres Liegen und namentlich durch den Druck, den neugefallene Schneemassen auf ihn ausüben, nur zusammengedrückt, in

seinem Wesen aber nicht verändert. Eine Veränderung tritt erst dann ein, wenn die Sommersonne den Schnee auf der Oberfläche schmilzt und das Thauwasser in das Innere der Schneeschicht eindringt. Die Kälte der nächsten Nacht bringt nämlich dies Wasser wieder zum Frieren. Es friert an die Schneeflocken, zwischen die es eingedrungen war, und verwandelt sie in Eiskörner, die sich bei der täglichen Wiederholung dieses Wechsels von Thauen und Gefrieren allmälig vergrößern. So entsteht der Firn. Es leuchtet aber ein, daß dieser ganze Hergang nur da möglich ist, wo der Schnee zugleich den ganzen Sommer über liegen bleibt und doch auf der Oberfläche aufthaut. Die Region des Firns beschränkt sich also auf gewisse, nicht eben weit auseinander liegende Grenzen.

Drücken die neu hinzukommenden Schneemassen den niederen Theil des Firn weiter nach unten, so verwandelt ihn der stete Wechsel von Thauen und Gefrieren endlich in wahres Eis. Bei dieser Verwandlung mußte die bedeutende Menge Luft, die in dem lockeren Schnee enthalten gewesen war, insoweit sie unter dem stets wachsendem Drucke der darüberliegenden Massen nicht entweichen konnte, sich zu Bläschen gestalten, die dem Eise sein weißliches Ansehn geben. Bei fortgesetztem Drucke auf das noch in der Bildung begriffene Eis werden jene Bläschen immer

platter gedrückt, die in ihnen enthaltene Luft entweicht allmälig und es bleiben von ihnen nur die unsichtbaren Spalten zurück, die ein Korn des Gletschers vom andern trennen. Mit den Bläschen hat das Eis die weiße Farbe verloren; es ist compacter geworden und nun bläulich gefärbt. So entsteht der Gletscher.

Agassiz ist nun nach Scheuchzer's und Charpentier's Vorgang der Meinung, daß während in der ganzen Ausdehnung des Gletschers täglich ein Theil der Oberfläche schmilzt, dies Wasser bei Tage fortwährend in jene unsichtbaren Zwischenräume der Gletscherkörner, die von ihm sogenannten Haarspalten, eindringe, dann aber in den kälteren Nachtstunden wieder gefriere. Nun ist es eine, jeder Hausfrau bekannte, Erfahrung, daß Wasser, indem es gefriert, sich etwas ausdehnt und daher z. B. die Flasche zersprengt, in der es sich befindet. Auch das Thauwasser in jenen feinen Eisspalten muß sich also ausdehnen, und wenn diese Dilatation für das einzelne in eine solche Spalte eingedrungene Tröpfchen auch mit unseren Sinnen nicht wahrnehmbar ist, so muß doch die gleichzeitig eintretende Ausdehnung so vieler Millionen, die ganze Gletschermasse durchziehender Tröpfchen eine nicht unbeträchtliche sein. Diese Kraft ist es nun, welche, da sie rückwärts das Thal hinan und nach den beiden Seitenwänden zu gar nicht oder doch nur wenig wir-

ken kann, nach Agassiz' Ansicht den Gletscher vorwärts drängt.

Forbes, der Bischof Rendu und Andere dagegen sehen in dem Gletscher nicht eine starre Eismasse, sondern ein Aggregat zusammengefügter, durch Feuchtigkeit schlüpfriger, wie durch Haken und Scharniere an einander hängender Eiskörner; sie schreiben dem Gletscher, ihrem Ausdrucke nach, eine Plasticität oder Viscosität zu. Wie nun etwa ein steifer Brei äußerlich als eine feste Masse erscheint und doch dem Gesetze alles Flüssigen gehorchend, eine schiefe Fläche allmälig hinunterfließt und sich der Gestalt des ihn umschließenden Gefäßes bequemt, so wäre nach dieser Meinung auch die Bewegung des Gletschers ein eigentliches Fließen. Eine wesentliche Modification hat diese Ansicht durch Hopkins und Tyndall erfahren, welche die Bewegung des Gletschers nicht sowohl als ein Fließen, denn vielmehr als ein fortgesetztes Sichverschieben der Elemente des Eises bezeichnen wollen.

Nach Hopkins' Meinung wäre der Gletscher der Richtung seines Laufes nach aus schmalen Eistafeln zusammengesetzt, die unter der Einwirkung des Druckes, den sie von oben erleiden, fortwährend an einander vorüberglitten. Tyndall dagegen hält dafür, daß die unterliegenden Eisstücke unter dem Gewichte der von oben nachrückenden Last, immer auf's Neue in kleine

Bruchstücke zerspringen, die nach vorwärts rückend an einander vorbeigleiten und dann sofort wieder zu einer festen Masse gefrieren.

Hugi endlich betrachtet als mitwirkend eine ihm selbst räthselhafte Einsaugungskraft des Gletschers, durch welche derselbe bis in sein Innerstes aus der umgebenden Luft die Nahrung sich aneigne, wodurch die ihn zusammensetzenden Eiskörner fortwährend wüchsen und daher die ganze Eismasse natürlich vorwärts drängten.

Vor nun etwa fünfzehn Jahren wurde zwischen den Häuptern dieser Ansichten ein eigenthümlicher Krieg geführt. Agassiz und Hugi bezogen im Berner Oberland, jeder von ihnen auf einem andern Gletscher, Forbes in Chamounix, ein Lager. Etwas später rückten auch die Brüder Schlagintweit in's Feld und nahmen auf dem Pasterzengletscher am Großglockner ihre Position. Freunde verbanden sich dem Einen wie dem Andern. Alpenführer, Träger und Boten bildeten den reisigen Troß. Fahnen wurden aufgepflanzt hüben und drüben. Waffen und Kriegsgeräth, bestehend in Thermometern, Winkelmessern, Fernröhren, Zeichnenapparaten u. s. w. wurden in den Stand gesetzt und nun begannen die monatelang angestrengt fortgesetzten Kriegsoperationen, hier auf dem Aargletscher, wo Agassiz seiner Hütte von Brettern und Leinwand den stolzen Namen eines

Hôtel des Neuchatelois gegeben hatte, dort auf dem Grindelwaldgletscher, wo Hugi in bescheidenerer Herberge nicht unwichtigere Resultate gewann. Der Eine senkte den Thermometer in tiefe Bohrlöcher des Eises und trieb Stollen weit in des Gletschers Eingeweide, dessen innerste Structur zu erforschen; der Andere träufelte auf die Eisfläche gefärbte Flüssigkeiten, deren Verbreitung durch die zarten Haarspalten der Gletschermasse er sorgsam beobachtete. Aber nicht auf gletscherkühle Sommervilleggiatur beschränkte sich Hugi. Schon beim Beginn seiner Studien vor nun mehr als zwanzig Jahren verbrachte er bei 15 Grad Kälte zwei Januarwochen auf, ich möchte sagen, in dem obern Grindelwalder Eismeer, so vielfach ließ er sich bis auf den Grund der tiefen Schrunden hinab.

Ueber den Ausgang dieses Krieges Ihnen zuverlässigen Bericht zu erstatten, halte ich mich nicht für befähigt. Wie nach so mancher Schlacht schrieben beide Theile sich den Sieg zu. Wohlgeeignet, gegen Agassiz' Theorie Zweifel zu erwecken, sind aber die Wahrnehmungen, daß, nach Hugi, die Haarspalten kaum weiter als einige Fuß tief in das Gletschereis eindringen, daß das Innere des Gletschers eine stets gleiche Temperatur hat und sich namentlich nie bis zum Thaupunkte erwärmt, daß endlich auch im strengsten Winter, wo doch kein Wechsel von Auf-

thauen und Gefrieren vorkommt, der Gletscher dennoch, wenn auch langsamer als im Sommer, unablässig vorrückt. Noch entscheidender ist die Hinweisung auf die Polargletscher, welche in einem Himmelsstrich, unter dem der Boden mehrere Fuß tief auch im vollen Sommer nie aufthaut, dennoch nicht minder stätig vorrücken. In der That hat Agassiz selbst in seinen neuen Études die Ausschließlichkeit seiner früheren Theorie aufgegeben und die Mitwirkung der von Forbes und Hugi behaupteten Gründe eingeräumt.

Aber auch die Meinung dieses Letzteren, so wie die von Hopkins und Tyndall, beruht auf vielfach willkürlichen Voraussetzungen, für welche, bis jetzt wenigstens, die Erfahrung noch keinen Anhalt geboten hat. So scheint denn ein Uebergewicht von Gründen für die Voraussetzung eines Fließens der Gletschermasse zu sprechen, wenn auch gezweifelt werden kann, ob dies Fließen gerade so zu denken sei, wie Forbes es formulirt hat.

Erst in neuerer Zeit hat man zwischen der Bewegung des Gletschers und dem früher erwähnten Wechsel blauen und weißen Eises und schmaler Schmutzstreifen einen Zusammenhang vermuthet. Wir nannten diese Bandstructur nach dem Vorgange von Agassiz die Jahresringe des Eises. Indeß hat Agassiz die Meinung, daß sie auf die jährlich abgesetzte Schneeschicht

der Firnmulde zurückzuführen seien, später selbst aufgegeben. Auch Forbes und Schlagintweit läugnen den Zusammenhang der Jahresschichten mit den Bandstreifen. Von den Erklärungen des Phänomens aber, die an die Stelle jener alten gesetzt sind — Einsikerung von Thauwasser, natürliche, gewissermaßen krystallinische Zerspaltung des Eises — will keine befriedigen. Man hat die Annahme vereister Jahresschichten vorzugsweise deshalb verlassen, weil diese Schichten, wie sich von selbst versteht, in der Firnmulde horizontal über einander liegen, also in gleicher Richtung aus ihr in den Gletscher abfließen sollten, während in der That jene Bandstreifen gerade am obersten Anfang des Gletschers steil aufrecht gestellt sind und sich erst im Verlaufe des Gletscherflusses nach vorn zu neigen beginnen. Es scheint indeß bei diesem Bedenken nicht gehörig erwogen zu sein, daß die abfließenden Theile des Firn's keinenfalls die oben aufliegenden sind, sondern die untersten, durch die Größe der aufruhenden Last am stärksten zusammengedrückten und vereisten. Sollten sie am Anfange des Gletschers als Eis zu Tage kommen, so mußten sie aus der Tiefe des Firnkessels emporgestoßen werden. Sobald dies aber, wie man anzunehmen genöthigt scheint, durch einen, dem der hydraulischen Presse ähnlichen, Druck, die steilabschüssige Vorderwand der Firnmulde hinauf geschah,

so mußten sich auch die ursprünglich wagerechten Schichten aufrecht stellen und in solcher Stellung an der Randkluft des Gletschers, die ihn von dem Firn scheidet, zu Tage treten; der Widerstand aber, den das obere Gletscherende diesem Hervorquillen der Eisschichten entgegensetzte, vermehrte nothwendig noch die Steilheit jener Aufrichtung.

Gestatten Sie mir schließlich noch ein Wort von den Spuren zu sagen, welche verschwundene oder in ihrer Ausdehnung verminderte Gletscher zurückgelassen haben. Wir haben jenes räthselhafte Vor- und Zurückweichen der Gletscher bereits kennen gelernt und gesehen, daß der sein Thalende einziehende Gletscher seine Endmoräne, oft auch einen Theil der Seitenwälle zurücklasse und nun erst recht aufdecke, wie er den Boden des Thales abgerundet und die Seitenwände geschliffen.

Ein in die Augen fallendes Beispiel bietet der vom Strahlhorn niedersteigende Schwarzberggletscher, der vor etwa dreißig Jahren in dem gewöhnlichen Geleite von Felsblöcken aus dem Gebirge seines Ursprunges quer durch den mehrerwähnten Mattmarksee weiter und weiter bis zur jenseitigen Berglehne vordrang. Unerwartet, wie er gekommen war, zog er sich

wieder zurück. Außer anderem Gestein ließ er aber hart am Wege zum Monte moro zwei Felsblöcke von sogenanntem Blaustein, richtiger von Gabbro, einen jeden etwa 200,000 Centner schwer, liegen, wie dieser Stein sich eben nur an den Abhängen des Strahlhorns findet. — Aehnliche Spuren von Moränen und Gletscherschliff finden sich sehr oft in ziemlicher Entfernung unter dem jetzigen Gletscherende.

Mit Befremden bemerkt aber das mit solchen Wahrzeichen vertraut gewordene Auge bei sorgsamerem Aufmerken in räthselhafter Höhe, zwei-, dreihundert Fuß über der jetzigen Thalsohle, viele Stunden, ja Tagereisen weit von der Region des Schnee's und Eises entfernt, genau die gleichen Spuren. Da ziehn sich hoch an den Bergen hin die unverkennbaren alten Moränen, da sind die Kanten der Thalwände abgerundet, ganze Felsengehänge glatt geschliffen und zum Theil mit jenen feingerissenen Linien gezeichnet, deren Entstehung wir vorhin nachwiesen. So, nicht etwa nur die zehn Stunden langen Vispthäler von Zermatt und Saas bis hinab zu der Rhone; nein, ebenso auch das weite, reichlich drei Tagereisen lange Rhonethal hernieder bis zum Genfersee.

Durch dieses Fortrücken der Moränen sind Blöcke wohlbekannten, aber weit entlegenen Ursprungs mit-

ten unter fremdartiges Gestein, oft auf beträchtlichen Anhöhen abgelagert. So liegen, um nur ein Beispiel zu erwähnen, auf den Abhängen des Mont Salève bei Genf, eines reinen Kalkgebirges, mächtige Blöcke des Granits der savoyischen Alpen.

Das wilde Pontailjasthal steigt vom südlichen Abhange des Tödi gletscherreich gegen Trons, die alte Bundesstadt des grauen Bundes herab. Die Berge dieses Thals bestehen aus einem eigenthümlich beschaffenen Granit, wie er sich in der ganzen Schweiz nicht zum zweiten Mal findet. Denken wir uns nun einen, das ganze Thal ausfüllenden Gletscher, der an dessen Ausgang einem noch größeren, das Vorderrheinthal niedersteigenden, begegnete, so würden die von jenem herabgeführten Granitblöcke nothwendig an die linke Seite des Rheinthalgletschers gedrückt werden. Mündete demnächst ein anderer Gletscher von Süden her in das Rheinthal, so würde dessen Gestein zur rechten Guferlinie des großen Gletschers werden müssen. Ein solches Seitenthal ist nun beträchtlich weiter unten das von der Landquart durchströmte Prättigau, in dem sich wieder ganz eigenthümliche Gesteine, nämlich besondere Arten von Gneis und Hornblende finden.

Genau was wir nun als nothwendige Wirkung des Zusammentreffens dreier Gletscher in einem Thale,

wo jetzt die Rebe trefflich gedeihet, nachwiesen, das zeigt uns die Wirklichkeit. Das Rheinthal tief hinunter und ebenso bis in das einst mit dem Rhein zusammenhängende Linttḥal liegen an der linken, aber auch nur an der linken Seite des Thals Blöcke des nicht zu verwechselnden Granites von Pontailjas, ebenso auf der rechten und nur auf der rechten Seite Gneisblöcke aus dem Prättigau.

Wir dürfen noch weiter gegen die Ebene hinabsteigen, ohne die Gletscherspuren zu verlieren. Die beiden Hauptstädte der deutschen Schweiz, Zürich und Bern, sind umgeben von ehemaligen Endmoränen, zum Theil auf denselben gebaut.

Die Mehrzahl dieser Erscheinungen, insbesondere die der unter fremdartiger Umgebung weitverstreuten sogenannten erratischen oder Findlingsblöcke war längst bekannt; wurde aber, nicht zu bestreitenden Thatsachen entgegen, in anderer Weise, namentlich durch mächtige Wasserströmungen, erklärt. Da verfiel im Jahre 1815 zuerst ein Gemsjäger Perraudin auf den Gedanken, das ganze Rhonethal müsse ein Gletscher gewesen sein. Erst vierzehn Jahr später faßte ihn der bereits genannte Ingenieur Venetz wieder auf. Noch später eigneten Charpentier, Agassiz, Schimper, Hugi, Escher und Andere sich denselben

an, und nachgerade beginnt er, den zugestandenen beigezählt werden.

So können wir es denn nicht ablehnen, daß vielleicht Jahrtausende lang das ganze Wallis unter bergehohem Eise erstarrt lag, daß an den jetzt so lieblichen Geländen von Montreux bis Lausanne der Gletscher, Felsblöcke verstreuend, sich entlang schob und düsterer Winterschlaf die fruchtbaren Gefilde der Waadt gefangen hielt.

Und wie mochten in dieser „Eiszeit" die Ebenen unsers nordischen Vaterlandes gestaltet sein? Stiegen vielleicht auch von den scandinavischen Bergen ähnliche riesenhafte Gletscher in das Meer nieder, das damals noch unser Flachland überfluthete? Trieben vielleicht auf diesem unwirthlichen Meere unzählige, von den nordischen Gletschern losgespülte Eisschollen, beladen mit Felsblöcken, welche die Moräne von den schwedischen Bergen herabgeführt hatte?

In der That, wir möchten es glauben. Die ganze Ebene von Norddeutschland ist übersäet mit Findlingsblöcken, denen ähnlich, die wir in der Schweiz geschildert haben. Sie bestehen aus Granit, oft von größter Schönheit. Keines unserer deutschen Gebirge enthält einen solchen Granit. Wohl aber findet er sich genau ebenso noch heute in den Bergen des innern Schwedens. Aus einem solchen Findlingsblock

ist die herrliche Granitschaale gebidet, die den Berl
Lustgarten schmückt. Gleicher Stoff lieferte die s
nen Fußgestelle zu mehreren der Feldherrnstatuen
Hauptstadt.

Aber auch bis zu dem Thal der Saale und El
ja selbst noch etwas über die Marken unserer S
hinaus, sind einzelne dieser Findlingsblöcke geschw
men. Leicht erkennt das nur etwas geübte Auge
vielfach über unsere Fluren gesäeten ausländis
Granite. Ein wunderbares Spiel des Zufalles
es, daß der angeblich südlichste von den Felsblö
die vor so viel Jahrtausenden Schweden uns ı
das Meer gesendet, als ein Denkmal an der S
liegen muß, wo bei Lützen Schwedens größter
nig fiel.

Die

Alpenpässe.

(1854.)

Schon oftmals habe ich mir eine Scene ausgemalt, die, wie viele Jahrtausende wir sie auch zurückverlegen mögen, irgend einmal doch sich zugetragen haben muß. Ich denke mir ein entferntes Alpenthal im Süden unsres Vaterlandes, ein Thal, das weiter als die benachbarten hineingreift in die Eingeweide der himmelanstrebenden Gebirgsriesen. Da halten sie nun rings um des Thales Ende Wacht mit ihren unnahbaren Felswänden, mit ihren zackigen Gletscherstürzen, ihren jungfräulichen Schneefirnen. Da entsenden sie Schrecken in das Thal, mögen die überschwellenden Gewässer die Alpenweiden hinwegspülen, oder Felsenstürze und Lawinen die Hütten mit Allem, was darin athmet, zerschmettern. Eine heilige Scheu haftet an jener Bergesmauer, vor deren Zinnen selbst der Steinadler umkehrt, und ein Jenseits, eine andre Welt, noch hinaus über die Regionen ewigen Schnees, ist den Bewohnern jenes Hirtenthales schlechthin unfaßbar.

So ist eine lange Reihe von Menschenaltern aufeinandergefolgt. Da lockt einen verwegenen Burschen,

einen Hirten oder Jäger, der Vorwitz; er klimmt weiter und weiter auf Pfaden, wo selbst der Gemse Fuß nicht mehr haften will. Hundertmal, als er sich schon der Höhe des Gebirgskammes ganz nahe glaubte, versperrte eine klaffende Schlucht ihm den Weg, thürmte eine senkrechte Wand sich vor ihm auf, oder der Felsrücken, den er verfolgt hatte, brach mit einer jähen Klippe ab.

Endlich ist es gelungen, er steht auf der Höhe des Joches. Oede, wild verschlungene Thalgründe thun sich gen Süden vor ihm auf; das von Schneefeldern und Gletschern abthauende Wasser fließt nicht mehr wie bisher ihm entgegen. Lustig murmelt es nach Mittag hin. „Land!“ ruft unser Columbus, ja Land, noch jenseit des Eises und Schnee's!

Aber was für ein Land? Werden es wohl auch Menschen sein, die jene unwirthbaren Bergesgründe bewohnen, oder haust dort nur der Bär und der Wolf? Sind es Menschen, werden sie dann nicht an Sitten jenem Raubgethier gleichen? Noch hemmen solche Zweifel den Fuß unsres Entdeckers. Mit größerer Gefahr, als er hinaufgeklommen, schleicht er in die heimathliche Hütte zurück und wahrt wochenlang eifersüchtig sein Geheimniß.

Aber es läßt ihm keine Ruhe. Das Wasser, das er dort oben nach Süden rieseln sah, lockt ihn in

Träumen, ruft ihn im Wachen. Er muß wissen, wo es hinrauscht. Endlich vertraut er sich einem Paar gleich strebsamer Altersgenossen. Schnell ist der Entschluß gefaßt. Waffen, Stangen, Taue, Mundvorräthe werden herbeigeschafft, und in frühester Morgendämmerung macht die kleine Schaar sich auf den Weg.

Wohl ist der jenseitige Absturz noch steiler als der nach Norden gewandte, wohl sind die Schluchten enger, die Gebirgsströme reißender. Wohl bedroht hundertfache Todesgefahr die kecken Kletterer. Endlich aber, nach mehr als einer, an der Gränze des Schnee's, am Absturz der Felswand durchfrorenen Nacht gelangen sie glücklich in die Thalebene.

Und die Menschen, denen sie begegnen, tragen fremdartige Kleidung und grüßen in fremder Sprache. Und die Wanderer gehen weiter, und milder und würziger fächelt sie die Luft an, und nie gesehene Früchte schimmern durch dunkelgrünes Laub, und die der Schnee- und Eiswüste nur eben erst Entronnenen fragen sich, ob dies Land noch derselben Erde angehöre, die auch ihr rauhes Heimathsthal trägt, oder ob es ein niedergefallenes Stück Himmel sei. Und sie kehren heim, beladen mit des Südens süßen Früchten, überwältigt von dem Eindrucke alles Dessen, was sie gesehen und genossen.

Ihre Berichte aber verlocken Mehrere und immer Mehrere zu gleichem Abentheuer. Aus den Nachbarthälern, ja aus dem entfernten Hinterlande strömen die Neugierigen herbei. Zur Neugier gesellt sich bald die Gewinnsucht. Ein Tauschhandel bricht sich über das Alpenjoch hin Bahn. Immer lebhafter wird der Verkehr. Mit der Zeit überbrückt ein Baumstamm die Schlucht, in deren Tiefe ein Bergstrom braust. Eingehauene Tritte machen die schwindliche Felswand zugänglicher. Neue Wanderer finden abkürzende oder minder gefahrvolle Pfade und aufgehäuftes Gestein, oder andere rohe Wegweiser bezeichnen den Nachfolgenden die einzuschlagende Richtung — und so ist, vielleicht in weniger als einem Menschenalter, der unzugängliche Gebirgsrücken zum Alpenpaß geworden.

Jahrtausende sind seit jener Zeit verstrichen, und wo damals der Fuß des verwegenen Jägers nur mit Grauen unbekannte Bahnen zu brechen wagte, da ersteigt heute in kunstreichen Windungen die breite Heerstraße das Gebirg. Stattliche Gasthäuser laden in mäßigen Zwischenräumen zu gemächlicher Erfrischung, und zweimal im Tage rollt ein riesiger Eilwagen, meist noch von zahlreichen Beichaisen begleitet, aus dem Lande der deutschen Zunge über den Berg hin in das der italienischen. Am frühen Mor-

gen hatte uns der Dampfer über den Vierwaldstätter See gebracht, und während wir in Altorf uns nach zweitem Frühstück zwischen den Spiegelscheiben des sammetgepolsterten Coupé's zurechtsetzen, arbeitet der Telegraph, um in Andermatt die Zahl der Couverts für unser Mittagsessen, in Bellinzona die Betten für unsere Nachtruhe zn bestellen.

Nicht allein aber liegen zwischen diesen Extremen zahlreiche Mittelstufen, sondern die zuletzt geschilderte Leichtigkeit des Verkehrs, wie wir sie gegenwärtig erreicht haben, ist ohne Zweifel selbst nur eine Durchgangsstufe zu weiterer Vervollkommnung. Schon überschreitet die Lokomotive am Sömmering und an der Bocchetta wenigstens die letzten Ausläufer der Alpen, und auf der weiten zwischenliegenden Strecke rüsten seit Jahren Markscheider und Bergmann ihr Geräth, um für den Sturmlauf des Dampfwagens in den Festungswall der Alpen zahlreiche Breschen zu sprengen. Bald vielleicht werden es nicht mehr die Schrecken der Eisregion sein, durch welche hindurch uns der Weg in das schöne Italien führt, sondern die nie zuvor gesehenen Wunder geheimnißvoller Bergestiefe, welche der Alpentunnel uns erschließt, wo die Drusen bunter Krystalle leuchten und das Geäder edler Metalle aus weitgestreckten Gängen wächst.

Lassen Sie uns aber inzwischen noch bei den

Alpenpässen, wie sie waren und wie sie sind, betrachtend verweilen.

Abgesehen von der kaum beginnenden Periode der Eisenbahnen können wir eine dreifache Gestalt dieser Pässe annehmen: Fußwege, Saumthierpfade und Fahrstraßen.

Zwischen den Fußwegen, welche noch den Namen Alpenpässe verdienen und den Jäger- oder Schmugglerpfaden, die nur ein Wagehals mit dringender Lebensgefahr betritt, ist eine scharfe Gränze nicht zu ziehen, und so läßt sich denn auch die Zahl solcher Bergübergänge nicht einmal annähernd bestimmen. Gar manche derselben führen Stunden, ja halbe Tage lang über Schneefelder und Gletscher, und einzelne darunter, wie der Theodulspaß und der Col du Géant überschreiten das Gebirgsjoch in einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß.

Die minder schwierigen dieser Pfade sind seit Jahrhunderten in Saumstraß'en verwandelt, auf denen das Maulthier zu jeder Jahreszeit beträchtliche Waarenlasten, die zu beiden Seiten des Sattels im Gleichgewicht schweben, über den Berg trägt. Straßen herzustellen, die zu solchem Zwecke genügen, also eine Breite von vier bis zehn Fuß haben, erfordert schon bedeutende Anstrengungen; kaum mindere, sie dauernd

in tauglichem Stande zu erhalten. So war denn die Zahl dieser Saumstraßen stets eine beschränkte.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts aber führten nur an zwei Stellen fahrbare Straßen über die Alpen, beide über deren niederen östlichen Theil: die ältere, die Brennerstraße von Insbruck nach Botzen, die jüngere über den kaum mehr als 3000 Fuß hohen Sömmering, welche Karl VI. im J. 1726 dem Fuhrwerk öffnete. Wo sonst immer zwischen Nizza und Insbruck und von da wieder bis zur ungarischen Gränze der Wagen des Reisenden zum Fuß der Alpen gelangte, da mußte er auseinander genommen und mit einem Aufwande von 20—30 Louisdor auf dem Rücken der Mäuler stückweis über den Berg getragen werden. — Unmittelbar nach der Schlacht von Marengo, zu welcher ein kühner Alpenübergang Napoleon den Weg gebahnt, beschloß er eine Reihe von Militärstraßen über die Alpen bis in das Herz von Italien zu führen, und nach 6 Jahren waren Simplon, Mont Cenis und Mont Genèvre in einer Breite von etwa 25 Fuß für Artillerie und jegliches Fuhrwerk passirbar. Andere Straßen waren entworfen und zur Vollendung vorbereitet, wie die des großen Bernhard und längs der Seealpen. Nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft entstanden in der Schweiz die Fahrstraßen über Splügen und Gotthart, Bernhardin, Julier und

Maloja. Oesterreich baute in Tyrol durch das Ampezzaner Thal und die kühnste aller Alpenstraßen über das fast 9000 Fuß hohe Stilfser Joch. Andere, wie die über den Bernina, sind fast beendet. So steigt denn die Zahl der mit Wagen jeder Art zu überschreitenden Alpenpässe schon auf 12 bis 14.

Um sich nun die Beschaffenheit eines solchen Alpenpasses zu veranschaulichen und die Schwierigkeiten, ihn wegsam zu machen, würdigen zu können, wird es nöthig sein, die Gestalt des zu überschreitenden Gebirges selbst ins Auge zu fassen.

Nicht zu zählende Jahrtausende lang mögen auf dem Boden, der jetzt die Alpen trägt und über den damals das Meer hinfluthete, schichtenweis aus dem trüben Wasser Gesteine sich niedergeschlagen, unterirdische Kräfte stellenweis den Boden gehoben, Landstrecken trocken gelegt und die Oberfläche mannichfach umgestaltet haben. Da drängte noch einmal die Feuerkraft des Erdkernes gegen die meilendicke Felsendecke, daß sie quer durch Europa von einander borst, und aus den langklaffenden Spalten quoll die halbflüssige Gesteinmasse, hob und überstürzte die alten Felsschichten, und während von unten immer neue Massen nachdrängten, thürmte sich der allmälig erkaltende Brei zu jener Kette von Gebirgsriesen auf, die von der Küste des Mittelmeeres erst in fast nördlicher, dann

aber ziemlich genau in ost-nordöstlicher Richtung sich Hunderte von Meilen lang aneinanderreihen.

Das ursprünglich flüssige krystallinische Gestein bildet nun den Kern der Alpen. Ihm zunächst lagern die Schichten, die wir metamorphisch nennen, weil die von jenem geschmolzenen Kern ausgehende Glut sie verbrannt und umgestaltet hat, also die schieferigen Gesteine. Weiterhin folgen die Massen, die durch die Hebung der Centralalpen nur mit gehoben, in ihrer ursprünglichen Schichtung verschoben, aber innerlich nicht verändert sind, die Kalkalpen und anderes ähnliches Gestein. So ist denn die Alpenkette natürlich nicht eine zusammenhängende, nach beiden Seiten gleichmäßig abfallende Hochebene, die es eben nur einfach zu überschreiten gölte, sondern sie bildet ein vielverschlungenes Netz von einzelnen Berggipfeln, langgestreckten Höhenzügen und vielgewundenen Thälern.

Betrachten wir aber dieses scheinbar wirre Labyrinth etwas näher, so erkennen wir in ihm doch eine gewisse Regelmäßigkeit. Von den savoyischen bis zu den steirischen Alpen finden wir in derselben Richtung, in welcher einst jene Spalten die Erdkruste durchbrachen und in welcher jetzt die Hauptgebirge sich aneinander reihen, ein System von langgestreckten, vergleichungsweise weiten und ebenen Thälern. So das der Rhone, des Vorderrheins, des Inn, der Salzach und der Drau.

Wir nennen sie Längenthäler. — Andere Thäler dagegen, die uns Querthäler heißen, und die bei weitem zahlreicher sind, dringen von der Centralkette her, mitten durch die vorliegenden Gebirge. Sie sind größtentheils schluchtartig eng, erweitern sich nur stellenweise zu Thalkesseln und steigen, meist in Terrassen, rasch vom Hochgebirge bis zum Vorlande nieder.

Die von den Bergen die Thäler hin niederrieselnden Gewässer sind der natürliche Wegweiser zu den Alpenpässen. Reicht doch sogar nicht selten das diesseitige dem jenseitigen Gewässer so zu sagen die Hand, und der See, der die Höhe des Joches bezeichnet, entsendet, wie auf dem Longhino, einen Theil seiner Fluthen in ein südliches, einen andern Theil in ein nördliches Meer. Genügte es nun, jene Längenthäler zu verfolgen, um endlich das Gebirg zu übersteigen, so würden, bei der regelmäßigen, sanfteren Structur dieser Thäler, die Schwierigkeiten nicht eben groß sein. Aber sie führen meist nur an dem Centralgebirge entlang, nicht zu Pässen über dasselbe hinaus, und selbst, wo dies ausnahmsweise der Fall ist, wie z. B. beim Innthal, da wird für den aus der Ebene gerade auf das Gebirg Zuschreitenden das Längenthal immer zu einem weiten Umwege nöthigen.

So werden denn die Alpenpässe in den Querthälern zu suchen sein. Damit aber ein solches zum Ueber-

steigen des Gebirges geschickt sei, wird, auch abgesehen von seiner eigenen Gangbarkeit, ihm an seinem obern Ende ein anderes in umgekehrter Richtung entsprechen müssen. Namentlich werden sonst wohl geeignete Thäler einem Alpenpasse dann nicht günstig sein, wenn, wie so oft der Fall ist, jenseits des Berges statt eines Querthales ein Längethal und mit ihm eine zweite parallele Bergkette sich quer vorlegt, die es dann weiter noch zu übersteigen gilt. Selten in der That ist ein so glückliches Zusammentreffen, wie das des Reuß- und Tessinthales am Sanct Gotthard oder das des Hinterrheins und der Lira am Splügen.

Prüfen wir nun aber, wie sich der Weg durch jenes Querthal bis zur Paßhöhe hinaufwinden soll.

Die erste Schwierigkeit, die es zu überwinden gilt, erscheint dem Lustreisenden, der an heiteren Sommertagen den Berg überschreitet, kaum als eine solche. Zieht sich gegen das niedere Ende des Thales der Weg auch manchmal weite Strecken lang zwischen Schutt und mächtigen Steintrümmern hin, so erkennt jener Reisende doch schwerlich darin die Spuren einer der neuesten Zeit angehörigen, jährlich wieder zu gewärtigenden Zerstörung, bis nicht etwa eine frisch abgerissene Brücke oder ein Einschnitt, der den Straßendamm unterbricht, ihm den Gedanken an die Gefahr näher rückt. Die Gewalt, mit der diese Bergwässer

nach heftigen Regengüssen, vor Allem im Frühjahr wenn der Schnee schmilzt, Schutt, Steintrümmer, j mächtige Felsenstücke in dem engen, abschüssigen Tha zu bewegen wissen, übersteigt allen Glauben. Of windet sich zur Sommerzeit zwischen übereinander ge worfenen Felsblöcken kaum sichtbar ein schwacher Wasser faden, der doch hinreicht, zur rechten Zeit dies ganz Labyrinth haushoher Steine in schiebende, rollende stürzende Bewegung zu bringen. Ein anderes un scheinbares Bächlein spült seit Jahrhunderten die Flan ken eines verwitterten Berges aus und wälzt trüb seine kiesigen Fluthen dem Hauptthale zu. Hier setz es nun jahraus, jahrein Schutt und Steine ab, über schüttet die Thalsohle stundenweit mit unfruchtbare Geschieben und überschwemmt und versumpft das Lan auf weite Strecken.

Jene Reihe herrlicher Wasserbecken, die sich wi ein Kranz von tiefblauen Blumen um die Alpenstir legen, ist dadurch für die Bewohner des flachere Landes ein unschätzbarer Segen, daß in ihnen di Flüsse, die durch sie hinziehen, Gestein und Schlamm ablagern, welche sie vom Gebirge her mit sich führten um am unteren Ende des See's rein und krystallhel wieder hervorzufließen. Wo, wie größerentheils an südlichen Abhang der Alpen, die Gewässer ohne sold abklärende Rast in die Ebene treten, da verbreiten si

mit ihrem nie endenden Steingeröll Tagereisen weit Unfruchtbarkeit und Verwüstung.

Allen Glauben übersteigt aber die Gewalt dieser Bergwässer, wo sie in engen Thälern sich drängen und aufstauen. Am 27. August 1834 riß die kleine Lira auf mehrere Wegesstunden die gesammte Splügenstraße mit all' ihren kunstreichen Bauten vollständig fort, so daß sie nach einem ganz veränderten Plane völlig neu gebaut werden mußte. Gleiches geschah im Jahre 1839 dem südlichen Theil der Simplonstraße. Länger als ein Jahrzehnt mußte der Wagen des Reisenden zwischen Kies und Felsentrümmern mühsam sich einen Weg suchen. Im Herbst 1853 endlich fand ich das Thal hinab einen riesenhaften Steindamm fast beendet, der es wenigstens versuchen will, dem Wasser der Daveria besser Stand zu halten.

Eine zweite Schwierigkeit, die bei keiner Alpenstraße zu fehlen pflegt, findet sich, wenn wir das Thal etwas weiter hinaufsteigen. Zwischen je zwei kesselförmigen Erweiterungen eines solchen Thales, die sich terassenförmig übereinander erheben, lagert meistens ein breiter Felsendamm. Manchmal stürzt sich alsdann der Alpenstrom, dem das Thal zum Bette dient, in einer Cascade über den Damm hin, wie am Radstädter Tauern, oder wie es der Medessimo am südlichen Abhang des Splügen thut. Häufiger hat er sich durch

durch das Gestein eine Schlucht gewühlt, wo zwischen den hundert und mehr Fuß senkrecht ansteigenden Felswänden und dem eingeengten Strome, der schäumend und tobend daran hinschießt, kein Raum bleibt. Hier gilt es nun, für die Straße Platz zu gewinnen. Solche Strecken sind es, wo die Straßenbaukunst ihre größte Meisterschaft zu entwickeln hat und wo schauerlich schöne Scenen den Wanderer überwältigen. Bald gelingt es der Straße, noch unten im Thalgrunde sich an die Bergwand zu heften und dann gräbt sie sich wohl an Stellen, wo auch der kärglichste Raum ihr genommen ist, in kühn gesprengten Gallerien durch den vorspringenden Felsen hindurch. Wüthend peitscht der Strom den Fuß des Weges, und von den steilen Abstürzen zur Seite brausen Wasserfälle nieder, wie der Fressinone in der unvergleichlichen Gondo-Schlucht am jenseitigen Abhange des Simplon. Bald hängt die Straße in halber Höhe an der Felsenwand und springt auf kühnem Brückenbogen über die donnernde Cascade hin von einem Ufer zum andern, wie im Schöllenenthal die Teufelsbrücke über den Schlund der Reuß:

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand,
Der furchtbaren Tiefe gebogen.

Sie ward nicht erbauet von Menschenhand*);
Es hätte sich's Keiner verwogen
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Bald endlich hat der Weg schon zu Anfang der Schlucht die Höhe erstiegen und schwebt nun von Brücke zu Brücke hoch über dem Strome, der sich in dämmernder Tiefe kaum sichtbar zwischen den Klippen hindrängt, wie die Via mala am Splügen.

Ein noch verwegeneres Mittel, als die eben geschilderten, diente bis Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der alten Gotthardsstraße, um über jenen Reußschlund hinauszugelangen. Oberhalb der Teufelsbrücke, wo auf eine weite Strecke noch Wasserfall sich an Wasserfall reiht und der glatte Felsen fast senkrecht gegen den Strom abstürzt, da hing weithin den Berg entlang die „stäubende Brücke," eine Reihe schwankender Balken und Bretter, von oben an Ankern und langen Ketten in der Schwebe gehalten, von unten unausgesetzt durch den Schaum der Katarakten gepeitscht. Im Jahre 1707 sprengte Pietro Moretini durch jene Felsen das 220 Fuß lange Urnerloch, und

*) In Wirklichkeit soll die alte Teufelsbrücke, die beim Bau der neuen Straße unter der jetzigen stehen geblieben ist, im Jahr 1118 von Gerald, Abt von Einsiedeln, angelegt sein.

eine der romantischsten Scenen der Alpenpässe hörte auf zu bestehen.*)

Solche Bauten, wo jeder Fuß breit dem Felsen abgesprengt werden muß, sind es, die vor Allen das Leben der Arbeiter gefährden. Merkwürdig genug nimmt es an Verwegenheit weder Schweizer noch Tyroler oder Steiermärker mit den italienischen Steinhauern auf. Viele Tagereisen weit ziehen sie zu solchen Straßenbauten herbei, ohne durch die nur allzu häufigen Unglücksfälle irgend geschreckt zu werden. Unterhalb der Via mala, beim Straßenbau „im verlorenen Loche" und ebenso bei Errichtung der neuen Teufelsbrücke, arbeiteten die Steinhauer wochenlang wie Spinnen an Seilen hängend. Im Jahre 1849 sah ich längs der senkrechten Felsenwand, die, südlich von Riva, aus dem Gardasee aufsteigt, schräg aufwärts sich eine weiße Linie hinziehen, die wie mit Kreide gezogen schien. Beim genaueren Hinblick aber wimmelte es die ganze Linie hin von Menschen, die mehrere hundert Fuß hoch an kaum merkbaren Vorsprüngen

*) Das „schwarze Felsenthor", das kein Tag noch erhellt hat, ist nicht allein erst vier Jahrhunderte nach der That des Johannes Parricida vor dem Wandrer aufgerissen worden, sondern es hat überhaupt niemals Denjenigen aufgenommen, der „die Brücke, welche stäubet", überschritten hatte.

des Gesteins hafteten, Bohrlöcher meißelten, sie mit Pulver aussetzten und dann die Mine losbrannten, um die seitdem vollendete Straße in das Val di Ledro den Felsen entlang zu sprengen. In wenig Wochen waren dreizehn von der Explosion gefaßt und zerschmettert in den See gestürzt.

Mehr als eine dieser Schluchten hat die Straße allmälig bewältigt, mehr als ein Seitenthal mit reichem Wasserzufluß hat sie hinter sich gelassen; da ändert sich allmälig die Scene. Der Bergstrom, der ihr zum Führer diente und stundenlang mit seinem Wüthen und Toben dem Wanderer kaum gestattete, mit seinem Gefährten sich zu verständigen, fängt an zu verstummen. Auch die Lärchen und Zirbeln, die bis dahin noch hin und wieder die Bergesabhänge bekleidet, werden seltener, wetterzerrissener und verschwinden endlich ganz. Das einsam und öde gewordene Thal zieht sich noch eine Strecke als ein ebener Kesselgrund hin und dann steigen von allen Seiten himmelhohe Bergeswände auf. Von dem Kranze glänzenden Schnee's auf ihren Scheiteln senken sich Gletscher gegen das Thal, und von allen Abhängen rieseln und glitzern hundert muntere Wasserfäden. Bei manchen Alpenpässen ist diese Scene von überwältigender Großartigkeit. Am großartigsten vielleicht am Stilfser Joch, von Trafoi aus gesehen, wo drei Gletscher in mäch-

tigem Amphitheater den Mandatschkegel umspannend, vom jungfräulichen Orteler zu der düsteren Tiefe der Dreibrunnencapelle niedersteigen.

Diese letzte Bergwand nun, dieselbe, die man, wo Eisenbahnen beabsichtigt werden, mit einem Tunnel zu durchbohren denkt, soll die Straße erklimmen. Grade aufzusteigen vermöchte schwerlich der rüstigste Kletterer, geschweige denn Maulthier oder Fuhrwerk. Dem Fußwanderer muthete man vor Zeiten wohl zu, solch' eine senkrechte Felsenwand auf einer Reihe von übereinander gebundenen Leitern zu erklettern. Ja noch heute trifft man hin und wieder auf dergleichen schwindelige Leiterpfade, wie die échelles de la mort im Doubsthal, unfern La Chaux de Fonds, und der pas des échelles vom Leukerbad nach Dorf Albinen, den ich erst vor wenig Jahren überstieg. Wo aber eine Straße irgend einer Art die Bergwand emporsteigen soll, da bleibt ihr, um die Steile zu mildern, nur die Auskunft, in vielfachem Zickzack sich den Berg hinanzuwinden. Der Saumpfad braucht schon etwas stärkere Steigung nicht zu scheuen; die Fahrstraße aber, die auf 15 bis 20 Fuß Entfernung nur höchstens etwa einen Fuß steigen darf, erreicht die Höhe nur in zahllosem ermüdendem Kehrwieder oder Wandelen, wie man in Tyrol sagt. Treffend schildert Zacharias

Werner in seinem 24. Februar dies bange Gefühl des Nichtendenwollens.

... Als ich heut Abend kam gegangen
Von Leuk und nun den Alpenpaß gewann,
Der immer höher, steiler sich wie Schlangen
Im Zickzack dreht, — Du weißt, ich bin ein Mann
Und fürchte nichts, auch hab' ich diesen Gang
Wohl tausendmal bei Tag und Nacht gethan;
Doch heute, wie es immer so entlang
Und wieder rückwärts ging und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm — ward mir's, wie soll ich sagen, bang,
Mein ganzes Leben drehte sich, ein Klippenband,
Um mich herum, ein Alpenpaß der Qual,
Aus dem ich Ausweg suchend nimmer fand.

Und doch hat auch diese spannende Erwartung, nun und wieder nun die letzte Wendung zu erreichen, das Kreuz zu erblicken, das die Höhe bezeichnet, dann hinüberzuschauen in die neue ahnungsreiche Welt dort jenseits der Berge, wunderbaren poetischen Reiz.

Ist es ein Saumpfad, den wir emporsteigen, so sehen wir die langen Züge beladener Maulthiere hoch über unserm Haupt, oder tief unten, von wo wir aufstiegen, mit eintönigem Schellengeläut wieder und immer wieder vorüberziehen, hinter der Felsenwand verschwinden und dann einen Absatz höher wieder auftauchen. Eisige Nebel streifen, flattern vorüber, um die Scene bald zu verbergen, bald zu enthüllen. In

Cascaden springt der Gletscherbach uns über Felsst
entgegen. Von der nahen Bergwand tönt des M
melthieres gellendes Pfeifen und mit anderem fre
artigen Gethier bevölkert unsere Phantasie die düste
Klüfte. Da gemahnt es uns an des Dichters W

Kennst Du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst Du ihn wohl? Dahin, dahin
Geht unser Weg, o Vater laß uns ziehn!

Was bezwecken aber auf den fahrbaren Alpenpä
jene langen düstern Gänge, jene Gallerien, die b
in den lebendigen Felsen gebrochen, bald künstlich a
gemauert, oder aus festestem Holze gezimmert, uns
lange Strecken in ihr unheimliches Dunkel aufnehm
nicht selten aber für den nach freier Gebirgsluft V
langenden noch einen Streifen Weges freilassen,
außenher zu wandeln? Die Enge des Raumes k
es nicht sein, die so kostspielige Bauten verlang
denn weithin breitet sich der freie Abhang des Ge
ges. — Schutz gegen Gefahren, welche der Somm
tourist kaum ahnen kann, bieten diese Gallerien. I
Bergwand, die so fest und glatt neben der Str
aufsteigt, als wäre sie eine schützende Mauer, sie
eine verrätherische Rinne, durch welche alljährlich m

tige Lawinen niederdonnern und noch im Spätsommer mit ihren schmutzigen Schneetrümmern dort unten das Thal füllen. Gar manchen Wanderer zerschmetterten sie einst, der in der gefährlichen Frühlingszeit arglos seines Weges zog. Jetzt gleiten sie über das schützende Dach der Gallerie nieder in den Abgrund.

Meist verfolgt die Lawine ihre einmal vorgezeichnete Bahn, auf welcher die Schutzwehr sie zu empfangen bereit steht. Irrt aber dort oben am Firn, wo die Schneemasse ihre rollende Bewegung anfängt, der Ball um ein Kleinstes von der gewohnten Richtung ab, so zerschmettert das Ungethüm, wo es hintrifft, was immer ihm begegnet. Bei den Wandelen am Stilfser Joch stand einst ein stattliches Posthaus. Da raffte in einer Winternacht eine Lawine Haus, Postmeister und Pferde in den Abgrund und nur zwei Knechte, die im Erdgeschoß schliefen, blieben, wie durch ein Wunder verschont.

Seltsam überhaupt ist der Eigensinn, mit dem Lawinen oft ohne irgend erkennbaren Grund plötzlich ihre altgewohnten Wege verlassen. Im Frühjahr 1848 donnerten die Lawinen haarsträubend von den das Dorf Saas im Vispacher Thal umgebenden Bergen nieder. Seit Menschengedenken hatte die Gefahr nur die am südlichsten Ende des Ortes belegenen Häuser

heimgesucht. So flüchteten sich denn die dort Wohnenden in das geräumige, wie man glaubte, wohlgeschützte Schulgebäude an des Dorfes entgegengesetzter Seite, und plötzlich wälzte ein mächtiger Schneeball sich über die Bergeslehne und verschlang das Schulhaus und Alle, die darin weilten, während jene anderen Häuser verschont blieben. Der sehr verständige Führer, der im Jahre 1851 mich über den Monte Moro geleitete, ein junger Theolog, der die Ferienzeit in den heimathlichen Bergen zu verbringen pflegte, erzählte mir, wie er einst auf dringendes Verlangen eines Engländers in der gefährlichsten Frühlingszeit diesen über den Paß geführt habe. In kurzen Zwischenräumen sei Lawine donnernd auf Lawine gefolgt; bald nahe vor, bald wenige Schritte hinter den Wanderern niederschlagend. Ein mächtiges, majestätisches Schauspiel; aber so entsetzend, daß er um kein Gold der Erde zu solcher Zeit den Weg noch einmal machen möchte.

An einer andern Stelle schiebt ein Gletscher, sachte vorrückend, sich immer näher an die Straße heran und droht sie hinunterzustoßen in den Abgrund. Da unterwölbt das Gemäuer die Bahn des Gletschers, wie dies auf dem Simplon die Kaltwasser-Gallerie thut, und behaglich in einen Schwibbogen gelehnt, sieht nun der

:er durch den Schleier des über ihn niederstür-
Wasserfalles hinaus auf das Alpenpanorama.
onders schwer zu überwinden sind die Schwie-
t, welche die Natur des Gesteines selbst dem
abau entgegenstellt. Jene metamorphischen schief-
elsmassen, die von der Glut des emporquillen-
tralgesteines verbrannt und zersetzt sind, pflegen
: Maßen mürbe und unzuverlässig zu sein. Das
verk der Straße haftet nicht an ihnen und wenn
jen niederrieselt, wenn der schmelzende Schnee
ken des Berges erweicht, dann ist es, als ob,
her ein Felsen schien, beweglich, flüssig gewor-
re. Die Schieferplatten schieben sich überein-
nd verschütten oft auf weite Strecken die Straße.
Beschaffenheit des Gebirges war es, die dem
abau auf dem nördlichen Abhang des Stilfser
so unsägliche Schwierigkeiten entgegenstellte, die
umeister mitten unter Felsen nöthigte, um der
die nöthige Festigkeit zu geben, Tausende von
ämmen zum Bau der Gallerien viele Stunden
rbeizuführen; so weit, aus rings umher baum-
Gegend, daß, nachdem die letzte Revolution jene
den Dächer zerstört hat, man zweifelt, ob eine
ende Wiederherstellung überall möglich sein
— Ein solcher Bergschlipf des schiefrigen Ge-
versperrte mir selbst im Jahr 1846 länger als

einen halben Tag die Simplonstraße. Einer befreundeten Familie riß einige Jahre zuvor ein ähnliches Ereigniß am jenseitigen Abhange des Berges Wagen und Pferde in den Schlund der Daveria. — Merkwürdig aber ist es zu sehen, wie bei jedem solchen Unfall nach kürzester Frist von den scheinbar unzugänglichen Berghalden, aus Thalschluchten, von denen wir glaubten, daß noch kein Menschenfuß sie betreten habe, ein hülfbereites Menschengewimmel herbeikommt, den Schutt in Eile hinwegzuräumen, die größeren Felsentrümmer anzubohren und zu sprengen, die entstandene Kluft zu überbrücken, und wo es noth thut, die hinabgestürzten Effecten der Reisenden mit eigener Lebensgefahr aus dem tiefsten Abgrund zu bergen.

Die letzten Gallerien liegen hinter uns und die Straße fängt an, nur noch in sanfter Hebung emporzusteigen. Da die meisten Alpenpässe 6—7000 Fuß hoch sind, also die subnivale Zone nicht überschreiten, so sehen wir die Hochebene mit kurzem Alpengras bekleidet und erfreuen uns zur Sommerszeit an dem Geläute der verstreut weidenden Heerden. In kurzen Zwischenräumen aber begleiten den Weg zu beiden Seiten hochragende Stangen. So massenhaft häuft sich nämlich im Winter auf diesen Höhen der Schnee, so häuserhoch treibt die Windsbraut ihn zusammen, daß der Wanderer oft nur an den Spitzen jener

Stangen, wenn anders nicht auch sie verweht sind, die ungefähre Richtung erkennen kann. Wirbelt der Sturm den Schneestaub in dichten Wolken: „Guxeten“ oder „Tourmentes“ auf, dann sind auch solche Zeichen oft auf wenig Schritte hin nicht zu erkennen und des Wandrers Leben schwebt in dringendster Gefahr.

Solche Gefahren sind es, welche den frommen Sinn jener Bergbewohner fast auf jedem Alpenpaß bewogen haben, die Höhe des Joches durch ein Kreuz oder eine Kapelle zu bezeichnen. Der Führer wird, wenigstens in den entfernteren Gebirgsgegenden, wo die Aufklärung die Alpensöhne noch nicht gelehrt hat, sich eines gesunden Gefühles zu schämen, selten unterlassen, an jenem Crucifix einige Augenblicke betend zu knieen. Aber nicht darauf hat sich die Frömmigkeit der Vorfahren beschränkt, jene Wahrzeichen des Glaubens auf des Berges Höhe zu errichten. An die meisten Alpenpässe knüpfen sich segenbringende geistliche Stiftungen, von denen nicht wenig Pässe sogar den Namen entlehnt haben.

Vielleicht das älteste dieser Hospize ist das im neunten Jahrhundert von Ludwig dem Frommen auf dem Mont Cenis errichtete. Auf dem großen Sanct Bernhard bestand jedenfalls schon zur Zeit der Römer ein heidnisches Heiligthum, an das sich Anstalten für das Unterkommen Reisender angeschlossen

haben mögen. Ein christliches Kloster auf der Höhe des Berges wird im 9. Jahrhundert erwähnt; das jetzige Hospiz gründete aber im Jahre 962 ein edler Savoyarde Bernhard von Menthon (am See von Annecy), der Apostel der Alpen. Derselbe Heilige gab noch einem zweiten Alpenpaß, der aus dem Thal der oberen Isère nach Aosta führt, seinen Namen und ein Hospiz. Stiftungen gleicher Art machte um 1340 Graf Humbert II. von Briançon auf dem Mont Genèvre, dem Col de Lautaret und anderen Bergen. Ein Hospiz auf dem Septimer wird schon im 12., eines auf dem Gotthard im 13. Jahrhundert erwähnt, doch erhielt letzteres seine jetzige Gestalt erst im siebzehnten durch Friedrich Borromeus und den Cardinal Visconti. An manchen Orten sind es einfache Privatpersonen, welche auf den Gebirgspässen Herbergen für Arme errichtet haben, so die Herren von Stockalper aus dem Wallis auf dem Simplon. Wahrhaft ergreifend ist aber eine Urkunde aus dem 14. Jahrhundert über die Stiftung des Hospizes der Brüderschaft vom Heiligen Christoph auf dem Arlberg zwischen dem Rhein- und Innthal, welche in ihrer alten einfachen Sprache also lautet:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich da fand, hieß der Maier von Kempten, der verdarb von Bürgschafts wegen. Der hatte neun Kind, deß

war ich, Heinrich Findelkind, das zehnte. Da schlug er uns halb aus, daß wir gingen und dienen sollten. Da kam ich, Heinrich Findelkind, zu zwei Priestern, die wollten gen Rom gehen. Mit denen ging ich über den Arlberg und kamen zu Jaklein ober Rhein. Da sprach Jakl, wo wollt Ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herren: er ist zu uns kommen auf dem Feld! Da sprach Jakl: wollt Ihr ihn hie lassen, das er uns das Vieh hüt? Da sprachen sie: Was er thut, ist uns lieb. Da dingten sie mich und gaben mir das erste Jahr zween Gulden."

„Da war ich bei dem ehgenannten Jaklein zehn Jahr. Da ging ich mit ihm zur Kirchen in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da bracht man viel Leut, die da waren in dem Arlberg, in dem Schnee, verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgerissen und die Kehlen ab. Das erbarmt mich Heinrich Findelkind so übel. Da hatt ich fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da ruft ich und sprach, ob Jemand wollt nehmen die fünfzehn Gulden und einen Anfang wollt erheben auf den Arlberg, daß die Leut also nicht verdürben. Das wollt Niemand thun. Da nahm ich den lieben Gott zu Hülf und den lieben Herrn (der ein großer Nothhelfer ist) Sanct Christoffeln

und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab hatt' verdient um Jaklein ober Rhein, und den ersten Winter da half ich sieben Menschen des Lebens mit dem heiligen Almosen. Seit desselben Males hat mir Gott und ehrbare Leut geholfen fünfzig Menschen des Lebens, und den Anfang hub ich an Anno Dei 1386 am Tage Johannis des Täufers."

Die gleiche Aufgabe nun, welche Heinrich Findelkind über sich nahm, die Aufgabe, Wanderern, welche ein Unwetter überfallen, oder denen sonstiges Mißgeschick auf dem Berge zugestoßen, hülfreiche Hand zu leisten, finden wir überall den Insassen jener Hospize gestellt. Der Spittler des Gotthards-Hospizes, ein tessinischer Bauer, da die Stiftung längst in weltliche Hände übergegangen ist, hatte schon bisher die Verpflichtung, bei gefahrdrohender Witterung wiederholt die Glocke anzuziehn, um den Verirrten dadurch die ungefähre Richtung des Weges zu bezeichnen. Strengere Pflichten legt indeß die neue Instruction der Tessiner Regierung dem „Direttore dell' Ospizio" auf. Er soll, besonders bei üblem Wetter, täglich die Straße begehn oder begehn lassen und zu solchem Ende sich mit den Wegewärtern (Rottori) in Beziehung setzen. Auch liegt es ihm ob, zur Aufsuchung, Bergung, Pflege und Weiterbeförderung der Verunglückten einen

kräftigen Mann und eine Dienerin, ferner ein Pferd und zur Rettung abgerichtete Hunde zu halten. Auch soll ein Weltgeistlicher auf dem Berge verweilen, um religiösen Beistand zu gewähren. „Hier oben", heißt es in jener Verpflichtung, „sind alle Menschen Brüder und gleich; alle haben sie Anspruch auf gleiche Dienste und gleiche Wohlthaten." Wie menschenfreundlich nun aber auch diese Vorschriften gemeint sind, so ist doch zu beklagen, daß wo die Berghospize in weltliche Hände übergegangen sind, die Mittel bei Weitem nicht hinzureichen pflegen, um der gewaltigen Aufgabe zu genügen. Der Canton Tessin läßt alljährlich in der ganzen Schweiz sammeln, um mit dem Ertrage den Gotthardswirth für seine Mühwaltungen und Kosten zu entschädigen. Nun hat aber z. B. im letzten Jahre (Herbst 1855 bis 56) diese Sammlung nicht einmal voll 1180 Thlr. eingetragen.

Noch ernster wird die Sache in geistlichen Anstalten solcher Art genommen. So sagt schon Heinrich Findelkind: „Werden auch ferner da all Abend ausgehn und rufen, ich oder mein Knecht. Jeglicher mit vier Schneereifen und Wen wir immer im Schnee finden, den tragen wir in die elende Herberge und geben ihm das Almosen, um daß er fürder mag kommen." Auf dem Sanct Bernhard gehn während der, acht oder neun Monat dauernden, Schneezeit mindestens alle

Morgen zwei Klosterbrüder, gewöhnlich ein Ordensgeistlicher (Augustiner Chorherr) und ein Laienbruder (maronnier) in aller Frühe aus, um die beiden Bergabhänge hinab die Richtung des verschneiten oder verwehten Weges, nöthigenfalls durch Stangen neu zu bezeichnen und den Weg selbst möglichst gangbar zu machen. Läßt das Wetter Unglücksfälle befürchten, so machen zu jeder Tageszeit Mehrere zugleich nach verschiedenen Seiten sich auf den Weg, um etwa Hülfsbedürftigen beizuspringen. Oft aber ist so gänzlich alle Spur der Straße verschwunden und das Schneetreiben wirbelt so dicht, daß die Mönche, wie kundig sie auch der Oertlichkeiten sein mögen, keine Richtung zu unterscheiden wissen. Einer derselben erzählte mir, wie er einst in einem Wintersturm, ohne über den engen Thalkessel des Klosters hinauszukommen, fünf Stunden lang umhergeirrt sei, ohne das Gebäude finden zu können. Da sind es denn die so vielfach und mit Recht gepriesenen großen Hunde des Bernhard, die bei jeder Art Wetter mit gleicher Sicherheit den Weg hin und zurück finden und mit zuverlässigem Instinct Verunglückte auch im tiefsten Schnee aufzuspüren wissen. Die edlen, wenn gleich nicht eben schönen Thiere haben, wie eisig der Wintersturm auch durch den Jochsattel wüthe, wie tief sie auch in den Schnee versinken mögen, für ihren Beruf eine Leidenschaft, wie nur

immer im ebnen Lande ein Jagdhund. Leider findet ihre Wirksamkeit ein schnelles und trauriges Ende. Das stete Umhertreiben im Schnee und rauher Alpenluft zieht ihnen nach wenig Jahren die heftigsten Gichtschmerzen zu. Bringt man sie dann ins Thal, damit sie nicht ganz contract werden, so verfallen sie meistens schnell der Hundswuth.

Noch viel häufiger als eigentliche Lebensrettung bedarf der Alpenwandrer vorübergehenden Schutz gegen die Ungunst der Witterung. Allen gemeinsam aber ist das Bedürfniß leiblicher Erquickung und Ruhe. Den Mittellosen unentgeldlich Herberge und Kost zu reichen, sind nun auch in weltlichen Hospizen die sogenannten Spittelmeister verpflichtet. Der Pächter des Gotthards-Hospizes soll jährlich etwa 4000 Personen umsonst verpflegen. Die Gesammtzahl Derjenigen, welche im Jahre den Berg überschreiten, wird dagegen in einer älteren Schrift zu 16,000 angegeben, beläuft sich jetzt aber ohne Zweifel sehr viel höher. Auf manchen, wenn auch viel besuchten Bergen, wie auf dem Splügen, dem Bernhardin, dem Julier, dem Bernina fehlt es leider ganz an Anstalten, den Mittellosen Beistand und Pflege zu gewähren; angeblich weil bei der größeren Kürze und bei der Gefahrlosigkeit des Bergüberganges das Bedürfniß minder fühlbar sei.

Anders als in jenen Herbergen gestalten sich die

Zahlenverhältnisse in geistlichen Hospizen. In dem großartigen Gebäude auf dem Simplon, das erst 1840 vollendet wurde, nehmen die Mönche durchschnittlich 12 bis 14,000 Reisende umsonst auf. Im Jahre 1848 kehrten 19,000 Personen im Hospice des großen Bernhard ein, von denen weniger als 2000 einen Entgelt für ihre Bewirthung zurückließen. Von Niemanden nämlich, wer er auch sei, wie lange er geherbergt und was er auch erhalten habe, wird eine Bezahlung gefordert, oder auch nur einmal angenommen. Für Denjenigen aber, der zu den Mitteln beizutragen wünscht, welche dem Kloster so großartige Gastlichkeit möglich machen, steht in der Kirche ein verschlossener Opferstock. Wie kärglich solche Selbstschatzung auszufallen pflegt, davon habe ich selbst an reichen Mitreisenden wenig ehrenhafte Exempel beobachtet.

Die Mildthätigkeit frommer Spender hatte einst das Bernhards-Hospiz reichlich ausgestattet. Es besaß ausgedehnte Liegenschaften, selbst in den Niederlanden, in England und beiden Sicilien. Schon im 16. Jahrhundert ging der größte Theil davon verloren. Ein weiterer Schlag war, daß im Jahre 1752 Benedict XIV. den Mönchen ihre Besitzungen in den sardinischen Staaten absprach. Auch das Gebiet, auf dem Almosen einzusammeln ihnen gestattet blieb, verengte sich immer mehr, und welch einen Strom schamlosester

Plünderungen und Bedrückungen aller Art die neuesten Schweizer Revolutionen, deren bewaffnete Banden Wochen lang in diesen geweihten Räumen gehaust, über das Kloster ausgeschüttet haben, ist noch in frischem ekelhaftem Andenken. Um nun jene Almosen jährlich an 17,000 Hülfsbedürftige spenden zu können, bedürfen die Mönche mehr als 20,000 Rl., welche sie großentheils im Lande umherziehend erbetteln und gewiß vor mancher Thür statt Unterstützung Hohn und harte Worte hinnehmen müssen. *)

In einer Höhe von 7630 Fuß, unter dem Klima von Spitzbergen, gedeiht nichts von alle Dem, was der Reisende selbst bei bescheidenen Ansprüchen bedarf. In günstigen Sommerwochen sprossen manchmal einige Salatblättchen in den Beeten, welche in glücklichster Sonnenlage die Mönche mit vieler Sorgfalt pflegen. Alles Andere muß viele Stunden weit aus entlegenen Thälern herbeigeschafft werden. Es ist leicht zu ermessen, wie groß der Holzbedarf in einer Höhe sein muß, wo es im höchsten Sommer fast allnächtlich friert, wo z. B. im Sommer 1816 der See niemals

---

*) „The miserable drones of an execrable superstition", das sind die Ehrentitel, welche Lord Byron in den Anmerkungen zu Childe Harold zum Dank für genossene Gastfreundschaft den Augustiner Chorherrn von Sanct Bernhard widmet.

aufthaute, in einer Höhe, auf welcher das Kochen der Speisen, weil das Wasser schon bei 70 Grad Reaumur siedet, die doppelte Zeit erfordert. Nun ist aber der nächste Punkt, von wo Brennholz bezogen werden kann, im Val Ferrex, etwa fünf Stunden vom Kloster entfernt, und so müssen denn während der Sommermonate gegen 50 Saumrosse unablässig hin- und wiedergehen, um die Wintervorräthe einzubringen. Dennoch wird dem Reisenden nicht etwa nur das zu seinem Unterkommen und seiner Erquickung streng Nöthige geboten. Es fehlt nicht an einem gewissen Luxus, der auch auf die künstlerische und literarische Ausstattung der zur Aufnahme der Fremden bestimmten Räume sich erstreckt.

Bei Weitem höher anzuschlagen, als das Behagen eines wohleingerichteten Salons, ist aber die religiöse Anregung und Stärkung, welche das Hospiz den Tausenden gewährt, welche alljährlich über den Berg ziehen. Die lichte freundliche Kirche wird den ganzen Tag über nicht leer von andächtigen Wanderern und auch der mündliche Zuspruch wird von den Ordensbrüdern den dafür Empfänglichen gern geboten. Ewig unvergessen wird mir der Eindruck bleiben, als ich am Bartholomäustag 1844 durch alle Schrecken eines mächtigen Alpengewitters hindurch zur Pforte des Klosters gelangte; als hülfreiche Hände den Erstarrten vom Pferde

hoben und, nachdem rasch die Wäsche gewechselt war, ihm in Ermangelung anderer Kleider das Gewand eines Laienbruders überwarfen; als dann im vielbewegten Gespräch mit dem ernsten Kreise wissenschaftlich erfahrener und geistig erweckter Männer die Abendstunden so rasch vorüberzogen; als in früher Morgendämmerung das Glockenspiel vom Thurme her durch die feierliche Stille der Hochalpen eine geistliche Melodie ertönen ließ und bald darauf aus der Kirche der 117. Psalm (Laudate Dominum omnes gentes) von Orgelklängen getragen bis in mein Schlafzimmer drang.

Unerfreulich und wüst sieht es dagegen meist in den Wirthshäusern aus, die auf so mancher Paßhöhe das geistliche Hospiz verdrängt haben. Um die unsauberen Tische her, an denen des Reisenden Hunger mit seinem Eckel zu kämpfen hat, sprechen Postillone, Fuhrleute und Maulthiertreiber lärmend und weit über das Bedürfniß dem herben schwarzrothen lombardischen Weine zu. Die Zeche aber, die nach kurzer unerquicklicher Rast der Fremde zu zahlen hat, steht zu der Güte Dessen, was ihm geboten ward, in umgekehrtem Verhältniß.

Wie ungastlich es sich aber auch in mancher dieser Alpenschenken herbergen lasse, wie viel ungastlicher noch in böser Jahreszeit der Berg in Schnee und Eis und von Orkanen durchtost dem Wanderer entgegen-

starren möge, so zieht doch unablässig ein äußerst reger Verkehr über die bedeutenderen Alpenpässe. Selbst nach den heftigsten Schneefällen ist nur auf einzelne Tage der Berg, wie man zu sagen pflegt, „zu“. In kürzester Frist wird eine Winterbahn hergestellt und dann überschreitet, so lange der Schnee liegt, also bis Ende Mai oder Anfang Juni, statt des mächtigen Eilwagens eine Reihe winziger Schlitten, einer für jeden Passagier, von je einem Pferde gezogen und je einem Postillon begleitet, den Berg. Hat dies leichte Fuhrwerk dann die Bergeshöhe erreicht, so geht es quer über zugefrorene Teiche und Bäche den kürzesten Weg den Abhang nieder. An manchen Orten wird die Fahrt ohne Pferd unternommen und der Schlitten fliegt, von eigener Schwere getrieben, vom Führer mit Fuß und Stock geleitet, in Windeseile über den steil abfallenden Schnee hin. Auf den Mont Cenis nennt man diese Fahrt hinab nach Lanslebourg im Thal von Maurienne, bei der man in 10 Minuten fast 2000 Fuß senkrechter Höhe zurücklegt, „aller à ramasse“, und die Häuser, von denen man abfährt, heißen daher la Ramasse.

Zu jeder Jahreszeit also wimmelt es den Berg hinauf und hinunter von geschäftigen, um des Erwerbes willen keine Mühe scheuenden, oder von schaulustigen, mit dem Gelde nicht kargenden Leuten. Der

Alpenpaß ist für die Anwohner bis hinein an das Ende der entfernten Seitenthäler eine reich fließende Quelle des Erwerbes, deren Versiegen dem Durchschneiden einer Lebensader gleich kommen würde. Man behauptet, wenn auch mit Uebertreibung, der Canton Uri müsse gänzlich verarmen, sobald der Verkehr sich von der Gotthardstraße hinwegzöge. Thatsache ist die gründliche Eifersucht, mit welcher die Interessen dieser und der concurrirenden Splügenstraße sich ohne Unterlaß in den mannigfachsten Organen, bis zu unseren Tagesblättern, nicht ohne Leidenschaft befehden. Noch war die Fahrstraße nicht vollendet, die von Chur nach Chiavenna führt, als die Urner auch schon Hand anlegten, durch das Reußthal hinüber nach Tessin einen nicht minder bequemen Weg zu bauen, und kaum gewann es den Anschein, als ob das unmöglich klingende Project, vom Medelser- zum Blegnothal den Lukmanier mit einer Eisenbahn zu durchbohren, aufhören könnte, ein bloßes Traumbild zu sein, so sah ich auch schon die Fähnlein der Ingenieure lustig über und unter der Teufelsbrücke flattern, um der Locomotive ihren dereinstigen Weg vorzuzeichnen.

Blicken wir nun noch einmal zurück zu der Frage, von welcher wir ausgingen, wann zuerst über die Alpen Pässe gebahnt sind und wann im Einzelnen über diesen oder jenen Berg, so hat die Geschichte fast

nur die Heereszüge aufgezeichnet, mit denen fremde Eroberer so oft schon in das schöne Italien eingefallen sind. Der älteste dieser Alpenübergänge, den ich erwähnt finde, ist der der Gallier unter Sigovesus, fast 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Wäre die Vermuthung gegründet, daß dieser Zug über den Col di Viso oberhalb Saluzzo gegangen sei, wo im 15ten Jahrhundert durch die oberste Felswand eine Gallerie („la traversette“) getrieben ward, so hätte sich vor den erstaunten Augen der ersten Fremdlinge, welche in Italien eindrangen, ein Schauspiel aufgethan, daß kein anderer Alpenpaß bietet: eine unbegränzte Aussicht über die gesegneten Ebenen der Lombardei.

Fünf Jahrhunderte später stieg ein germanischer Stamm, der der Cimbern, von den Alpen, vermuthlich vom Brenner oder Jaufen, hernieder. Plutarch berichtet uns, wie sie fast nackt den dicht niederfallenden Schnee nicht gefürchtet hätten, und auf ihren breiten Schilden sitzend, unbekümmert um die jähen und furchtbar abschüssigen Stellen, die Abhänge, an deren Fuß die Römer sie kampfbereit erwarteten, hinuntergeglitten seien.

Zwischen diese beiden Heereszüge über die Alpen fällt der vielleicht unter allen am meisten besprochene, der des Hannibal (218 v. Chr.). Wer hätte nicht von dem fünfzehntägigen, durch stete Kämpfe und rauhe

Jahreszeit behinderten Marsche des karthagischen Heeres durch wilde Gebirgsschluchten und über pfadlose Felsenrücken, wer nicht von der zweitägigen Rast auf des Berges Höhe unter Schnee und Eis gelesen? Wen hätte nicht die Möglichkeit des Ueberganges so vieler Elephanten, vor Allem aber die Erzählung des Livius von der bis zur Glut erhitzten und dann mit Essig übergossenen Felsenwand bedenklich gemacht? Verweilen wir denn nicht bei dieser fictionsreichen Episode aus der Zeit römischer Romantik, deren Schauplatz ja nicht einmal feststeht, wenn auch die Wahrscheinlichkeit am Meisten für den kleinen Sanct Bernhard, als den von Hannibal überschrittenen Paß sprechen dürfte.

Ebenso schweigen wir von den zahlreichen Alpenübergängen, welche zur Zeit der Völkerwanderung einen barbarischen Stamm nach den andern über Italien ausgeschüttet haben und gedenken nur noch einer einzigen mittelalterlichen Scene. Es war zu Anfang Januar 1077. Gregor VII. hatte Heinrich IV. mit dem Bann belegt. Die deutschen Fürsten hatten sich vom Kaiser losgesagt und ihn des Thrones zu entsetzen beschlossen, falls er nicht binnen Jahresfrist mit dem Papste versöhnt sei. Heinrich's Muth war gebrochen. Er hatte in Besançon traurige Weihnachten verbracht. Nur wenig Wochen fehlten noch an dem verhängnißvollen Jahrestage. Ruhelos eilte er nach

Canossa, Gregor's Verzeihung als Büßender zu erringen. Alle Alpenpässe waren ihm aber von Feinden verlegt. Nur durch Savoyen wurde ihm der Weg, obwohl gegen schmerzliche Opfer gestattet. So gelangte er an den Fuß des Mont Cenis. „Es war ein äußerst rauher Winter," sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „und die Berge, über welche der Paß führt, die in unermeßlicher Ausdehnung ihre Gipfel fast in den Wolken bergen, waren von den Massen Schnees und der eisigen Kälte so erstarrt, daß sie den steilen und glatten Absturz hinab weder dem Reiter, noch auch dem Fußgänger einen sicheren Schritt gestatteten. Aber die naherückende Wiederkehr des Tages, an dem ein Jahr zuvor der Kaiser dem Bann verfallen war, gestattete keinen Aufschub. So miethete er denn einige der Oertlichkeiten kundige und mit jenen steilen Felsenpfaden vertraute Eingeborene, welche es übernahmen, ihm und seinem Gefolge über das wilde Gebirg und die mächtigen Schneemassen voranzuschreiten, den nachfolgenden aber die Mühseligkeiten des Weges, so gut sie wüßten, zu erleichtern. Nachdem diese Führer sie mit größester Anstrengung bis auf den Scheitel des Berges geleitet hatten, schien alle Möglichkeit weiter vorzudringen, ihnen benommen; denn die Bergwand fiel schroff ab und gestattete, von der Winterkälte mit glattem Eise überzogen, wie sie war, das Niedersteigen

schlechthin nicht. Die Männer des kaiserlichen Zuges boten indeß alle ihre Kräfte auf, um jene Gefahr zu bemeistern. Bald krochen sie auf Händen und Füßen, bald stützten sie sich auf die Schultern der Führer, bald glitten sie unsicheren Schrittes und rollten im Fallen weiter. Und in der That erreichten sie endlich, dem Tode kaum entgangen, die jenseitigen Thäler. Die Königin dagegen und die Frauen ihres Gefolges wurden von den Führern des verwegenen Unternehmens auf Rindshäute gesetzt und so den Berg hinabgezogen. Von den Pferden wurden einige an Gurten hinuntergelassen, andere mit zusammengebundenen Füßen gezogen. Viele der Letzteren blieben indeß während des Transportes todt, andere wurden verstümmelt und nur wenigen gelang es, unbeschädigt aller dieser Gefahr zu entgehen."

Wol die erstaunlichsten Alpenübergänge haben die Kriege der Revolution, namentlich in den Jahren 1799 und 1800 aufzuweisen. Suwarow's im Spätherbst 1799 rasch auf einander folgende Märsche über den Kinzigkulm durch das Muottathal, dann über den Pragel und den Panixerpaß, waren gewiß kühnere, wenn auch vom Glück wenig begünstigte Unternehmen, als Napoleon's sorglichst und mit Muße vorbereiteter Zug über den Sanct Bernhard. Den ersten Consul, der eine Woche lang in Martigny stille saß, um vom

Ausgangspunkte des so schwierigen Unternehmens
dessen Einzelheiten bis in das kleinlichst scheinende
tail anzuordnen und zu leiten, und für jedes u
wartet aufstoßende Hinderniß Abhülfe zu ersinnen,
der Maler David in seinem berühmten Bilde,
wildem Roß die steile Schneewand hinansprengen
lassen, ist gewiß eine möglichst schiefe Auffassung.
nicht langen Jahren noch lebte in Saint Pierre
Besitzer des friedlichen Maulthiers, das am 20.
1800 den Mann des Jahrhunderts über die A
getragen, und wußte viel zu erzählen über die r
cherlei, zum Theil gering scheinende Dinge, wo
der Eroberer einer Welt, der ihm beim Abschied H
und Hof geschenkt, ihn auf dem Wege gefragt ha

Die Schwierigkeiten, welche der Sanct Bern
Napoleon entgegengestellt, wurden Anlaß zu den g
artigen Straßenbauten, welche im Verlauf von n
ger als einem halben Jahrhundert ausgeführt
Von Deutschland, von der Schweiz, von Frank
aus ist Italien aufgeschlossen. Mit jedem Mensc
alter wird die Gebirgswand, welche die Halbinsel
übrigen Festlande scheidet, leichter zu übersteigen.
vielleicht könnte man versucht sein, das Wort e
älteren Herrschers von Frankreich umbildend, zu sa
„es giebt keine Alpen mehr!“ In einem and
Sinne gab es schon für die Alten keine Alpen.

Griechen, noch mehr aber die Römer waren unempfänglich für ihre majestätischen Schönheiten und fühlten nur die Beschwerden, die sie in den Weg legten. Von Cäsar wird uns berichtet, daß er während eines Alpenüberganges — vielleicht über den Mont Genèvre — um ein Mittel zur Abwehr der Langeweile zu finden, angefangen habe, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben.

Wäre es mir gelungen, während unserer kurzen Wanderung durch die Gebirgspässe solche Langeweile von Ihnen fern zu halten, so würden Sie schon dadurch gerechtfertigt finden, wenn ich an meinem Theile weit entfernt bin, mich dem Wunsche anzuschließen, daß es keine Alpen mehr geben möge!

Engadin.

(1855.)

„Habitavit in locis tutissimis E n g a d d i . . . . super abruptissimis petris, quae solis ibicibus perviae sunt."

I. Reg. 24.

Allsommerlich fluthet ein Strom in umgekehrter Richtung als andere Flüsse thun, es fluthet ein Strom von Touristen aus dem Flachland gegen die Alpen. Er verzweigt sich, die Thäler des Rheines, der Reuß, der Aar und der Rhone aufwärts verfolgend; bald rauscht er, wie auf dem Thalgrund von Interlaken oder an den Ufern der Arve, in stolzen Wellen, bald rieselt er spärlich ein entlegenes Seitenthal hinan; selbst unter den stolzesten Bergesriesen sind nur wenige, bis zu deren Gipfeln nicht gelegentlich wenigstens der Schaum seiner Wogen spritzte. Wie nun wol bei dem Austreten der Wässer geschieht, daß mitten in der anschwellenden Fluth ein erhöhetes Fleckchen als Eiland unbenetzt bleibt, so haben auch die Alpen noch ihre Oasen, deren Bewohner zunächst sich selber leben, statt in dem Jauchzen der Lust, in der Tracht und Sitte der Väter, im Donnern des Wasserfalls Wechselbriefe auf die Börse des Reisenden zu ermitteln. Ueber eine dieser Oasen, die mir in mancher Beziehung der Auf-

merksamkeit besonders werth scheint, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen berichten zu dürfen.

Von dem Knoten des Gotthardgebirges, dem Centralpunkte der Schweizeralpen, gehn gegen Westen zwei fast parallele Bergketten aus, zwischen denen die Rhone dem Genfer See zueilt. Aehnliche zwei wenden sich nach Osten und begränzen das Thal des Inn. Diese beiden, das Rhonethal, welches Wallis genannt wird und das Innthal oder Engadin sind Längenthäler von beträchtlicher Ausdehnung, beide am unteren Ende durch einen Engpaß, eine Klause begränzt, von denen aber die des Inn bei Finstermünz um Vieles unwegsamer und wilder ist, als die der Rhone bei St. Maurice. Auch darin gleichen sich beide Thäler, daß bei jedem von ihnen der südliche Gebirgszug der höhere und weiter verzweigte ist. Es ist beim Wallis der Monte Rosa, beim Engadin die Berninakette, während gegen Norden dort der Finsteraarhornstock des Berner Oberlandes sich ausbreitet, hier der Selvretta die Verbindung mit dem Arlberg herstellt. Wesentlich unterscheiden sich aber die beiden Thäler dadurch von einander, daß im Wallis das Gebirge gleich zum oberen Ende des Thales steil und tief abfällt, so daß auf drei Tagereisen das Rhonethal eine ununterbrochen gegen Westen geneigte Ebene bildet, während im Engadin die Wurzeln des Thales bis an die Schultern

des Gebirges ansteigen und von dort aus die Thalsohle auf 9—10 Wegstunden mit geringer Senkung als Hochebene niedersteigt.

Gleich dem Wallis zerfällt auch das Engadin in ein oberes und ein unteres. Das viel ausgedehntere und volkreichere Unterengadin beginnt, wo am Ende jener Hochebene der Inn den Damm durchbrochen hat, der sich von Casana zum Scalettagebirge seinem Laufe entgegenstellte. Unterhalb der hohen Brücke über den Brailerbach, unterhalb Puntauta und der wilden langgestreckten Felsschlucht Puntailgas gewinnt das Thal einen völlig neuen Charakter: mit den grünen Seen und den weiten von Dorfschaften und Wohnplätzen übersäeten Wiesengründen des Ober-Engadin wechseln die engen Thalgründe, die das Gebirge zu beiden Seiten unterbrechenden meist unwirthlichen Tobel und die auf Bergesvorsprüngen Burgengleich haftenden Ortschaften des unteren Thales. Diese Bodengestaltung hat den Bau guter Landstraßen, wie sie das Ober-Engadin in den beiden Hauptrichtungen durchziehen, unter Puntauta jedenfalls erschwert. Vielleicht noch mehr haben sich ihm Kirchthurmseifersüchteleien entgegengestellt. So ist denn, wie ich aus eigener Erfahrung zu berichten weiß, die Reise durch den niederen Theil ziemlich unbequem und es ist dem Reisenden nicht zu verargen, wenn er es vorzieht, sich

auf den wohlgeebneten Kunststraßen des Ober-Engadin zu bewegen und in den rühmenswerthen Gasthäusern von Silvaplana, Samaden und Pontresina Herberge zu nehmen. Auch die Geschichte, auch der Charakter der Bewohner des Landes unterhalb jener Gränzscheide, an welcher nach den Beobachtungen Leopold's von Buch die Centralkette des Urgebirges von dem rechten Innufer zum linken übergeht, sind von denen der oberen Thalhälfte wesentlich verschieden. Sind auch romanische Sprache und evangelisches Glaubensbekenntniß den Engadinern ober und unter Puntauta gemeinsam, so waren doch die letzteren viel häufigeren Kriegesstürmen ausgesetzt und errangen erst nach Jahrhunderten völlige Befreiung von österreichischer Hoheit; eben deshalb hat ihre Art und Weise viel weniger Besonderes als die der Ober-Engadiner.*) Der noch bedeutendere Gegensatz zwischen Ober- und Niederwallis, der zugleich ein sprachlicher ist, wird auffal-

*) Ich entlehne dem Briefe eines unterrichteten und vorurtheilsfreien Unter-Engadiners folgende Bemerkung: „Ich glaube so ziemlich die Unter- und Ober-Engadiner und den Geist, der sie treibt, zu kennen. Ist leider überall nur zu sehr die Selbstsucht, die im Menschen tief steckt, anzutreffen, so bin ich doch der Ueberzeugung, daß sie die Unter-Engadiner im Allgemeinen weit stärker beherrscht, als die Ober-Engadiner, und daß sie drunten in weit roherer Weise hervortritt als hier oben.“

lender Weise durch keine natürliche Gränze bezeichnet, ja die deutsche Sprache steigt über den höchsten Gebirgsstock, über den Monte Rosa hinaus, um eine Zunge bis an die letzten Ausläufer der piemontesischen Alpen zu entsenden.

Die große absolute Höhe des oberen Engadin giebt der Landschaft einen höchst eigenthümlichen Charakter. Da die Thalsohle in ihrer mittleren Erhebung etwa 500 Fuß höher liegt als die Schneekoppe, also der obersten Spitze des Rigi gleich kommt, so entbehrt das Ober-Engadin, einiges niedere Erlengebüsch abgerechnet, jeder Laubholz-Vegetation. Selbst Fichten und Tannen, die südwestlich gleich jenseits des Malojapasses die Bergabhänge überdecken, gedeihen hier nicht. Dagegen bekleiden den Fuß und Gürtel der Berge das ganze Thal hin dichte Wälder hochstämmiger Lärchen, von denen vielleicht kein Theil der Alpenwelt so reiche Bestände aufzuweisen hat. An die Lärchen gränzen nach oben, bis zu einer Höhe von mehr als achtehalbtausend Fuß, die Arven, Pinus cembra, deren dichte, düstere Nadelbüschel und starr gezackten Aeste seltsam abstechen gegen das leichte Gefieder der lichtgrünen Lärchenbäume. Der wettererprobte Baum aber, dessen ins untere Land verpflanzte Schößlinge eine Stunde warmen Sonnenscheins ertödtet, trägt hier zwischen Gletscher und ewigem Schnee

im Ueberfluß die würzigen Zirbelnüsse, einen Hauptbestandtheil des als ein Leckerbissen, namentlich von Genua aus weit versendeten pan dolce. Gleich über dem Walde beginnen die Sommerweiden für Hornvieh und Schafe, die Alpen, jenseits deren die Einöden nackten Gesteins und ewigen Schnees sich erstrecken.

Rings um das obere Engadin zieht sich ein Gürtel von Eis und Schnee, der in keinem der größeren Alpenthäler den menschlichen Wohnstätten so nahe gerückt ist, als eben hier. Alle die Nachbaren weit überragend breitet sich die Berninakette mit ihrem sechszehnstündigen Gletschergebiet zwischen Veltlin und Engadin aus. Diese mächtige Berggruppe, die der Höhe nach unmittelbar auf die beiden andern höchsten Gebirgsknoten der Schweiz, den Monte Rosa und das Berner Oberland folgt und der Spitze der Jungfrau nur um viertehalbhundert Fuß nachsteht, ist für die Welt der Reisenden so zu sagen kaum erst entdeckt. Im Jahre 1850 erstieg zum ersten Mal der Forstinspector Coaz die eine der Spitzen und maß sie zu 13,506 Fuß.*) Zahllose andre Spitzen, die im weiten Amphitheater um diese eine her aus dem Glet-

*) Dies Maaß wird von Schweizer Fußen zu verstehn sein, da nach der Dufour'schen Karte die Höhe nur 4052 Meter, also 12,474 Pariser Fuß beträgt.

schermeer auftauchen, führen selbst im Munde der Schafhirten und Gemsjäger noch keine Namen, und leicht möglich, daß in wenig Jahren neue Messungen einer anderen Bergzinne vor jenem Piz Bernina den Vorrang überweisen.

Noch wetteifert auf der Surouel-Alp, die am oberen Ende des arvenreichen Rosetschthales den Circus von Gletschern überblickt, welche sich unter des Beschauers Füßen zu einem Eismeer verbinden, kein Hôtel des Anglais mit der ungastlichen Herberge des Montanvert, und doch übertrifft in der weiten Alpenkette, mit alleiniger Ausnahme des Monte Rosa-Panorama's vom Gornergrat, an Großartigkeit der Formen, an makelloser Reinheit des Schneegürtels, an phantastischem Gewirr zerborstener Gletschertrümmer, kaum eine Rundsicht den Umblick von jener Sennhütte, dessen für jetzt noch schwerlich mehr als 12 Touristen im Jahr sich erfreuen. Gleich dem berühmten Jardin im Glacier de Talèfre des Chamounix ragt auch hier eine blumenreiche Matte jenseits des Gletschers mitten aus der Eiswüste des Agliagliokls; doch hat die Alpfahrt, welche das Vieh sonst allsommerlich nach jener würzigen Matte unternahm, wegen vermehrter Zerklüftung des Gletschers seit Jahren aufgegeben werden müssen. Bei Weitem die großartigste Rundsicht in diesem Gebirge bietet der Piz

Languard, dessen Spitze, obwohl sie sich mehr als zehntausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt, von Pontresina aus ohne allzugroße Anstrengung in weniger als vier Stunden erreicht werden kann. Seit so kurzer Zeit aber hat man angefangen ihn zu besteigen, daß ihn noch kaum eines der zahlreichen Reisehandbücher erwähnt, und daß selbst sein Name nur auf den neuesten Karten zu lesen ist. (Vergl. die Beilage.)

Um so auffallender ist jener seltene Besuch von Reisenden, als an der Mündung des Thales, aus dessen Hintergrunde silberglänzend die Zacken und Pyramiden des Rosetschgletschers über Lärchen und Arven hervorleuchten, täglich der Postwagen nach und von dem Veltlin vorüberrollt, und eine Stunde weiter aufwärts die Poststraße sich bis auf wenige hundert Schritt dem vielleicht noch wilder durch einander geworfenen, seit Jahren mächtig in das Thal vorrückenden Mortiratschgletscher naht. Von demselben mächtigen Eismeer, das sich um den Piz Bernina und seine Nachbaren, Piz Tschiervа, Monte rosso und Tschérschen lagert, steigen noch gegen Morgen der Palüd- und gegen Nordwesten der Feetgletscher herab, der anderen nicht zu gedenken, die von eines Naturforschers Auge vielleicht noch nie gesehn, gegen Süden die wasserreichen Bäche des Malenco-Thals speisen, unter denen, einer neueren Nachricht zufolge, die vedretta della

disgrazia allein vom Rosetschgletscher an Ausdehnung übertroffen wird.

In merkwürdigem Gegensatze zu dieser starren Welt des ewigen Eises steht der Anblick des Thalbodens selbst. Selten wol, selbst in der mattenreichen Schweiz, sieht man weitere Strecken saftig grüner makelloser Wiesen, als sich hier von Cresta bis Scanfs über die Fläche breiten und zwischen den Waldstrecken die Bergabhänge überkleiden. In der oberen Hälfte des Thals, von der Terrasse („Ruinatsch") an gerechnet, welche zwischen Cresta und Sanct Moritz der Inn tosend und schäumend durchbricht, reihen, durch den Fluß verbunden, auf weniger als vier Stunden vier größere Seen sich an einander. Dichter Waldwuchs steigt bis zum Rande des klaren lichtgrünen Wassers hinab und drängt sich hin und wieder auf Landzungen und Vorgebirgen malerisch in die Fluth hinaus, deren reiner Spiegel den Hintergrund der Hochalpen in ungeschwächtem Glanze zurückstralt. Zwischen Wald, Wiesen und Seen hat aber noch eine Reihe der freundlichsten Ortschaften mit ansehnlichen Kirchen, schlanken Thürmen und gar stattlichen, fast städtischen Häusern Platz gefunden, die eine der andern so nah, daß man auf weniger als acht Wegstunden ihrer fünfzehn zählt, und daß auf eben diese Strecke die Bevölkerung in dem schmalen, fast allein auf Graswuchs beschränk-

ten, Thalgrunde etwa 3000 Seelen beträgt. Es ist ein Anblick von seltener Schönheit, von einer der das Thal einfassenden Anhöhen, der Laret-Alp bei Celerina, oder dem Muottasberge über den dörferbesäeten Wiesengrund hin, auf der langen Reihe glänzender waldgesäumter Wasserbecken zu weilen, und die kühnen Umrisse der Alpenkette bis fernhin zu den Zacken des Piz la Margna zu verfolgen.

Die beträchtliche Erhebung des gesammten Thalbodens veranlaßt noch andere Eigenthümlichkeiten des Landes. Zunächst bedarf es nur noch eines verhältnißmäßig geringen Ansteigens, um, wenn auch nicht die Gipfel der Berge, so doch die Einsattelungen zu erreichen, über welche die Alpenpässe hinwegführen. Während aus dem tief eingeschnittenen Wallis auf eine Strecke von fast dreißig Stunden nur eine Fahr- und eine Saumstraße nach Süden hin und zwei andre Saumstraßen gegen Norden das Gebirge überschreiten, münden allein in das kurze Ober-Engadin fünf Alpenpässe, von denen drei zu jeder Jahreszeit mit Eilwagen befahren werden, wenn auch einer derselben, der Berninapaß, seitdem die Traubenfäule den lebhaften Weinhandel des Veltlin gelähmt hat, einigermaßen vernachlässigt ist. Um auf die Höhe des Malojapasses zu gelangen, der unmittelbar unter der Innquelle in das italienische Bregellerthal führt, bedarf es vom

Engadin aus überall keines merkbaren Steigens. Der ebene Thalgrund erstreckt sich bis unmittelbar an den Absturz, zu dessen Füßen die Maira rauscht. Diese eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens hat zur Folge gehabt, daß jederzeit Denen, die einen feindlichen Angriff auf das Engadin machten, schwerer ward, in das Thal einzudringen, als den Bewohnern, in umgekehrter Richtung über die Bergpässe zu entfliehen.

So bequemen Uebergang bieten diese Pässe, daß kaum zu bezweifeln ist, mehrere derselben haben schon zur Römerzeit als Heerstraßen gedient. Nicht allein, der so klassisch lautende Name des gangbarsten und besuchtesten unter denselben, des Julier, und die zwei zu beiden Seiten der Straße auf der Höhe des Berges aufgerichteten Säulen von dichtem Glimmerschiefer, die noch am wahrscheinlichsten als römische Milliarien bezeichnet zu werden scheinen, bieten für solches Alter glaubhaftes Zeugniß, sondern noch immer werden längs des Weges nicht selten römische Münzen, meist aus der früheren Kaiserzeit, gefunden. Vermuthlich verfolgte die rätische Straße der Römer vom Comer-See aus das Thal der Maira und zog sich dann, nachdem sie den Maloja erstiegen, an den Bergabhängen hin gegen die Höhe des Julierpasses. — Zweifelhafter ist eine andere Schlußfolgerung: In der Strecke des Thals, die den Julier-

mit dem Berninapaß verbindet, bricht am Fuße des Rosetschberges unterhalb Sanct Moritz einer der mächtigsten alcalinischen Säuerlinge aus den Spalten des Gneußgesteins. Als man nun im Jahre 1853 mit glänzendem Erfolge die Quelle zu reinigen und neu zu fassen unternahm, stieß man auf eine uralte sauber und geschickt ausgeführte Fassung und fand auf dem Felsengrunde als Spuren früherer Besucher unkenntliche Münzen und eine Reiseflasche von gepreßtem Leder. Wenn nun auch schon Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts mehrfach den Sauerbrunnen von Sanct Moritz nennen und preisen, so läßt die Beschaffenheit jener Arbeiten zweifeln, daß sie dem Mittelalter angehören, und die Münzen auf dem Boden einer Heilquelle erinnern lebhaft an eine bekannte römische Sitte.

Im Mittelalter führte übrigens der vorzugsweise besuchte Paß von Schwaben nach Italien nicht über Julier oder Albula, sondern hart an des Engadins oberem Ende vorbei über den jetzt fast ganz verlassenen Septimer aus dem Oberhalbstein ins Bregell. Hier hielten schon zu Anfang des 10ten Jahrhunderts die Brüder Rudolph und Andreas von Salis auf dem Thurm von Castellaccio nächst Soglio die Bergeswacht, holten Erzbischof Hatto von Mainz, den Abgesandten Konrads, auf der Paßhöhe ein und zahlten, nachdem er bei ihnen geherbergt, ihm für Höfe, Wälder und

Alpen, die sie nach salischem Rechte besaßen, den Königszins mit neun Goldstücken. Um 1120 bauete Bischof Guido von Chur auf dem Joche des Septimer ein dem heiligen Petrus geweihtes Hospiz, zu dessen Gunsten Stiftungen bis spät in das 14te Jahrhundert erwähnt werden. Die Pässe des Engadin selbst überschritten dagegen nur wenige unter den historisch denkwürdigen Alpenübergängen; zu diesen wenigen gehört der gefahrvolle Zug, auf dem der jugendliche nach Deutschland eilende Kaiser Friedrich II. im Sommer 1212 vom Etschland aus durch das Wormserland über den Albula gen Chur gelangte.

Der gleichmäßigen Erhebung des gesammten breiten Thales und dem Schutze, den nach allen Seiten die noch um so Vieles höheren Bergwände gewähren, ist es zuzuschreiben, wenn das Engadin ein milderes Klima genießt, als freier gelegene Punkte von gleicher absoluter Höhe. Die Linie, mit welcher der ewige Schnee beginnt, liegt im Engadin um fast 1000 Fuß höher als in der Centralschweiz. Bis nicht ganz drei Stunden unter dem oberen Ende des Thals, bis Campfer und Sanct Moritz, gedeihn, wenn auch oft genug durch Nachtfröste im Juli und August gefährdet („Engadina terra fina, se non fosse la pruina," sagt das Sprichwort), auf der sonnigen Südseite der Nordabhänge Kartoffeln und Gerste. Salat und aller-

hand Gemüse werden noch in Gärten, die mehr als sechstehalbtausend Fuß hoch liegen, gebaut, und der Blumenkohl, den der Wirth des trefflichen Hôtel Bernina in Samaden vor seinem Hause zieht, übertrifft an Schmackhaftigkeit die stattlichen Rosen, die unsre Kunstgärtner treiben. Mit vieler Mühe hat Herr Nationalrath v. Planta in seinen schönen Gartenanlagen an eben diesem Orte eine beträchtliche Anzahl unserer Zierpflanzen acclimatisirt und selbst in Sils (Santa Maria), dem höchstgelegenen Dorfe des Thals, hat man ein Kirschbäumchen gezogen, das im September des Jahres 1854 die sorgliche Pflege durch dreizehn fast reife Kirschen zu belohnen versprach, ja eine Urkunde des 12ten Jahrhunderts erwähnt sogar bei Remüs im Unter-Engadin einen Weinberg.

Dennoch erinnert so manche klimatische Erscheinung an die außerordentliche Höhe des Thals. Eine Kälte von 25 Grad Réaumur, wie man im Januar 1855 sie in Samaden gehabt hat, und eine Schneedecke von vier und mehr Fuß sind nichts eben Außerordentliches. Haarsträubend sind die Schilderungen von Bergübergängen während eines Schneesturmes, wie man sie vielfach von den Einwohnern vernimmt. Selten oder nie vergeht ein Winter, ohne daß Menschen auf diesen Pässen verunglückten, und noch häufiger waren diese Unfälle, ehe man zu dem Entschlusse

gelangt war, die gefährlicheren und minder betretenen Berge, wie Albula, Scaletta und Flüela, während des Winters überall nicht gangbar zu erhalten, wie man es ausdrückt, sie zu schließen. Selbst mitten im Thal auf der Landstraße zwischen den beiden Nachbardörfern Celerina und Samaden ereilte am 1. März 1853 eine Staublawine, die von Sils zum Hochzeitsschmause eilenden Gäste, von denen, wie schnell man auch die Schneedecke wegzuschaufeln bemüht war, dennoch zwei Frauen erstickten. Die jüngst beendete neue Straße hat übrigens die Stelle, wo allein solche Gefahr zu fürchten war, umgangen.

Dagegen preisen die Einwohner aber auch die Pracht eines Engadiner Wintertages mit begeisterten Worten. „Der Silberglanz der Schneeflächen und Berge beim Aufgang," schreibt mir zu Ende December 1854 ein dort eingebürgerter Deutscher, „und das goldne Glühen der Gipfel beim Untergang der Sonne sind bezaubernd. Ebenso die ganze Winterlandschaft im hellen Mondschein. Wenn die argen Schneestürme sich nur erst gelegt haben, erfreuen wir uns im Winter weit öfter als im Sommer des reinsten und klarsten Wetters." In nicht minder lebhaften Farben schildern mir seine späteren Briefe die folgenden Winter. „Von Weihnachten bis Anfang März," heißt es, in einem derselben, „sahen wir selten einen trüben Tag,

Die Rauhheit des Klima's und der sparsame Fremdenbesuch haben mancherlei Wild, das anderwärts selten geworden, im Engadin in ziemlicher Anzahl erhalten. Der Steinbock zwar, den dieser Theil Graubündtens im Wappen führt, ist auch aus den Gebirgen am Inn verschwunden und vor wenig Jahren erst auf dem italienischen Abhang des Monte Rosa gewissermaßeu neu wieder entdeckt worden. Wölfe dagegen, die in dem benachbarten Davos noch im vorigen Jahrhundert mit Netzen gefangen wurden und mit deren Rachen das Gesimse des dortigen Rathhauses geschmückt ist, sollen nach Tschudi's Zeugniß noch immer familienweise am Bernina heimisch sein. Häufiger noch, besonders in den Nebenthälern des unteren Engadin, sind die Bären, von deren täppischem Humor gar manche lustige Probe erzählt wird. Wölfe und Bären zu verscheuchen werden häufig zur Nachtzeit Feuer angezündet, und von den auf Alpentriften so oft angehäuften Steinen, die einen Mann vorstellen sollen, sagt man, sie dienten per far paüra al ors. Auch der Steinadler horstet nicht selten in den Klüften des Rosetschgebirges und Kamogaskerthals, wo er die Gemse auf ihrer Flucht längs der Felsenwand verfolgt, um wo der Pfad kein Ausweichen gestattet, sie mit gewaltigem Flügelschlag den Abgrund

hinabzustürzen und dann in der Tiefe das zerschmetterte Thier zu zerfleischen.

Das in diesen Bergen verbreitetste Wild aber, das wol nirgends in den Alpen so häufig ist, als im Engadin, sind die Gemsen. Hier ist noch in jedem Dorfe mehr als ein jugendlich kräftiger Mann, hier bleibt nicht selten noch der Greis ein verwegener Gemsjäger, den die drohendste Gefahr weniger schreckt als herausfordert. Schon am Vorabend des Bartholomäustages, mit dem die Jagd aufgeht, erklimmen vielleicht hundert Beutelustige das Gebirge und in der frühesten Morgendämmerung antwortet die eine der anderen Büchse krachend von Fels zu Fels. Oberhalb Pontresina schoß im October 1852 ein Jäger in einer Stunde vier Gemsen. In eben diesem Pontresina übte vor weniger als einem Menschenalter der König der Gemsjäger eine tyrannische Herrschaft. Seit Johann Marcus Colani, nachdem er fast 3000 Gemsen erlegt hatte, 66 Jahre alt, vermuthlich an den Folgen der leidenschaftlichen Aufregungen, welche die grauenhaften Abenteuer einer viertägigen Jagd über ihn gebracht, in Pontresina starb, sind 20 Jahre verflossen, und noch lebt sein Name im Munde aller Bewohner des Thals; seine Verwegenheit, sein Eigenwille, seine geringe Scheu vor blutiger Gewaltthat bieten den Stoff zu hundert Erzählungen. Noch zeigt man tief

im Rosetschthal die einsame Hütte, in der er fern von den Menschen und scheu von ihnen gemieden, wochenlang verweilte, um die Gemse, die er belauscht hatte, genau an der Stelle zu erlegen, welche er aus stundenweiter Entfernung im Voraus als diejenige zu bezeichnen wußte, an der er ihr begegnen würde. Die Berghalde hinauf bis zur Höhe des Piz Languard hatte Colani seinen eigentlichen Gemsenstand, den er nach waidmännischen Regeln hegte und beschoß. Weit über dieses Revier hinaus aber maßte er sich ein ausschließliches Jagdrecht an, und traf er etwa gar einen Tyroler Schützen, der das flüchtige Wild bis über die Gränze verfolgt hatte, so soll Colani's Büchse auf den Eindringling nicht weniger sicher als auf die Gemse zu zielen gewußt haben. Colani ist im Volksmund, noch mehr vielleicht in manchem gedruckten Berichte, zu einer mythischen Gestalt geworden, auf welche die Sage zusammenhäuft, was irgend Verwegenes von kecken Gemsjägern erzählt wird. Genauere Auskunft hat schon mancher Tourist von Colani's Sohne, dem kundigsten und zuverlässigsten Führer des ganzen Thals, zu erlangen versucht; wie mittheilend und unterhaltend aber auch sonst der in vielerlei Kunst und Sprachen erfahrene Mann ist, so pflegt er doch auf Fragen solcher Art selten mehr als einsilbige Antwort zu geben.

Zahlreicher noch als die Gemse verkehrt in dem

Trümmergestein dieser Berge das Murmelthier (Montanella), dessen grelles Pfeifen den Wanderer so oft in wilder Felseneinöde überrascht. Die Heuvorräthe, welche das vorsorgliche Thier zum langen Winterschlafe in seinen Bau trägt, reizen zur Plünderung. Mit Recht indeß ist die Behörde der Ausrottung des harmlosen und in jener Jahreszeit völlig schutzlosen Thieres durch ein Verbot des „Murmelthiergrabens“ entgegengetreten. Ueberdies verdirbt dies Umwühlen des Bodens die ohnehin so spärliche Alpenweide und ist bei der lockeren Lage des aufgehäuften Gesteines für den Gräber selbst nicht selten lebensgefährlich.

Indem ich von der Fauna des Thales mich zu dessen menschlicher Bevölkerung wende, kann ich eine leise Besorgniß nicht unterdrücken. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte der Baseler Sebastian Münster in seiner Kosmographie auch des Engadin gedacht. „Es wachst kein Frucht darin,“ sagt der alte Erdbeschreiber, „dann Summergersten und Höuw, aber Vieh genug und gut Dörffer, gut streitbar Volck und größer Dieb dann die Züginer.“ — Jahre verstrichen, bis Anno 1554 das Buch auch in das Innthal seinen Weg fand. So allgemein war nun aber die Entrüstung über den schmachvollen Vergleich mit den Zigeunern, daß die Engadiner des oberen und unte-

ren Thals zwei ihrer besten Männer, Johann Travers und Balthasar Planta, gen Basel sandten, um namhafte Bestrafung des vermessenen Autors zu erwirken. Zwar traf es sich, daß Sebastian Münster schon seit zwei Jahren gestorben war, und auch der Drucker Heinrich Peter gab vor, die verfängliche Stelle vor der Herausgabe nicht gekannt zu haben; der Rath der alten Stadt Basel aber begütigte die erzürnten Engadiner durch Ausstellung einer feierlichen Ehrenerklärung. — An eine ähnliche Empfindlichkeit, welche zu Anfang 1782 ein ungeschicktes Wort Spiegelbergs in Rätien geweckt hatte, knüpft sich bekanntlich die Katastrophe, welche dem vormaligen Karlsschüler, dem bei Festungsstrafe verboten war, andere als medicinische Schriften drucken zu lassen, die Feder aufdrang, mit welcher er wenige Monate später den Fiesco schrieb. „Zu einem Spitzbuben will's Grütz," sagt Spiegelberg in den Räubern zu Razmann, „auch gehört dazu ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath' ich Dir, reis' Du in's Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Hiergegen im Hamburger Correspondenten zu reclamiren, fand ein ungenannter Bündtner sich bewogen; das Zeitungsblatt aber, das ein Uebelwollender — der Garteninspector Walter zu Ludwigsburg — dem Herzog in die Hand zu spielen wußte, rief jenen Ausdruck zorniger Ungnade hervor.

Was mich betrifft, so glaube ich ähnlicher Gefahr wie Münster nicht entgegen zu gehn; denn wenn zu dessen Zeit, wie die Berichte des in dem Thal gebornen Ulrich Campell bestätigen, Räubereien an den Ufern des Inn wirklich nicht selten waren, und noch ein Jahrhundert später die Geschichte von Werner's vierundzwanzigstem Februar nicht auf der Gemmi sondern im unteren Engadin sich zugetragen haben soll, so dürfte jetzt in der That dem Reisenden von der Maloja bis Martinsbruck schwerlich etwas Anderes widerfahren, als Liebes und Gutes.*)

---

*) Dennoch ist es diesen harmlosen Blättern nicht ganz so gut ergangen, als ich vermuthen zu dürfen glaubte. Im Allgemeinen auch in der Schweiz und namentlich im Engadin mit Wohlwollen und Anerkennung aufgenommen, haben sie den Unmuth eines, nicht mehr am Inn wohnenden Nieder-Engadiners, wie es scheint in beträchtlichem Maaße, erweckt. Obwohl man von mehr als einer Seite mir brieflich diesen zürnenden Artikel „eines Bündtner Blattes" erwähnt, so habe ich doch speciellere Mittheilungen nicht erhalten können, und bin deshalb darauf beschränkt, das Urtheil wörtlich abzuschreiben, welches ein allgemein geachteter Bewohner des Engadin darüber ausspricht: „Diese höchst geistlose, zum Theil auf lügenhafte Entstellung des Gesagten beruhende Kritik hat die verdiente Abfertigung und Verachtung im Lande selbst gefunden." Ich darf auf dieses Urtheil um so größeres Gewicht legen, als dessen Urheber mir keineswegs verschwiegen, daß er an dem ersten Abdruck dieses Vortrages Manches zu berichtigen fand, und, wofür ich ihm zu besonderem Danke

Gegenwärtig bildet Engadin eine Sprachinsel. Gen Mitternacht und Morgen gränzt es an das deutsche Tyrol. Auch in nordwestlicher Richtung stößt es, mit Ausnahme des romanischen Bergün und Oberhalbstein, an deutsche Thäler. Nach Abend und Mittag aber sind Bregell, Veltlin, Puschklav und Bormio durchgängig italienisch. So kann von Silva plana, oder selbst von Samaden aus ein mäßiger Fußgänger über Maloja, Septimer und Julier in einem Tage das Gebiet dreier Sprachen betreten und aus Gewässern trinken, die sich in drei Meeren ergießen. Auf der Höhe zwischen Maloja und Septimer liegt sogar ein See, der Longhino, dessen Abflüsse zugleich den Inn, den Oberhalbsteiner Rhein und die Maira speisen sollen, die dem Po zufließt.

Sprachlich anders verhielt es sich in früherer Zeit. Jenes deutsche Tyrol ist neuerdings germanisirtes Land; die deutschen Schweizerthäler aber, Prättigau, Davos und Avers, wurden erst im Mittelalter, im 12ten und 13ten Jahrhundert, vorzugsweise durch die mächtigen Grafen von Vaz, mit deutschen Ansiedlern, mit Walsern, colonisirt. Selbst im Engadin verbreitet

verpflichtet bin, diese Berichtigungen bis in das Einzelnste aufgezeichnet und mir übersandt hat. — Nachträglich kann ich angeben, daß der fragliche Artikel in der Bündtner Zeitung vom 1. November 1856 steht.

sich immer weiter die Kunde der deutschen Sprache und der Einfluß deutscher Bildung, so daß eine Anrede in unserer Sprache wol nur selten von einem Einheimischen unerwidert bleiben möchte. Auch wird im mittleren Theil von Ober-Engadin überall wenigstens einmal im Monat deutsch gepredigt. Ein an Tyrol angränzendes isolirtes Nebenthal, das von Fremden fast nie besuchte Samnaum, hat erst neuerdings das Romanische durch eignen Gemeindebeschluß ganz abgeschafft. Ursprünglich erstreckte sich dagegen die romanische Zunge längs des Nordabhanges der Alpen vom Gotthard an gerechnet bis tief in die schweizerische Rheinebne und am linken Ufer der Ill hin quer durch das südliche Tyrol und über das Etschthal hinaus bis in das Fleimser und Gröbener Thal.

Im Wesentlichen das gleiche Gebiet bezeichnen die Quellen der Geschichte als das des alten Rätiens, und für eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen Rätien und hetruskischer Bevölkerung und Sprache fehlt es nicht an klassischen Zeugnissen. Soll doch bis auf August's Zeiten die Sprache des Volkes im Gebiete der Etsch nur als ein rauherer Dialect sich von dem Hetruskischen unterschieden haben. So lag denn die Hoffnung nicht fern, eine hochgebildete, uns in zahlreichen Denkmälern überlieferte Sprache, die uns unverständlich geblieben ist, während wir Hiero-

glyphen und Keilschrift zu entziffern gelernt haben, werde durch die Sprache der Bauern im Engadin oder in irgend einem Tyroler Seitenthal uns endlich einmal ausgedeutet werden.

In der That: vergleichen wir den Klang der Namen hetruskischer Gottheiten, wie Sethlans, Fufluns oder Turms mit so manchen Ortsnamen dieser Gegenden, wie Scanfs, Schuols oder Naturns, so möchten wir an gewisse Verwandtschaft eher zu glauben geneigt sein, als wir uns entschließen können, mit den einheimischen Schriftstellern andere Namen auf Localitäten der Umgegend von Rom zurückzuführen, wie z. B. Lavin auf Lavinium oder Ardetz auf Ardea. Für eine rätische Urbevölkerung dieser Gebirge fehlt es uns aber an geschichtlichem Zeugniß, und der Angabe der römischen Schriftsteller, daß um die Zeit des älteren Tarquiniers die hetruskischen Bewohner der Po-Ebene vor den unter Sigovesus eingebrochenen Galliern in das nördliche Gebirge geflohen seien, stellt sich die Schwierigkeit entgegen, daß dies ganze Gebiet kein Denkmal aufzuweisen hat, welches irgendwie der Kunstfertigkeit und dem Baustyl der Hetrusker jener Zeit entspräche. Ein Felsstück oberhalb des Innfalls zwischen Sanct Moritz und Celerina, das man mir als ein alträtisches Grabmonument bezeichnet hatte, ergab sich bei genauer Betrachtung als ein erratischer Block,

den ein urweltlicher Gletscher dort niedergelegt hat. Wie die romanische Sprache jedoch jetzt zusammengesetzt ist, stammt sie mit sehr wenig Ausnahmen von lateinischen oder germanischen Wurzeln; und unter jenen Ausnahmen haben kundigere Forscher keltische Elemente zu entdecken geglaubt.

Später bekämpfte und unterwarf Drusus die Rätier, doch scheint sein Kriegeszug nicht, wie Viele glauben, in das Innthal, sondern in das der Etsch gegangen zu sein. Jedenfalls bildete zur Zeit der befestigten Römerherrschaft das von Bergpässen so reichlich durchschnittene rätische Gebirge ein wichtiges Glied in der Kette, welche die Donau- und Rheinprovinzen mit Rom verband. In der That scheinen römische Sitte und Sprache mehr als in irgend einer andern Alpenlandschaft hier einheimisch geworden zu sein. Noch um das Jahr 800, zu einer Zeit, als die Uebung des römischen Rechts in Europa fast überall erstorben war, entstand in Churrätien ein neues römisches Rechtsbuch, und bis auf den heutigen Tag nennt sich die Sprache des Landes nicht mit Unrecht nach Rom.

Wann das Evangelium in dies Alpenthal den ersten Eingang gefunden, darüber fehlt es uns an directer Nachricht. Zwei Wege vorzugsweise bieten sich als wahrscheinlich dar: einmal berichtet die Legende von einem britannischen König Lucius, der nach

der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit seiner Schwester Emerita in Chur das Evangelium verkündet und dem Kloster Sanct Lucien bei Chur, wie dem Luciensteig zwischen Maienfeld und Vaduz den Namen geliehen. Noch heute zeigt man zu Marsöl und Trimmis unweit Chur die Stätten, wo Bruder und Schwester den Märtyrertod gelitten. Näher vielleicht liegt die Annahme, daß Gaudentius, der zu Anfang des vierten Jahrhunderts durch die Arianer vertriebene Bischof von Novara und Vercelli, dessen Zufluchtsort eine am obersten Ende des Bregell belegene Gaudentiuskirche bezeichnet, das Christenthum über die niedere Paßhöhe des Maloja in das öde Bergthal getragen. Andere Legenden knüpfen sich wieder an den Heiligen Florinus, den Sohn eines Britten und einer Jüdin, von dem ein Wunder berichtet wird, das gleich dem der heiligen Elisabeth die zur Verhüllung verbotener Mildthätigkeit gesagte Lüge in Wahrheit verwandelte, und dessen Grabstätte zu Remüs im Unter-Engadin während des ganzen Mittelalters der Gegenstand frommer Spenden war. Endlich aber liegt es auch nicht fern, bei dem Engadiner Sanct Moritz,*) dessen

*) Unter den sehr zahlreichen Mineralbrunnen der Ostschweiz sind wol ohne Zweifel die zwei gehaltvollsten, die von Sanct Moritz und von Tarasp, der eine ein kräftiger Stahlsäuerling,

Heilquelle mit einem noch von Leo X. begnadigten Wallfahrtsort verbunden war, an den Heiligen Mauritius und die thebaische Legion zu denken, die im benachbarten Wallis den Märtyrertod erlitten.

Im achten und neunten Jahrhundert verbanden, wie es scheint, die Bischöfe vom Chur, die während mehrerer Menschenalter dem Geschlechte der Victorianer angehörten, die weltliche Gewalt in Rätien mit der geistlichen. Unter Karl dem Großen ging die weltliche auf eigene Grafen über. Als zum Comitat eines solchen Grafen Berthold gehörig finden wir im

---

der andere alkalinisch. Ueber der Quelle des Sanct Moritzer Sauerbrunnens hat seit einigen Jahren eine Actiengesellschaft ein geräumiges und wohleingerichtetes Kurhaus gebaut, das zum großen Unterschied von den übrigen Graubündtner Bädern, ausreichende Bequemlichkeiten gewährt. Andere ziehen vor, eine Viertelstunde entfernt in dem höher gelegenen Dorfe Sanct Moritz in freierem Sonnenlicht und mit der Aussicht auf dem dunkelgrünen See zu wohnen, und auch hier ist neuerdings für Unterkunft und Verpflegung der Fremden bestens gesorgt. Die Zahl der Kurgäste hat seit Vollendung dieser Anstalten sich in einem einzigen Jahre verdoppelt und aus jedem Munde vernimmt man dankbares Preisen der Heilkraft der Quelle und der nervenstärkenden Wirkung dieser reinen Hochalpenluft. Die Verwaltung des Taraspor Brunnens hat seit Kurzem Herr Nationalrath von Planta übernommen, in dessen Händen diese Mineralquelle gewiß einer großen Bedeutung entgegengeht.

Jahr 930 das Engadin zum ersten Mal genannt. Länger als ein Jahrhundert vererbten sich die Grafenrechte über Engadin im Hause der Grafen von Bregenz-Buchhorn. Ihre Erbtochter, die Gräfin Adelhaid von Kyburg-Winterthur, brachte Engadin dem aus dem Hohenzollerischen stammenden Grafen Gamertingen zu. Im Jahre 1139 verkauften sodann die Geschwister von Gamertingen ihre Rechte am Engadin dem Churer Bischof Conrad von Biberegg, einem Bruder jenes Berthold von Biberegg, der mit Demuthe von Hohenzollern vermählt war. Seitdem gehört das Engadin zum Hochstift Chur, zum Gotteshause, oder wie es auf Rätisch heißt, zur Ca Dè. Die Bischöfe ließen das Gebiet durch Vögte verwalten, über deren Hochmuth und Habsucht, wie anderwärts, mannichfache Klage war. Hin und wieder ward auch, um die Landschaft besser im Zaum zu halten, eine Burg errichtet: so namentlich in Ober-Engadin Anno 1256 die Burg Guardavall über Madulein am Fuße des Albulapasses.

Wie wohlhabend schon damals das hohe Gebirgsthal war, ergeben nicht nur die zahlreichen Ortschaften, die schon im 12ten Jahrhundert mit ihren noch heute bestehenden Namen genannt werden, sondern auch die Heberegister, die aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts auf uns gekommen sind. Da wird der Hof

eines bischöflichen Bizthum in Samaden erwähnt, da finden wir Meierhöfe am gleichen Ort, wie in Sils und Silvaplana, da werden mannigfache Abgaben an Mehl und Getraide, an Schafen, ja an Wein und Tuch aufgezählt, welche die Engadiner und das Hochstift zu entrichten haben. Die wichtigste Steuer aber besteht in Fischen, deren 500 vom Mai bis September dem Bischof jeden Freitag zu liefern sind, wo immer in der Diöces er weilen möge. Noch außerdem liegt den Fischern von Sils und Silvaplana ob, allsommerlich 4500 Forellen, vom Haupte zum Schwanz mindestens eine Spanne lang, in die Küche des Bischofs abzuführen.

Schon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts thut sich in Ober-Engadin ein Ministerialengeschlecht hervor: das der Planta's von Zutz, welche Anfangs mit bischöflichen Aemtern beliehen, allmälig eines der Rechte des Hochstiftes nach dem andern kauf- oder pfandweise, oder durch sonst einen Rechtstitel an sich zu bringen wissen und schon im 14ten Jahrhundert von der Maloja bis Puntauta fast wie Dynasten gestellt sind. Gegen kein Wappenschild ist in den vielfachen demokratischen Stürmen Graubündtens ärger gewüthet, als gegen die Bärentatze der Planta's, und dennoch wird dies Geschlecht noch heute von keinem

andern, auch das der Salis nicht ausgenommen, an Reichthum und Ansehn übertroffen.

Mit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts geht eine neue Regung durch die Thäler von Rätien. In den Fehden zwischen den Churer Bischöfen, namentlich Hartmann von Werdenberg, mit den Dynasten im oberen Rheinthal, den Brunnen von Räzüns, wurden die Landgemeinden, die bisher unbeachtet geblieben, sich zuerst ihrer Macht und Bedeutung bewußt. Theils unter dem Zutritt ihrer Oberherren, theils ohne denselben einigten sie sich in Bünde. Das mächtigste unter den Herrengeschlechtern im Lande war aber mit Donat von Vaz schon 1336 ausgestorben und die Erbschaft schnell zersplittert. So thaten die drei Bünde, der obere, der Gotteshaus- und der Zehngerichtebund, sich zusammen und verbanden sich dann wieder unter einander auf der Wiese von Vazerol.

Die Freiheitslegenden der benachbarten Schweiz fanden ein Echo in den rätischen Bergen und Tell-ähnliche Sagen tauchten an mehr als einem Orte auf. So wird denn auch von Ober-Engadin berichtet, der bischöfliche Voigt von Guardavall habe ein lüsternes Auge auf die schöne Tochter Adam's, des angesehensten Bürgers von Camogask geworfen und in schamlosem Uebermuth sie von dem Vater selbst begehrt.

Anscheinend auf das Verlangen eingehend, habe Adam das Mädchen bräutlich geschmückt und in hochzeitlicher Begleitung verkleideter Reisiger zur Burg gebracht, dann aber unversehens den entgegeneilenden Voigt niedergestoßen und mit seinen Begleitern die Burg gebrochen.

Die Unabhängigkeits-Erklärung Engadins und der zehn Gerichte griff in die Rechte des Erzhauses Oesterreich ein. So fehlte es den drei Bünden so wenig als der Schweiz an Fehden mit dem mächtigen Nachbarn. Schon fünf Jahre nach dem Tage von Vazerol fielen die Tyroler in das Engadin ein. Sie hatten sich gerühmt, im ganzen Thal solle keine Henne am Leben bleiben; davon heißt dieser Krieg der Hennenkrieg. Die Volkssage, wie sie ein altes romanisches Lied berichtet, erzählt dabei von einem Zweikampf des Gebhard Wilhelm von Remüs mit einem ungeschlachten Manne von Nauders, Martin Hans geheißen, der jenen großsprecherisch zu fliehen ermahnt:

Marti Joan diss: mütscha, mütscha tü Bart
Gualgelm,
La vita t' cuosta, schilt et helm!

dann aber von dem Engadiner durchbohrt wird, worauf die Tyroler erschreckt die Flucht ergreifen. Aehnliche Kraftproben feiert ein zweites Lied von dem Zuge gen Bormio, und in eben diesem Kampfe, der den

Bündnern die Landschaft Puschiavo gewährte, erhoben nach Angabe eines Chronisten die Engadiner, als sie den Berg hinab in das Clävner Thal stiegen, ein so furchtbares Geschrei, daß die wälschen Schaaren vor Entsetzen auseinanderflohen. Reich an homerischen Zügen ist auch die gegen den schwäbischen Bund, zumeist von Engadinern, geschlagene Heldenschlacht auf der Malser Haide. — Wenige Wochen später fiel Graf Hans von Sonnenberg racheburstig in das Engadin, das, was ihm selten widerfahren ist, die Drangsale des Krieges nun auch einmal erdulden sollte. Die Ober-Engadiner hatten ihre Ortschaften und Vorräthe meist selbst vernichtet und waren nach allen Seiten über die Berge entflohen. So konnte Sonnenberg das verwüstete Thal nicht behaupten. Hunger und Krankheit als Nachwehen des Raubzuges blieben aber noch lange.

Frühe schon im 16ten Jahrhundert fand die Predigt des lauteren Evangeliums ihren Weg in diese Berge. Der eigentliche Reformator des Engadin ist Philipp Salutz, oder, wie er sich nach seiner Mutter, die in Camogask geboren war, zu nennen pflegte, Gallitius. Freie Religionsübung war eben erst auf dem Bundestag zu Ilanz für die drei Bünde erstritten und durch den Artikelbrief besiegelt worden, als Gallitius in Camogask von der Rechtfertigung durch

den Glauben und der Verdienstlosigkeit guter Werke zu predigen anfing. Im Jahre 1526 als Neuerer vor Gericht gezogen, wurde er schuldig befunden und des Landes verwiesen. Da rief Martin Adam, ein Nachkomme des früher genannten Adam von Camogask und ein frommer Katholik, aus: „Ich habe nur 6 Kreuzer, die will ich dem Küster geben, daß er für die Seele der Gerechtigkeit läute, welche gestorben ist.“ Schon nach wenig Tagen hob aber das Obergericht von Samaden den Camogasker Spruch auf, und Gallitius fuhr fort, namentlich im unteren Engadin zu wirken. Das Ober-Engadin hielt sich noch eine Zeit lang zur alten Lehre, die von einigen der dortigen Pfarrer, wie Bursella und Petronius, mit Wärme verfochten ward. Gallitius aber und die in gleichem Sinne mit ihm zusammen Wirkenden, hielten sich im Wesentlichen zu den Züricher Reformatoren, unter denen namentlich Bullinger auf die Gestaltung der Graubündtner Kirche fortwährenden Einfluß übte. So geschah es denn auch, daß die um die Mitte des Jahrhunderts von Gallitius verfaßte und von den drei Bünden angenommene rätische Confession sehr bald Bullingers helvetischer weichen mußte.

Inzwischen hatte in Italien mit der Eröffnung der Kirchenversammlung von Trient eine leidenschaftliche Reaction gegen die Sympathieen begonnen, welche

auch jenseits der Alpen die evangelische Lehre gefunden. An die Stelle indifferentistischer Duldsamkeit auch in den Sälen des Vaticans, war, seit der Farnese Paul III. den päpstlichen Stuhl einnahm, inquisitorische Verfolgung getreten. Von allen Seiten, zuletzt aus dem so lange wohlwollend gebliebenen Venedig, flüchteten die Anhänger der neuen Lehre, und zwar zunächst in die Alpen, vorzugsweise in diejenigen Thäler, die selbst italienisch, oder doch das dem Italienischen verwandte Romanisch redeten. Der Bundestag von Davos sicherte im Jahr 1544 den um des Glaubens willen Verbannten — banditi, wie sie später wol genannt wurden — Aufnahme und Schutz, und so füllten sich die an das Engadin gränzenden italienischen Thäler mit Bekennern des Evangeliums.

Insbesondere Chiavenna wurde ein Mittelpunkt protestantischer Lehre, aber auch protestantischer Glaubenskämpfe. Hier wirkte schon seit 1539 der ehemalige Augustinermönch Agostino Mainardo aus Saluzzo, hierher übersiedelte wenig später aus dem Veltlin der Sicilianer Camillo Renato. Hoch oben im Bregell, der Engadiner Gränze ganz nahe, übernahm in Vico Soprano, der ehemalige Bischof von Capo d'Istria, Pier Paolo Vergerio ein Pfarramt und beherbergte auf einige Zeit den berühmten Lelio Soncino. An der Südgränze des Engadin, in Poschiavo, wirkte

der den Kerkern der Inquisition entflohene Gulio Milanese durch eine lange Reihe von Jahren. An eben diesem Orte gründete Vergerius 1550 die Druckerei des Lelio Landulfo, die zu so manchen Beschwerden von päpstlicher und mailändischer Seite Anlaß gab.

Da konnte denn die Einwirkung auf Engadin nicht ausbleiben. Schon 1544 predigten zwei gewesene Capuciner, die sich Schüler des Bernardin Ochino nannten, im Unter-Engadin, Francesco Calabrese in Fettan, Girolamo Mariano aus Mailand in Lawin. Vergerius selber nahm im November 1549 die Gelegenheit wahr, als er auf einer Reise über den Bernina im Wirthshaus den eben erfolgten Tod des katholischen Geistlichen von Pontresina vernommen, dort zwei tief ergreifende Predigten zu halten; Bartolommeo setzte das Werk fort; ein andrer Begleiter Berger's Pietro Parisotto aus Bergamo wirkte in Bevers. In Samaden verkündete Giovan Maria von Cläven und in Sils Giovan Francesco das Evangelium. So hielten noch vor 1550 nur Sanct Moritz und Celerina noch an der alten Lehre. Der gemeinsame Pfarrer beider Dörfer weigerte sich des Uebertrittes, obwohl er seit Jahren in kinderreicher Ehe lebte. Erst nach seinem Tode bekannten sich auch diese beiden Orte zur Reformation.

Diese raschen Erfolge des Evangeliums waren indeß nicht frei von bedenklichen Erscheinungen. Jene Ita-

liener, meistens hochbegabte Männer, neigten — vielleicht in der Mehrzahl — zu spiritualistischen Irrlehren, welche dem Rationalismus unserer Tage nur allzuverwandt waren und in Ochino, so wie in Lelio's Neffen Faustus Socinus ihren schärfsten Ausdruck fanden. Andere, wie Vergerius, wurden von weltlicher Eitelkeit zu ruhelosen Intriguen verführt. Auch hatten seine Predigten vielfach einen unerquicklichen Bildersturm im Gefolge. So stürzten die Pontresiner nach Vergerio's Besuch, was sie an Heiligenbildern besaßen, von der hohen Brücke in den Flatzbach. Noch ärgeren Unfug veranlaßte er in Casaccia, wo die schöne Gaudentiuskirche am Fuß des Malojaberges zerstört und der seit Jahrhunderten verehrte Leichnam des Schutzheiligen hinaus in den Straßenschmutz geworfen ward. Er selber meint in einem seiner Briefe, das sei Alles in gloria di Dio geschehen. Noch andere, und zwar die besseren unter jenen Flüchtlingen, wie Agostino Mainardo und Giulio Milanese verschanzten ihre Rechtgläubigkeit mit herber, mißtrauischer Intoleranz. So konnte es denn nicht fehlen, daß fast überall, wo die italienischen Prediger auftraten, der Friede gestört ward.

Es zeugt indeß von der besonnenen, ruhigen Weise, welche überhaupt die Bewohner Ober-Engadin's kennzeichnet, daß jener Unfriede, der z. B. die Gemeinde von Chiavenna während so langer Zeit heimgesucht

hat, um die Quellen des Inn keine Wurzeln geschlagen. Die Aufregung, welche jene zwei übergetretenen Capuciner im Unter-Engadin hervorgerufen, wurde durch das zweite Religionsgespräch von Süß beschwichtigt, in welchem, zum Erstaunen der Katholiken namentlich Gallitius und Johann Travers die häretischen Italiener mit siegreichen Waffen bekämpften.

Dieser Johann Travers und die beiden Campell, Ulrich der Geschichtsschreiber und dessen Vater Caspar, waren überhaupt dem Reformator Gallitius treffliche Mitstreiter. Travers aus Zutz im Ober-Engadin, der Sprößling eines alten edlen Geschlechtes, hatte nicht weniger als 13 Mal das oberste Amt im Thal, das eines Landamman's bekleidet und sich in manchem Feldzug als Krieger hervorgethan. Nahe an 70 Jahre war er alt geworden, ohne sich äußerlich von der alten Kirche loszusagen, obwohl seine Ueberzeugungen der evangelischen Lehre gehörten. Als nun die Reformation nur in der Gestalt, welche die Italiener ihr geliehen hatten, im Engadin zu wurzeln drohte, namentlich weil die deutschen Prediger des Romanischen unkundig waren, unternahm der greise Mann es, unbeirrt durch den Spott, selbst der Freunde, seinen Landsleuten das Evangelium in der Sprache des Volkes zu predigen. Die beiden Campelle festigten die evangelische Lehre in Süß, Zutz, Madulein und Camogask,

und stellten sich, verbunden mit Travers, den Ausschweifungen des Glaubenshasses mit Erfolg entgegen: so dem Bildersturm in Zernetz und der in Chur beabsichtigten Plünderung des Bisthums.

Ueberhaupt war die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Zeit einer geistigen Regung im Engadin. Einzelne Volkslieder in romanischer Sprache wurden schon erwähnt. Aehnliche Gedichte historischen Inhaltes schlossen sich an, so das des Johann Travers über den Krieg um die Burg Musso am Comer See. Noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurden zu Süß, Ardetz und anderwärts zahlreiche theils geistliche, theils historische Schauspiele, darunter ein Wilhelm Tell — von den bedeutendsten Männern des Thales in romanischer Sprache verfaßt — in der Art aufgeführt, daß manchmal gegen die Sitte der Zeit nicht Knaben, sondern Frauen die Frauenrollen darstellten. Merkwürdig ist es zu lesen, wie im Jahr 1564 in den „zehn Stufen des menschlichen Lebens“ von Stuppan der greise Caspar Campell die Rolle des Methusalem gespielt und die Gelegenheit wahrgenommen habe, um mit beredten Worten die Zuschauer von einem Bündniß mit Spanien abzumahnen.

Gallitius übersetzte demnächst Vaterunser, apostolisches Symbolum und die zehn Gebote, und verfaßte einen Katechismus in der Landessprache. Ulrich Campell

übertrug 100 Psalmen in gereimte romanische Verse, welche er im Jahre 1562 verbunden mit einer Anzahl geistlicher Lieder herausgab. Die bedeutendste Leistung aber war Jacob Biveroni's Uebersetzung des neuen Testamentes, die auf des Verfassers Kosten 1560 zu Basel gedruckt ward. Später folgte die gleichfalls lobenswerthe Uebertragung von Gritti. Auch fehlt es nicht an manchen älteren Andachts- und Gebetbüchern, die zum Theil aus fremden Sprachen entlehnt sind. So besitze ich z. B. eine Prattica da pietaet, welche Lorenz Wietzel 1668 nach dem Englischen von Baily bearbeitet hat. Dem 17ten Jahrhundert noch gehört das geistliche Liederbuch Philomela des Remüser Pfarrers Johannes Martinus ex Martinis an, das neben manchem Naiven noch mehr Geschmackloses enthält, z. B. eine lange Canzun da laud, in welcher nicht nur alle Geschöpfe, sondern auch Trompeten, Pauken und Flöten redend eingeführt werden, um Gott zu preisen. Ein großer Theil dieser Arbeiten ist noch jetzt im täglichen Gebrauche der Engadiner Kirche und des Hauses. Man sieht es den Exemplaren an, daß sie seit Jahrhunderten in so manchen Wechselfällen des Lebens den auf einander folgenden Geschlechtern Quelle des Trostes und der Stärkung gewesen sind. Auf diesen nur noch lose an einander hängenden Blättern hat manche von harter

Arbeit ermüdete Hand geruht und manche Thräne ist auf das Buch gefallen. Blatt auf Blatt hat die Zeit davongetragen, und so manches Exemplar von Biveroni's neuem Testament auch durch meine Hand ging, so war doch keines ganz vollständig. Keine Literaturgeschichte hat diese Arbeiten verzeichnet; viele sind so gut als vergessen und bei fortgesetzten Erkundigungen begegnet man immer wieder neuen Namen. Neues ist seit dem 17ten Jahrhundert wenig, weniger wohl noch Besseres gedruckt worden. Das jetzt gebräuchliche Gesangbuch, das zuerst im Jahre 1765, zuletzt 1840 erschien, besteht nur aus Liedern des vor nun mehr als 50 Jahren verstorbenen Johann Baptist Frizzoni, Pfarrers in Celerina, der auch alle die etwas eintönigen Melodien selbst componirt hat. Wie sehr sich auch in diesen, vorzugsweise vom Leiden des Herrn handelnden, Liedern der christliche Sinn des Verfassers ausspricht, der Generationen lang in seiner Gemeinde segensreich nachgewirkt hat, so stört die Sammlung doch vielfach durch spielende Geschmacklosigkeiten in der Weise mancher Kirchenlieder der Brüdergemeinde. Die Pfarrer Vital in Pontresina und Lechner in Celerina bemühen sich jetzt in ihrer sehr verständig redigirten kleinen Vierteljahresschrift Dumengia-saira*)

*) Chur, Pargätzi und Sanct Gallen, Huber.

it Erfolg, in mancherlei Form einen christlichen
inn zu wecken. Prosaische Aufsätze, wenn auch ver-
ieden schattirten Inhalts, wechseln mit Liedern der
iden Herausgeber und einiger Anderen, z. B. Con-
di's von Flugi. Manche dieser Stücke sind auch aus
m deutschen Liederschatz übertragen. Außerdem haben
: beiden letzten Decennien noch Religiusas meditaziuns
n Wetzel (einem Deutschen), die vom Pfarrer Sandri
ır gut zusammengestellte Liturgie und die Istorias
lla sencha scrittüra von Heinrich und Lechner ge-
acht. Endlich sieht man mit Nächstem einer Ueber-
zung des Neuen Testaments vom Pfarrer Menni
Samaden, von der man Vorzügliches erwartet,
tgegen.

Minder friedlich, als wir ihn für Engadin geschil-
rt haben, war der Zustand im übrigen Graubündten.
ı der That fehlte es nicht an Stoff zu Hader und
lißgunst. Seitdem Frankreich, Spanien und Oester-
ich um den Besitz Italiens, namentlich der Lombardei
itten, waren die nördlich angränzenden Alpenbewoh-
r mannichfach in jene Welthändel verstrickt worden.
idgenössische und nicht minder Graubündtner Söld-
ıge kämpften mit bei Novara, Marignano, Bicocca
ıd Pavia, und, in den Alpenthälern Landsknechte
erben zu dürfen, galt für einen besonderen Kriegs-
ortheil. Die Salis, die Planta's wurden Feldhaupt-

leute unter fremden Fahnen; jene meist unter f
sischen, diese unter spanisch-österreichischen. Ein
meines Reislaufen begann und die heimgebr
erworbenen oder erbeuteten Schätze, die angen
nen fremden Gebräuche fingen an, entsittlicher
die heimathlichen Thäler zu wirken.

Aber nicht nur Kriegsleute begehrten die
Po-Ebene kämpfenden Mächte von den Bew
der rätischen und lepontischen Alpen; wichtiger
war ihnen die Befugniß mit Heeren und Hee
räth über die Alpen in das Herz des Kriegs
platzes bringen zu dürfen, die Pässe, wie man
offen zu haben. Reicher an Pässen war abe
Theil der Alpen, als Graubündten, und hier
Engadin. So entspann sich denn ein Wettstrei
schen jenen drei Großmächten, zu denen bald V
noch hinzutrat, welche es der anderen im Ab
von Bündnissen, in Verträgen über Werbun
Landsknechten und Oeffnung der Pässe zuvorthun
Schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts
es so weit gekommen, daß jene Mächte, Fra
namentlich und Spanien, alljährlich unverhole
mäßige Summen aufwandten, um hervorragend
sönlichkeiten in den drei Bünden für sich zu gew
Vergeblich bedrohete der seit dem Jahre 1500
fach erneuerte Pensionenbrief Diejenigen mit

sen, die von fremden Mächten Jahrgelder annehmen würden. Im Wesentlichen unverändert hat das Unwesen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts fortbestanden.

Ein weiterer Uebelstand trat hinzu. Die italienischen Vogteien, die, wie behauptet wird, seit der Zeit der Ottonen zum Hochstift Chur gehört hatten, waren um die Mitte des 14ten Jahrhunderts an die Visconti's und von diesen an die Sforza's gelangt. Im Jahre 1404 schenkte zwar der von Mailand vertriebene Mastino Visconti zum Dank für die gastliche Aufnahme, die er bei Bischof Hartmann von Werdenberg fand, dem Stifte seine Ansprüche auf die Herrschaften an der Adda und Maira; aber erst nach länger als einem Jahrhundert gelang es, jenen Rechtstitel zu verwirklichen, und zu Ende 1512 huldigten die Grafschaften Bormio, Veltlin, Chiavenna und die drei Kirchspiele am Comer See den drei Bünden, welchen Massimiliano Sforza sie feierlich abtrat.

So hatte denn der rätische Freistaat unter Italiens gesegnetem Himmel ergiebige Unterthanenlande gewonnen. Der äußeren Form nach war die Verwaltung so milde als nur möglich. Die von den Bündner Volksgemeinden erwählten Podesta's führten ihr zweijähriges Amt umsonst und nach dessen Ablauf wurde ein Syndicat eingesetzt, um Beschwerden über

sie zu hören und zu prüfen. Nur in einem anscheinend geringfügigen Umstand lag der Keim des Uebels. Jenen Vögten stand neben der richterlichen Gewalt auch das Recht des Straferlasses, der liberazioni zu, und bald kam es dahin, daß einestheils jede Strafe für abkäuflich galt, anderntheils kein Wohlhabender vor einem Strafprozesse sicher war, dessen Ausgang ihn nöthigte, sich eine liberazione zu erkaufen.

Confessioneller Hader trat hinzu. Das Veltlin, theilweis unter dem Einfluß des Mailänder Klerus, namentlich des heilig gesprochenen Karl Borromeus, hing mit Eifer an dem alten Glauben. Von Seiten der drei Bünde wurde für die Verbreitung des Protestantismus gewirkt und namentlich die Gründung einer paritätischen Lehranstalt in Sondrio hartnäckig betrieben. Die Reibungen und Gewaltthätigkeiten, die aus diesem Mißverhältnisse hervorgingen, boten den Grund zu neuem Strafverfahren und neuen Erpressungen.

So wurden die Aemter in den Unterthanenlanden, wie einst die römischen Proconsulate, zu unversieglichen Quellen der Bereicherung, und die Bewerber scheuten keine Kosten, sich durch Bestechung die erforderliche Stimmenzahl zu erkaufen. Der gleichfalls mehrfach erneuerte Kesselbrief von 1570 vermochte auch diesem Uebel nicht mit Erfolg zu begegnen.

Nicht diesen Unbilden abzuhelfen, wohl aber sie zu strafen, bot die Verfassung des Landes nur allzuviel Gelegenheit. Sie war eine consequent demokratische, fast ohne zusammenhaltenden Staatsverband. Die drei Glieder von Graubündten bildeten nicht ein politisches Ganze, sondern standen eben nur in einem Bundesverhältniß zu einander. Jeder einzelne Bund zerfiel weiter in Hochgerichte und das Hochgericht in Gemeinden. Jedes Thal, jede Gemeinde hatte dabei in Sitte und Recht, oft auch in Sprache die mannigfaltigsten, bis auf die Zeit der französischen Revolution mit Eifersucht bewachten Besonderheiten. Wenn nun auch die Abgeordneten der Hochgerichte eines jeden der drei Bünde zu besondren Bundestagen, und diese jährlich einmal zu einem gemeinen Bundestage zusammentraten, so waren sie doch eben nur Abgeordnete, deren Beschlüsse die Auftraggeber, die Gemeinden, als die eigentlichen Träger der höchsten Gewalt, in keiner Art verpflichteten.

Oft aber wählte auch der demokratische Souverän statt erneuter Abstimmung das kürzere Mittel der Eigenmacht. Irgend eine Gemeinde, der mißfiel, was gemeiner Bundestag beschlossen, „lupfte ihre Fähulein“. Bald fand sich Zuzug andrer Mißvergnügten, und so wurde in Waffen nach Chur, Ilanz oder Davos, wo eben der Bundestag weilte, gezogen.

Gelang der Zug, so wurde aus den wildesten Parteimännern sofort ein Strafgericht niedergesetzt, das unter dem Schutze gewaffneter Schaaren, häufig selbst ohne den Schein des Rechtes, gegen die politischen Feinde mit Folter und Richtschwert verfuhr. Selbst wenn es schlechthin nicht gelingen wollte, an den Angeklagten ausreichende Schuld zu finden, so mußten doch Mittel geschafft werden, die stets beträchtlichen Kosten des Strafgerichtes zu decken, und wenigstens zu diesem Zwecke fehlte es nie an Confiscationen oder Geldbußen.

Inzwischen geschah es aber auch wohl, daß die Gegenpartei wieder die Oberhand gewann und nun ein neues Strafgericht dem vorigen entgegenstellte. So verhängten z. B. im Jahre 1617 das Strafgericht in Chur und das Revisionsgericht in Ilanz gegen einander Strafen um die Wette. Vergebens hatte der Dreisieglerbrief von 1574 diese Strafgerichte verboten; es kam im Jahre 1619 so weit, daß beschlossen ward, regelmäßig alle zwei Jahre solle ein Strafgericht gehalten werden, und mit unwesentlichen Milderungen hat dieser in der That monströse Zustand so lange bestanden, als die Unabhängigkeit der drei Bünde.

In solcher Weise hat Rätien eine Anzahl seiner besten und edelsten Männer selbst geopfert. Justiz-

morde gleich denen des Abtes Theodor Schlegel von Sanct Lucien, des Johann Planta von Räzüns, des Caspar Baselgia und Georg Beeli, des Erzpriesters Nicolaus Rusch und des Baptist Prevost, genannt Zambra, würden selbst in den Zeiten revolutionärer Schreckensregierung allgemeine Entrüstung erweckt haben.

Großentheils war dies wilde verbrecherische Treiben gegen Katholischgesinnte oder solche gerichtet, die der Parteinahme für die katholischen Mächte, Spanien und Oesterreich, verdächtig waren. Leider ist auch nicht zu verschweigen, daß protestantische Geistliche mehrfach solch unheilvolle Bewegungen angeregt und geleitet haben. So thaten die Pfarrer Blasius Alexander und Bonaventura Toutsch; Keinen aber trifft dieser Vorwurf in gleichem Maaße, als Georg Jenatsch aus Samaden, eines Pfarrers Sohn und Enkel, der das geistliche Kleid mit dem Lederkoller des Soldaten vertauschte und selbst in dem so verbrechensreichen 17ten Jahrhundert noch vor den Meisten sich hervorthat.

Im Ganzen berührten diese Stürme Engadin und wieder besonders das obere Engadin weniger verderbenbringend, als irgend einen anderen Theil Graubündtens. Die schon erwähnte besonnene Weise der Engadiner bewog sie meist still zu sitzen, wenn ihre

Nachbaren die Fähnlein lupften, und auch dem unheimlichen Charakter des Georg Jenatsch kann Samaden den ehrenwerthen des Johann Paul entgegenstellen, der, als im Jahre 1572 Alles Johann Planta von Räzüns verließ, ihn mit Heldenmuth vor dem blutdürstigen Strafgerichte von Chur vertheidigte. Selbst der, freilich grauenhafte, aber auch durch himmelschreiende Unbilden hervorgerufene, Veltlinermord vom 19. Juli 1620 ging im Wesentlichen ohne Nachwirkung für das benachbarte Engadin vorüber. Nur einmal im Jahre 1565 veranlaßte die Abneigung gegen das französische Bündniß die Ober-Engadiner ihre Fähnlein mit den Bregellern zu vereinen, und weil die Gewaffneten, ohne Weiteres auszurichten, einen Winter über den Vorräthen der Engadiner Rauchkammern zusetzten, nannte man diesen unblutigen Krieg den Speckkrieg.

Noch die französische Revolution fand die Planta's und die Salis in erblichem Hader. Dem republikanisch umgestalteten Frankreich neigte jetzt die Partei der Planta's, welche sich die Patrioten nannte, zu. Die Vaterländer oder Altbündner dagegen, an deren Spitze die Salis standen, hielten es mit Oesterreich. Zwar durchzogen in den jahrelangen blutigen Kämpfen, deren Scene zu Ende des Jahrhunderts die Schweiz war, Franzosen wie Oesterreicher auch

Engadin, wo sie im Winter 1799 nach einander Quartier nahmen, und zweimal — am 12. März bei Ponte und am 2. Mai bei Süß — auch blutig zusammenstießen; die eigentlichen Kriegsgräuel aber blieben dem Lande an den Quellen des Inn fast gänzlich fern. — Das halbe Jahrhundert endlich, das verstrichen ist, seitdem Graubündten ein Theil der Schweiz geworden, hat diese Thäler mit keinerlei nennenswerthem Sturme heimgesucht, wenn auch das Feldgeschrei der neueren Schweiz: Centralisation und Gleichmacherei, nirgends weniger berechtigt ist, als in Graubündten, vor Allem in Engadin. Selbst die Sonderstellung der alten adligen Geschlechter, deren das Thal einige zählt, ist aller Demokratie zum Trotz noch immer nicht ganz beseitigt. Der Meinung, die in öffentlichen Angelegenheiten ein Planta, ein Albertini ausspricht, wird auch jetzt noch ein großer Theil seiner Mitbürger beitreten; dafür kommt es aber auch nicht grade häufig vor, daß wer einem dieser Geschlechter angehört, sich mit den einträglichen Gewerben befaßte, denen sonst die Engadiner sich gern zuwenden. Neben der Aristokratie der Geburt, welche häufig mit der des Reichthums und der Intelligenz in denselben Personen zusammentrifft, hat aber natürlich die letzte auch für sich allein, im Engadin wie anderwärts Geltung gewonnen. So genießen die Ganzoni's von Ce-

lerina, die Orlandi's und Biveroni's von Bevers, die Romedi's von Madulain, nebst Anderen, allgemein anerkanntes Ansehn. Theils diese Pietät für das Ueberlieferte, theils die charakteristische Nüchternheit der ganzen Bevölkerung, hat sie denn auch in den letzten Jahren, noch heute fortdauernder Wühlereien ungeachtet, nicht nur vor thätiger Beihülfe, sondern auch vor Sympathie für die lombardische Umsturzpartei bewahrt.

Solches war die Erziehung, welche den Engadinern durch den Verlauf der Geschichte zu Theil geworden, und es ist nicht zu verkennen, daß sie der gefährlichen Keime genug in sich trug: schrankenlose Demokratie, wie immer verbunden mit Uebermuth der Parteiführer, Aemtergier und Käuflichkeit, religiöse Händel und erbliche Familienzwiste, entsittlichende Herrschaft über ein Unterthanenland und der nebenbuhlerische Einfluß mächtiger Nachbaren.

Ehe ich zu schildern versuche, wie unter solchen Einwirkungen die Engadiner geworden sind, muß ich aber noch einer Eigenthümlichkeit gedenken, welche diesem Thal wohl mit keinem anderen gemein ist. Jenes Reislaufen, das einen so großen Theil der streitbaren Jugend Helvetiens unter fremde Fahnen führte und es zum Theil noch thut, ist im Engadin,

wenn es dort jemals recht heimisch war, ziemlich außer Brauch gekommen. Dagegen findet eine andre einträglichere Auswanderung fortwährend Statt. Seit Jahrhunderten haben sich Bewohner des Thals vielfach als Spediteure, Seidenhändler oder dergleichen im Auslande angesiedelt und fast jedesmal durch Rechtlichkeit, Fleiß und besonnenes Zusammenhalten des Gewonnenen Wohlstand, ja Reichthum erworben. Vorzugsweise war Venedig der Schauplatz solcher Unternehmungen, so daß schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwischen Venedig und Samaden eine besondere Post eingerichtet wurde. Jetzt verbreiten sich Engadiner Handelsfirmen über alle Handelsstädte Italiens und darunter manche von so gutem Klange, wie z. B. die Frizzoni's in Bergamo, die Sanzoni's in Triest, die Pidermann's in Amsterdam.

Insbesondere aber ist es eine Industrie, die den Engadinern eigen ist und ihre Landeskinder überall hin verbreitet. Alle jene sogenannten Schweizerbäcker, die in London und Neapel, in Petersburg und Lissabon, ja New-York dieselbe Waare liefern, dasselbe graue Kostüm tragen und in der gleichen fremdlautenden Sprache ihre Bestellungen ausrufen, sie stammen aus Engadin oder aus einem der nächsten Thäler. Durch ihre, allen Anderen meist unverständliche, Sprache und durch die heimathlichen Sitten

wie durch einen Geheimbund verkettet, breiten sie ihr süßes Netz über Europa aus, wandern von einer Hauptstadt zur andern, erlernen mit Geläufigkeit eine Anzahl von Sprachen und theilen einander die Geheimnisse ihrer Kunst mit. Viele, wo nicht die meisten, sind niederer Herkunft, und von dem Manne, der eine der bekanntesten Anstalten solcher Art in Preußens Residenz gegründet hat, wird berichtet, daß er als armer Hirtenknabe bei Sils durch einen ungeschickten Wurf einer Ziege das Bein gebrochen und aus Furcht vor Strafe als Zuckerbäckerlehrling ausgewandert sei.

Wie alt der Betrieb dieser Kunstfertigkeit unter den Engadinern ist, konnte ich mit Sicherheit nicht erfahren; doch wird schon im Jahre 1686 ein Conditorladen von Planta und Picenoni in Genua erwähnt. Wenige Jahre darauf folgte Scandolera in Modena. Jetzt ist diese Art der Auswanderung in der That sorgfältig und geschickt organisirt. Die bedeutenderen Engadiner Conditoren im Auslande haben ihre Beauftragten im Thal, die sich unter den jungen Burschen ihre Recruten aussuchen. Den Angeworbenen, deren regelmäßig mehrere miteinander reisen, wird der Weg, den sie nehmen sollen, genau vorgeschrieben und ein angemessenes Reisegeld eingehändigt, über dessen Verwendung sie genaue Rechnung zu legen haben. In ihrer neuen Stellung unterliegen sie stren-

ger Aufsicht. Den nicht kärglichen Lohn, den sie zu erhalten pflegen, verwahrt der Lehrherr, der zu keinerlei unnützen Ausgaben davon verabfolgt. Den bedürftigen Verwandten in der Heimath von diesen Ersparnissen zu schicken, ist allgemeiner Brauch. Vergnügungsörter zu besuchen, ist den jungen Leuten im Allgemeinen nicht erlaubt. Ausnahmsweise gestattet der Herr in längeren Zwischenräumen dem Einen oder Anderen einen bestimmten öffentlichen Garten oder dergleichen, aber eben nur diesen, zu besuchen, und schenkt ihm zugleich die bescheidene Summe, die er verzehren darf.

Ist dann nach einigen Jahren der zurückgelegte Lohn zu einem anständigen Betrage herangewachsen, aber nicht früher, so kehrt der junge Mensch in neuen Kleidern zum väterlichen Dorf zurück. Die Herzlichkeit seines Empfangs aber und die Achtung bei seinen Genossen ist wesentlich durch den Erfolg seines Fleißes und seiner Sparsamkeit, durch die Höhe der Geschenke bedingt, die seine Angehörigen von ihm erhalten. Nicht lange indeß duldet es ihn in den engen Verhältnissen des väterlichen Hauses. Er muß wieder hinaus nach einer anderen Weltgegend, sein Glück weiter zu versuchen.

Endlich ist er, was man nennt ein gemachter Mann.

Wie großen Wohlstand er aber auch in Ber
Paris erworben, wie sehr er sich die Sitten
neuen Heimath angeeignet habe, er kann nicht a
Dauer dem Heimathsthale fern bleiben. Er
zurück und heirathet ein Mädchen, die im selben
geboren ward. Ein Paar Sommermonate ble
zu Hause; dann kehrt er wieder zu seinem G
an der Seine oder Spree. In den seltensten
begleitet ihn die junge Frau. Gestatten es ihm sein
tel, so baut er ihr ein möglichst ansehnliches
und nimmt dann Abschied auf neun oder zehn
nat; denn unfehlbar findet ihn der nächste S
schon wieder am Fuß des Bernina. So entsteh
in dem entlegenen Gebirgsthal ein sauberes
miges und nicht ohne Luxus ausgestattetes Haus
eifernd neben dem anderen, und den eintretenden
deutschen Touristen überraschen oft heimathliche
und heimathliche Bilder, wenn etwa der Besitz
Deutsch in Berlin gelernt und nun den charak
schen Accent der Spreebewohner an die Inn
verpflanzt, die Wände seines Zimmers mit dem
niß, das in keines Preußen Wohnung fehlt, u
den Ansichten unsrer Hauptstadt geschmückt hat.

Die Zustände, die ich Ihnen so eben rühme
schildert habe, sind indeß nicht in gleichem Maß
ganzen Engadin eigen; sie gehören vorzugsweise

an, die aus der oberen Hälfte des Thales stammen. Aber auch hier vernimmt man mehrfache Klage, daß so Manche von den im Auslande angesiedelten Lehrherren ihren Zöglingen gegenüber anfangen, ein größeres Gewicht auf den reichlichen Gelderwerb, als auf die alte Sittenstrenge der Väter zu legen. Soweit ist es schon gekommen, daß im Jahre 1855 der Schweizerische Consul in Triest sich veranlaßt sah, bei der Graubündtner Cantonalbehörde über die Verwahrlosung Beschwerde zu führen, deren sich dortige Zuckerbäcker und Kaffeewirthe gegen die ihnen anvertrauten Lehrlinge und Gehülfen schuldig machten. Selten werde den jungen Leuten, die im Knabenalter ihre Heimath verließen, die nöthige Zeit gegönnt, um Religionsunterricht zu genießen und am Gottesdienste Theil zu nehmen. Erst in späteren Jahren, oft den Zwanzigen nahe, würden sie auf kurze Zeit nach Hause geschickt, um, immer noch ohne die gehörige Vorbereitung, eingesegnet zu werden und dann sofort wieder in den Strudel der Alltagsgeschäfte zurückzukehren. Im Ober-Engadin wird diesem Mißbrauch nicht ohne Erfolg eifrig entgegengewirkt; doch klagt man über die Häufung solcher Fälle im unteren Theile des Thals.

Das Haus des Engadiners finden wir von unverwüstlichem Lärchenholz gezimmert. Wände und Decke überkleidet vollständig sauberes Getäfel von

Arvenholz, aus dem auch die Bänke geschnitzt sind, die rings um das Gemach laufen. Tisch, Schränke und Truhen sind von Nußbaumholz, das aus den benachbarten wälschen Thälern herbeigeholt ward. Einen großen Raum nimmt in des Zimmers Ecke der mächtige Ofen ein, aus Cläwener Topfstein gemeißelt. Ein Verschlag umgiebt ihn, der bis zur Decke reicht und außer dem Wärmeplätzchen des Hausvaters die steile Treppe birgt, die zu dem durchwärmten Schlafzimmer der Ehegenossen führt.

Nimmt dann der Fremdling an dem stets in blendender Reinlichkeit glänzenden Tische Platz, den ein duftender Strauß seltener Alpenblumen zu schmücken pflegt, so sind Zirbelnüsse, mancherlei süßes Gebäck und uralter Veltliner Wein schnell bei der Hand. Beredter als das Gespräch, das wohl mitunter ins Stocken geräth, zeigt der Wirthe freundlicher Blick, wie sehr man willkommen ist. Begehrt der Gast des Hauses weitere Räume zu sehen, so findet er unter dem gleichem Dach nicht nur für das Vieh, sondern auf für dessen Winterfutter ausreichenden Platz, so daß sein Erstaunen über den Umfang des Gebäudes sich einigermaßen mindert.

Dieses behagliche Leben im Auslande Reichgewordener scheint dem Fleiße und dadurch auch dem Lebenswandel der Thalbewohner nicht eben Vorschub

zu thun. In der That ist nicht zu läugnen, daß die gesammte einheimische Bevölkerung von Oberengadin, so lange sie zu Hause weilt, zu körperlich anstrengender Arbeit in antik-republikanischer Weise wenig Neigung bewährt.

In früherer Zeit soll es anders gewesen sein und auch jetzt noch betheiligen sich, besonders in den obersten Ortschaften des Thals, auch Wohlhabende nicht selten neben ihren Knechten und Lohnarbeitern an der Arbeit in Feld und Wald. Um die Zeit der Heuernte fordert es sogar die Sitte, daß Mädchen und Frauen, mit der wohlgeschonten Hand, welche sonst nur am Flügel und an der Tapisserie beschäftigt zu sein pflegt, unter Lachen und Singen den Rechen ergreifen. Im Ganzen und Allgemeinen liebt aber der Engadiner, besonders im oberen Theile des Thales, auch in Verhältnissen, in denen der deutsche Landmann lediglich den eigenen Armen vertrauen würde, sich durch bezahlte Arbeiter vertreten zu lassen. Noch weniger ist er geneigt, Andren für Geld dienstbar zu werden.

Fragen wir den Schuhmacher, den Schneider, fragen wir jeden Handwerker im unscheinbarsten Dorfe nach ihrer Heimath; sie sind aus Schwaben, aus Franken, oder aus sonst einem Gaue des deutschen Vaterlandes. Dort läßt ein Zuckerbäcker, den die Genuß-

sucht einer nordischen Hauptstadt reich gemacht hat, ein Haus bauen; aber schon von Weitem erkennen wir an der Sprache die Maurer als Wälsche, vorzugsweise aus dem benachbarten Malencothal. Hell tönt von den Bergesabhängen das Sensen- und Sichelwetzen jener fleißigen Schaar, die seit der Morgendämmerung Gerste oder Heu schneidet; das Lied aber, das sie zu der Arbeit singen, ist nicht romanisch; es ist ein tyroler Schnaderhupfl oder ein italienisches Ritornell. Dort dröhnt der Lärchenwald von der Axt der Holzhauer; aber weit entlegen ist ihre Heimath. Sie stammen vom vielgepriesenen Heinzenberg am Hinterrhein im Domleschgerthal. Nicht mit Unrecht rühmt Tschudi die sauberen Stallungen, die wohlgebauten Sennereien im Engadin. Wenn wir aber eintreten und den Senner nach seiner Heimath fragen, so gehört Dieser dem Canton Zürich, Jener dem Prättigau, und unter Dreien nicht Einer dem Engadin an. Und auch in Haus und Stall, die Knechte und die Mägde, der Mehrzahl nach stammen sie nicht aus dem Thal; sie sind herübergekommen vom Davoser Land aus dem Rheinthal oder dem Schalfick. So bleibt denn in der That auf den Landeskindern ein nicht eben großer Thal von Thätigkeit lasten.

Nicht allein aber, daß sie nicht arbeitssüchtig sind; auch vom Hange zu Vergnügungen, wenn auch zu

harmlosen, können wir sie nicht freisprechen. Namentlich ist es die Tanzlust, welche in so auffallendem Maaße hier heimisch ist, daß während meines wiederholten Aufenthalts im Thal allwöchentlich am einen oder anderen Orte des Thals ein Ball gehalten ward, dessen Freuden nie vor Tagesanbruch ihr Ende fanden. Im Monat Januar 1855, dessen unmäßige Kälte ich schon erwähnt habe, versammelte ein Maskenball 100 Personen um die Wirthstafel des Hôtel Bernina von Samaden, und als ich eines August-Morgens im weißen Kreuz zu Pontresina vorsprach, fand ich die Wirthin noch mit Herstellung der Ordnung in den Gastzimmern beschäftigt, die durch einen Kinderball erheblich gestört war, welchem erst die aufgehende Sonne ein Ziel gesetzt hatte.

Sehen wir nun aber, daß ungeachtet dieses Müßigganges und dieser Vergnügungssucht, ungeachtet des Einströmens fremder Unsitte, das, durch die politischen Verhältnisse längst vorbereitet, in jenem Conditorverkehr täglich neue Nahrung schöpfen muß, im Engadin eine Sittenreinheit und Sittenstrenge herrscht, wie an wenig, sehr wenig anderen Orten, so haben wir wohl Anlaß, nach der Erklärung einer so auffallenden Erscheinung zu fragen. Unkeuschheit ist unter den Eingeborenen des Thals so gut als unerhört. Eben so Diebstahl. Haben junge Burschen im Aus-

land frechere Sitte oder zuchtlose Rede sich angeeignet, so wird der Heimkehrende beim ersten Versuche, sich Aehnliches auch in der Heimath zu erlauben, so nachdrücklich zurückgewiesen, daß er sich schwerlich den zweiten erlaubt. Die Theilnahme am Gottesdienst ist in den meisten Orten eine regelmäßige, wenn auch die weißen schmucklosen Wände der Kirche, der orgellose Gesang, den die in der Abseite aufgestellten Vorsänger intoniren und die hutbedeckten Häupter der Gemeindeglieder einen etwas nüchternen Eindruck machen. Außerordentlich viel geschieht von Privatleuten für Kirche und Schule, wie z. B. von den Sanzoni's und Frizzoni's in Celerina, oder den Planta's in Samaden, und selbst von den in weitester Ferne weilenden Engadinern gelangen reiche Spenden zu solchem Zweck regelmäßig in die Heimath.

Die Verfassung der Kirche und der wesentlich mit ihr verbundenen Schule ist in Graubündten in etwas milderem demokratischen Sinne gegliedert, wie die des Staates. Der evangelische Theil des Landes zerfällt in neun Bezirke, sogenannte Colloqnia, deren einen Ober-Engadin mit Poschiavo, einen zweiten Unter-Engadin mit dem Münsterthal bildet. Mitglieder des Colloquium's, das sich mindestens zweimal jährlich — im Frühling und im Herbst — versammelt, sind alle Geistliche des Bezirkes. Unter der Leitung eines er-

wählten Präses verhandelt das Colloquium über Angelegenheiten der Seelsorge und des Schulunterrichts, beaufsichtigt den Lebenswandel der Geistlichen, schlichtet deren Zwiste mit den Gemeinden und sorgt für die Vertretung in erledigten Pfarreien.

Aus jedem Colloquium muß zu der Cantonal-Synode, die jährlich einmal — im Juni — an dem das Jahr zuvor bestimmten Orte unter der Leitung des von der Versammlung selbst auf ein Jahr erwählten Decan's zusammentritt, mindestens eine gewisse Zahl von Geistlichen erscheinen; berechtigt aber sind alle Geistlichen des Landes, selbst Diejenigen, die nicht im Amte stehn. Außerdem ernennt die oberste weltliche Behörde des Cantons, der große Rath, drei Assessoren der Synode. Diese kirchliche Zusammenkunft, die sechs Tage lang zu dauern pflegt, wird als ein anregendes, segenbringendes Fest geschildert, an dem auch die jedesmal erwählte Gemeinde lebhaften Antheil nimmt. Außer anderen Gegenständen der Oberaufsicht und Verwaltung ist Hauptaufgabe der Synode die Prüfung der Candidaten.

Zur Besorgung der laufenden Geschäfte und zur Vorbereitung des im folgenden Jahre zu Verhandelnden bestellt die Synode einen bleibenden Kirchenrath, der neben sechs geistlichen Mitgliedern einen weltlichen Assessor hat. Das Recht der Gesetzgebung,

auch in kirchlichen Dingen, beruht dagegen bei den reformirten Mitgliedern des großen Rathes.

Die Geistlichen stammten bis in das laufende Jahrhundert fast durchgängig aus Unter-Engadin. Universitätsstudien wurden nicht gerade für nothwendig gehalten, sondern an den Schulunterricht knüpfte sich eine mehrjährige Lehrzeit bei einem angesehenen Pfarrer, dessen Anleitung sich auf fleißiges Bibellesen und Gewährung von Abschriften einer leidlichen Zahl seiner oder auch fremder Predigten zu beschränken pflegte. Seit ziemlich einem Menschenalter haben aber einestheils die Unter-Engadiner sich dieser Laufbahn viel seltener als sonst zugewandt, anderntheils hat man beträchtlich höhere Anforderungen zu machen begonnen. So fehlt es denn auf unseren Hochschulen nicht mehr an jungen Männern von romanischem Blut, die deutsche Wissenschaft und deutsche Glaubensinnigkeit in ihre heimathlichen Thäler tragen. Neben ihnen wirkten und wirken aber im Engadin auch deutsche Theologen, denen es mit überraschendem Glücke gelungen ist, die Sprache des Landes sich anzueignen und neben dem kirchlichen und politischen Bürgerrecht eine neue Heimath in den Herzen ihrer Gemeindeglieder zu finden: so der verstorbene Pfarrer von Silvaplana, Wetzel, und besonders mein, in rüstigster Wirksamkeit begrif-

sener Freund, Lechner aus Leipzig, Pfarrer in Celerina und Sanct Moritz, der schon mehrfach erwähnt wurde.

Aeußerlich organisirte Anstalten für Armenpflege sind mir nicht bekannt geworden. Ein allgemein verbreiteter Sinn anspruchsloser Wohlthätigkeit lehrt aber, die Armuth so reichlich und rücksichtsvoll unterstützen, daß mir niemals in diesem Thale ein einheimischer Bettler begegnet ist. Ja, als ich eines Tages einem zerlumpten und obenein verkrüppelten Manne eine Gabe reichen wollte, wies er sie entrüstet von sich. In der That hat die Sorge für die Armuth, wie sie im Engadin gebräuchlich ist, nicht das Entwürdigende eines gewöhnlichen Almosens. Ohnehin ist den Ortsgenossen so manches gemeinsam. Aus den reichen Holzbeständen der Bergesabhänge werden z. B. um Samaden für jedes Haus vier Klafter angewiesen, für die nur ein geringes Schlaggeld von 3—4 Franken entrichtet wird. Die Benutzung der Bergweiden, der Alpen, so einträglich sie ist, steht den Gemeindegliedern unentgeltlich zu und der Einzelne trägt nur seinen Antheil am Lohn des Sennhirten. So liegt es denn nicht fern, daß auch bei anderem Anlasse der ärmere Dorfgenoß als ein Theilnehmer wie an Freude und Schmerz, so auch an den göttlichen Gaben behandelt wird. Ebenfalls von Samaden wurde mir berichtet, daß wenn in der Gemeinde Jemand gestorben sei, vier der Nach-

baren, die aber nicht Verwandte sein dürfen, in Trauerkleidern die Leichenwacht halten, und anständig dafür bewirthet werden. Dem Verstorbenen bekannt gewesene Arme aber erhalten ein besonderes Geschenk für die Seele, per l'orma. Am nächsten Sonntag geht dann Niemand im Dorf ohne ein Trauerzeichen zur Kirche. Zieht ein Brautpaar zur Trauung, so flattern bunte Tücher an jedem Hause, vor dem der Zug vorüberkommt, der Bräutigam aber dankt den Kindern durch Geschenke. Wird im Spätherbste, meist für den ganzen Winter, eingeschlachtet, da das Fleisch ein wenig angeräuchert, oder auch nur gefroren, sich Monate lang gut erhält, so empfängt auch der Arme seinen Antheil. Ebenso zur Zeit der Alpfahrt, wenn in festlichem Zuge der Segen des Sommers von der Sennhütte eingeholt wird. Zu Neujahr spendet der Wohlhabende dem ärmeren Familienvater je ein großes Roggenbrod, den Kindern aber eine Art süßlichen Backwerkes, biscottini, wie sie im Thale vielfach im Brauch sind. Naht sich dann der Frühling, so gehen in Samaden die armen Kinder von Haus zu Haus, ein uraltes Lied singend, das anfängt:

Chalanda Mars
Il giat ais arz,

wofür ihnen von den Frauen Zirbelnüsse und Kastanien, vielleicht auch Reis, von den Männern ein Geld-

geschenk gereicht wird. So weiß die Mildthätigkeit mannigfache, durch die Sitte geadelte Formen zu finden, dem drückenden Bedürfniß, wo es, was selten der Fall ist, besteht, abzuhelfen, ohne dem Dürftigen weh zu thun.

Dieses durch Genügsamkeit bedingte ruhige Behagen, diesen ungestörten Frieden, dessen die Bewohner des Thals sich trotz so mancher, in Geschichte, Verfassung und Lebensart beruhender Gefahren erfreuen, verdankt das Engadin vor Allem dem stillen religiösen Sinn, der, ohne sich eben zu besonderer geistlicher Erregung zu steigern, seinen Segen über das gesammte Volksleben verbreitet.

Eines Umstandes muß ich indeß noch gedenken, der, obwohl er Manchen, vielleicht den Meisten, als ein schwer zu tadelnder Mangel erscheinen wird, und obwohl seine Verpflanzung unter andere Himmelsstriche und in andere Verhältnisse schwerlich angestrebt werden kann, dennoch zu jenem Wohlbefinden gewiß wesentlich beiträgt. Es ist dies der gänzliche Mangel an materieller und geistiger Industrie, der dem Engadiner so lange eigen ist, als er im heimathlichen Thale weilt. Da ist kein Hasten und Rennen nach neuen Erwerbszweigen. Von Martinsbruck bis zur Maloja dreht sich keine Baumwollenspindel, qualmt nur der Schornstein einer einzigen Dampfmaschine,

nämlich derjenigen, die bei den Bädern von Sanct Moritz den Dienst verrichtet. So mannigfache Bildung jene Handelsherren, ja auch jene Zuckerbäcker aus den Ländern heimgebracht haben, in denen sie ihre Reichthümer sammelten, so gute Erziehung deren Kinder im hohen Alpenthal genossen und so lang die ungastlichen Winterabende sind, so erscheint doch im ganzen Engadin keine Zeitung, so arbeitet doch von Sils bis Pontauta keine Druckerpresse, so ernährt sich kein Leihbibliothekar von der Lesesucht seiner Mitbürger. In der Mehrzahl jener zierlich ausgestatteten sauberen Häuser findet der reisende Literat, wie in unserem gesegneten Pommern, außer Bibel, Katechismus und etwa Frizzoni's Philomele oder einem anderen romanischen Andachtsbuch nichts, was ihn an sein Handwerk erinnerte. Fast möchte man sagen, es streife dieser Mangel literarischer Bedürfnisse an Nüchternheit, wenn man unter der jetzigen Generation nur eine höchst geringe Zahl poetisch Begabter, wie etwa Conradin von Flugi, Pfarrer Sandri, Pallioppi*), Gredig Tramêr, und auch unter ihren Gedichten wenig Bedeutendes findet, ja wenn im Volke selbst, wenigstens im

*) Derselbe Verf. hat neuerdings (Ortografia et ortoëpia del idiom romauntsch Coira. 1857) mit vieler Sorgfalt eine Feststellung der Landessprache auf geschichtlich rationellem Wege versucht.

Oberengadiner, die poetischen Anklänge, Volkslieder und Sagen, fast gänzlich fehlen.

Selbst die von der Natur so reichlich gebotenen Schätze lassen die Engadiner großentheils ungenutzt. Reiche Metalladern, im Mittelalter zum Theil mit günstigem Erfolge ausgebeutet, ziehen sich durch alle das Thal begränzenden Gebirge, aber keines dieser Bergwerke wird jetzt noch bebauet. Der Ueberfluß dieser Wälder wäre den Inn hinunter mit außerordentlichem Gewinn zu verwerthen, wie denn in früheren Jahrhunderten der Holzhandel weit in das Tyrol hinein, nach den Salinen von Hall und anderweitig schwunghaft betrieben wurde; aber seit lange schon wird im Oberengadin nicht mehr Holz geschlagen, als jede Gemeinde selbst verbraucht. Die Alpenweiden dieser Berge stehen keinen anderen in der Schweiz nach, und doch wird im Engadin an Käse und Butter weniger gewonnen als verzehrt. Wo das Hornvieh, ja wo die Ziege nicht mehr Nahrung findet, da noch nährt sich Monate lang am kurzen Gebirgsgrase das Schaf, oder da hält der Wildheuer seine gefahrvolle aber gewinnbringende Erndte. Engadin kennt keine Wildheuer, und statt die Schafhut selbst zu nutzen, verpachtet man sie zu großem Nachtheil des Weidelandes alljährlich für ein geringes Geld an die Bergamasker Schäfer, die viele Tagereisen weit aus Val

Seriana und Brembana herbeikommen und eine der malerischsten Staffagen dieser Landschaft bilden.

Wohlmeinende Engadiner wünschen diesem patriarchalischen Zustand ein Ende zu machen. Sie malen sich mit glänzenden Farben eine nahe Zeit aus, wo der Dampfhammer in ihrem Thale Puddlingseisen schmiedet, wo das Feuer der Glashütten weit in die Nacht hinaus leuchtet, wo man in kasernenmäßigen Filanden Seidencocons abhaspeln, wo der mechanische Webestuhl kunstreiche Stoffe fertigen wird. In der That läßt sich nicht absehen, warum zu dem Allen, warum zu Stickerei und Uhrenfabrikation, zu Holzschnitzerei und Lederbereitung das Engadin weniger tauglich sein sollte, als das sächsische Erzgebirge, das Appenzellerland, oder manch anderes Schweizerthal. Könnte doch auf dem langgestreckten oberen Thalboden etwa auch die Locomotive mit den Wasserfällen des Inn um die Wette brausen. Kehrte aber erst einmal in diesem Thalgrunde die unruhig hastende Industrie ein, so würde sie, fürchte ich, nur allzuschnell von dort verdrängen, was unter so mancherlei Gefahren bis jetzt ihm sichere Freudigkeit nnd Schutz gegen den Fluch des Jahrhunderts, den Pauperismus, bewahrt hat: die warme Vaterlandsliebe und das treue Festhalten an den reinen, einfachen Sitten der Väter.

Beilage.

Der Piz Languard.

La Cadenabbia, 30. August 1856. Es war wieder einmal ein Ball, der aus den sonst so gastlichen Räumen des Samadner Bernina-Hôtels die Nachtruhe zu verscheuchen drohte, und so flüchtete ich bei sinkendem Abend und tröpfelndem Regen bis auf die nächste Station gen Süden nach Pontresina.

Colani, der berühmte Fremdenführer, des noch berühmteren Gemsjägers Sohn, sprach, mich zu begrüßen, in der „Krone" vor und stellte an die Spitze des langen Registers von Bergtouren, die ich nun doch nicht ausgeführt hätte, den Piz Languard. Was nutzt das, erwiederte ich ihm, wenn der Himmel mit dichten Regenwolken bedeckt ist? — Wie alle Schweizerführer verhieß er gutes Wetter und so gab ich denn eine halbe Zusage, mich für morgen bereit zu halten. Wirklich schimmerte in der Frühe des 28ten der mächtige Rosetschgletscher meinem Fenster gegenüber in hellstem Sternenlicht. Statt Colani's, den Militairdienst in Anspruch nahm, erschien Jacob Lendy. Rasch wurden allerhand Mundvorräthe, darunter ein Stücklein der ersten Gemse von heuriger Jagd durch Frau

Gredig, die vorsorgliche Wirthin, eingepackt, und hinaus ging es in den kühlen, dämmernden Morgen über das scharf bereifte Gras.

Der Weg ist zu Anfang ein ganz wohlgebahnter, der zwischen alten kräftigen Lärchenstämmen steil empor zu der Alphütte Languard führt, die im Sommer von Bergamasker Schäfern bewohnt wird. Die letzten wetterzerrissenen Baumstämme blieben nach einer kleinen Stunde hinter uns. Hoch oben aber, über das mit kurzem würzigen Gras bewachsene Gestein verstreut, weideten die großen, muskulösen Bergamasker Schafe, von eigenthümlich fremdartigem Bau. Noch eben so langen Steigens an so mancher Murmelthierhöhle, an so manch schöner Alpenblume vorüber, zwischen den vom Schnee herniederrauschenden Bächen bedurfte es, bis wir die letzten jener vierfüßigen Touristen aus Val-Seriana unter uns sahen.

Wir hatten eine Art Plateau erreicht, vor das sich der schneebedeckte, ebenfalls Languard genannte, Jochgletscher breitet, einen kleinen lichtblauen See zu seinem Fuß. Die steile Felsenpyramide des Piz Languard, die bisher verdeckt war, stieg nun unmittelbar zur Linken in einer unersteiglichen Schneewand empor. Weiterhin bildeten mächtige Steintrümmer den Abhang und überdeckten mit unzählbaren, von Schneestreifen unterbrochenen Felsblöcken das weite Plateau

bis zum Gletscher hin. Kein Grashalm mehr zu sehen, kein menschlicher Laut zu hören; eine traurige Oede. Inzwischen waren wir höher gekommen, als der jenseitige Thalrand, über dem nun — lediglich durch das enge Thal des Flatzbaches getrennt — die herrliche Berninagruppe mit ihren hundert Schneewänden, Eisspitzen und Gletscherströmen sich im reichhaltigsten Detail entwickelte.

Von Weg war von hier aus nun freilich keine Rede mehr. Es galt bei jedem Schritte, von dem einen unsicheren Stein aus den nächsten möglichst zuverlässigen zu suchen und vielleicht einen dritten, an dem die Hand haften möchte, zu finden. Dazwischen trafen wir steile Strecken zu Staub zerriebenen Schuttes, in den der Fuß versank und immer wieder rückwärts glitt. Es war ein saures Stück Arbeit von anderthalb Stunden, dem Ersteigen des Vesuvkegels äußerst ähnlich, wenn auch um Vieles schwindliger. Endlich wurde die Felspyramide sichtlich schmaler, der Fuß haftete auf festerem Gestein; noch eine Wendung, und in hellem Farbenglanz schimmerte ganz nahe die Blechfahne, die genau vor vier Wochen als ein Wahrzeichen für den Wanderer hier oben aufgerichtet ward.

Da standen wir denn genau um die ganze Höhe unserer Riesenkoppe über den Gipfel des Rigi erhaben (10,056 Par. Fuß über dem Meere), auf schma-

ler Felszacke, die kaum für 16 oder 20 Personen Raum bieten würde, nach allen Seiten schroffe Abstürze wilden Gesteins und steiler Schneewände. Stundenweit an den Bergeshängen und in all dem öden Geklüft kein Baum, kein grün bewachsener Fleck zu sehen, auf dem das Auge Ruhe fände. Nichts als Schnee und nackter Fels, hin und wieder von unheimlich düsteren, zum Theil überfrorenen oder überschneiten Teichen unterbrochen. Von menschlichen Wohnungen ringsum nichts zu sehen, als durch die schmale Spalte des Flatzthals Cresta, Sanct Moritz mit seinem See und die wenigen Häuser vom Campfèr.

Um so herrlicher, um so überwältigender aber war die Fernsicht auf die hundert und aber hundert im lichtesten Schnee erglänzenden Alpenzacken, deren weite Kette ohne die kleinste Unterbrechung den Horizont rings umspannt.

Da leuchten dichtgedrängt die weißen Nadeln des Berner Oberlandes. Schon näher und massenhafter schließt sich der Gebirgsstock des Gotthard mit den Bergen des grauen Bundes an. Vereinzelt und großartig erhebt sich neben ihnen der Tödi, nur tausend Fuß höher als der Piz Languard. An den Galanda und die Appenzeller Berge reihen sich die schneereichen Gipfel des Vorarlberg und des unteren Engadin, der mächtige Scesaplana, der Piz Linard und zahllose an-

dere namenlose Brüder. Dann bildet die Gruppe des Ortler und des Stilffser Joches mit ihren vielen Gletschern wieder einen imponirenden Mittelpunkt, und durch ein immer weiter zurückweichendes Labyrinth weißer Bergesspitzen windet sich das Auge bis zum Großglockner und den fernen Salzburger Gipfeln. Näher rücken dagegen die schneebedeckten Höhenpunkte des wälschen Tyrol um den Tonal und Val Camonica und fast genau gegen Süden glänzen tief aus düsterem Bergessattel der weiße und der schwarze See auf dem Berninapaß, die nach zwei verschiedenen Meeren ihre Gewässer entsenden. Die Berge des Valtellin setzen den weißen Alpenkranz fort; am fernsten Horizont deutlich erkennbar schließen ihn Matterhorn und Monterosa, und durch eine Senkung des Höhenzuges von ihnen getrennt der Montblanc mit seinen Nadeln und Domen. Eine dritte, um weniges südlicher gelegene, zackenreiche Gruppe mächtiger Schneeberge am alleräußersten Horizont zu enträthseln, ist noch nicht gelungen.

Ein Alpenpanorama von solchem Reichthum wird sich kaum zum zweiten Mal finden. Wie primitiv es auch noch auf dieser Felsenspitze aussieht, so ist doch schon etwas für die Orientirung des Reisenden geschehen. Aus einem Versteck im Steingeklüft brachte mein Führer eine weiße Holzscheibe herbei, die, auf

einen wohlverfestigten Pfahl geschraubt, durch Linien die Berge bezeichnet. Achtzig Bergspitzen sind in solcher Weise unter Colani's Beihülfe von dem Major Lattner aus Igis namhaft gemacht; aber mindestens noch sechs Mal so viele sind bis jetzt unerkannt geblieben und warten auf den bergeskundigen Wanderer, der ihnen den rechten Namen zuführen wird.

Wie staunenerweckend aber auch dieser, Hunderte von Quadratmeilen umfassende, Gürtel von Schneegebirgen ist, so ist es doch vor Allem das unmittelbare Gegenüber der Berninagruppe, die vom Languard gesehen, wohl ein Sechstheil des Horizontes umspannt, was diese Aussicht zu einer so überwältigenden macht. Diese unermeßlichen Eis- und Schneemassen sind dem Blick ohne Vergleich näher gerückt, als die des Montblanc, oder der Jungfrau, vom Montanvert oder dem Faulhorn. Er ergreift also die Einzelnheiten viel mannichfaltiger und genauer. Das Auge wird nicht satt, sich auf diesen scharf gegen die Himmelsbläue abgeschnittenen Firnen, auf diesen jungfräulichen Schneefeldern zu ergehen, die gleich einem silbernen Königsmantel um Schultern und Seiten der riesigen Gebirgsmasse gebreitet sind, diese zu Eis erstarrten Cascaden der Gletscherströme durch alle ihre Windungen bis gegen das Thor hinab zu verfolgen, aus dem sie ihre trüben Fluthen in das Thal entlassen. Wenig

Punkte werden in der Schweiz zu finden sein, an denen von den Geheimnissen des Hochgebirges in so weitem Umfange der Schleier hinweggehoben wäre, und sicherlich wird binnen wenig Jahren der Piz Languard einer der beliebtesten Zielpunkte europäischer Wanderlust geworden sein.

Wiederholt bestiegen ist er in der That erst im laufenden Jahr und das „Album", — in sinnreicher Weise durch eine blecherne Kapsel an dem Pfahle, der die erwähnte Scheibe zu tragen dient, vor den Unbilden der Witterung geschützt, — enthält schon eine ziemliche Anzahl begeisterter Freudenrufe in vier oder fünf Sprachen*). Mit besonderem Wohlgefallen schauen aber die Einheimischen auf diese Felsenspitze, seit Ueber- und Unterschrift des von kunstgeübter Hand auf jene Fahne gemalten Graubündtner Alliance-Wappens ih-

*) Herr Albert P.....r, der nach S. 156 seiner „Wanderungen nach und in Graubündten" zwei Tage nach mir den Piz Languard bestiegen und nebst seinem Neffen, wie ich ein Jahr später gesehn habe, sich ausführlich in dies Album eingetragen hat, konnte aus demselben füglich entnehmen, daß seine Behauptung „der Norden Deutschlands hatte noch keinen Besteiger vor uns aufzuweisen", irrig sei. Uebrigens reichen, nach den Berichten desselben Fremden-Buches, vereinzelte Besteigungen, sogar von Damen, bis in das Jahr 1852 zurück. Als die eigentlichen Entdecker der Rundsicht sind aber die Herren Johann Sarras aus Pontresina und Georgi aus Magdeburg anzusehen.

nen von hier oben „Vivat-Bündten“ und „Eintracht macht stark“ zuruft.

Der Maler dieser sauberen Schilderei — unser Landsmann Georgi aus Magdeburg, der treffliche Illustrator von Tschudi's Thierwelt — ist zu einem öffentlichen Charakter in diesen Thälern geworden. Wir besuchten ihn neulich am obersten Ende des Rosetschthals, wo er seit drei Wochen unter dem Dache einer haarsträubenden Bergamasker Schäferhütte, Alp òta, vor Regen, Schnee und Sturm so gut als ungeschützt, in Rauch, üblem Geruch, Unreinlichkeit und steter Dämmerung unter Leuten, mit denen er sich fast gar nicht verständigen kann, herbergt, allein, um an sonnigen Tagen während zwei oder drei Morgenstunden eine große Aquarellstudie des gewaltigen Rosetschgletschers mit dem Diadem von Gebirgsriesen im Hintergrunde zu vollenden. Wir fanden den genügsamen Künstler mit seiner Staffelei unter ein paar Felsblöcken etablirt, so trefflicher Laune und so arbeitslustig, als ob er in einem Hôtel unter den Linden geschlafen und eben ein erlesenes Gabelfrühstück eingenommen hätte.

Die Bergamasken ziehen indeß vor der Mitte September in ihre Heimath und dann gilt es, diese vergleichungsweise comfortable Villeggiatur in rauherer Jahreszeit mit irgend einem Schlupfwinkel im höheren

ebirge zu vertauschen, soll anders der Herbst noch ur Vervollständigung der begonnenen Studien genutzt werden. Da wird der flüchtigen, vom Jäger ufgescheuchten Gemse, dem wachsamen Murmelthiere, em königlichen Adler nachgespäht, um für das große letscherbild die charakteristische Staffage zu finden. Noch später soll es gar hinaufgehen auf den Piz Languard, um das weite Alpenpanorama in sauberen Bleiistftstrichen dem Papiere anzuvertrauen.

So allgemeines Interesse hat aber diese Liebe zur Kunst, diese feste Ausdauer im Lande gefunden, daß icht nur reichliche Spenden von Nahrungsmitteln ach Alp òta fließen, sondern daß, wie Jacob Lendy ir erzählte, die wenigen Fremdenführer von Pontrena sich verabredet haben, dem deutschen Maler hart m Gipfel des Piz Languard unentgeldlich eine Art Bretterhütte zu nächtlicher Unterkunft herzurichten. Die n der Auffassung von Formen und Farben wirklich ausezeichneten Arbeiten, die ich am Rosetschgletscher sah, assen nicht zweifeln, daß auch dies Panorama, das ja offentlich zur Oeffentlichkeit gelangt, ein treues Bild on jener wundervollen Aussicht gewähren wird, und lsdann wird es unfehlbar Hunderte von Touristen n das Engadin und auf den Piz Languard locken.

Genau ein Jahr nach meiner ersten Besteigung erreichte ich in Gesellschaft lieber Freunde, diesmal von Colani selbst und seinem Schwager Walter geführt, auf's Neue die Spitze des Languard. Noch reinere Krystallhelle des Himmels zeigte den weiten Alpengürtel in noch erhöhter Glorie und noch schwerer als das erste Mal ward mir nach mehrstündigem Verweilen das Scheiden.

Sonst hatten kurze zwölf Monate manch erhebliche Veränderung bewirkt. Das noch im letzten Jahr so spärlich besuchte Flatzbachthal wimmelte von Touristen. In der Krone bei Gredig, im Kreuz bei Jungfer Christ war gar manchen Tag kein Unterkommeu und man beschied sich gern, unter fremden Zimmergenossen eine bescheidene Schlafstelle angewiesen zu erhalten. Dabei sägten, hobelten und hämmerten Zimmermann und Tischler bis in die Nacht hinein, um die Räume des Gredig'schen Gasthauses zu erweitern.

Den Berg hinauf hatten die vielen Pfadfinder, wenn auch keinen gebahnten Weg geebnet, doch die minder schwierigen Steige ermittelt, so daß ich früher und minder ermüdet, als die Erinnerung mich erwarten ließ, oben anlangte. Gen Süden, wenig abwärts vom Gipfel, der behaglich wärmenden Sonne zugewandt und vor dem Nordwinde geschützt, hatten die Führer Steine zusammengeschoben, die ganz leidlich

Tisch und Bänke vorstellen konnten. Der alten Orientirungsscheibe mit ihren 80 Nummern hatte Colani einen mächtigen Bogen hinzugefügt, der über 300 Namen aufzuweisen hat, und noch größeren Reichthum versprachen die unvollendeten Arbeiten des Major Lattner.

Von Freund Georgi wußten Jung und Alt noch weit mehr zu erzählen, als vor einem Jahr. Bis tief in den Winter hatte er, lediglich von einem überragenden, mit Tüchern behängten Felsblock geschützt, hoch oben am Monteratschgletscher geweilt und an einer zweiten, noch umfassenderen Studie mit erstarrten Fingern gezeichnet und gemalt, bis endlich ein wilder Schneesturm ihm kaum gestattet, unter dringender Gefahr in's Thal zurückzukehren. Auch jetzt wieder klebte er dort, schwebend zwischen Felsensturz und Gletscher, nur von einem Diener begleitet und förderte seine Arbeit, die nach kundigem Urtheil die vorjährige noch bedeutend übertrifft. Freiwillige Beiträge haben inzwischen die Mittel beschafft, um etwa fünf Minuten unter der Spitze des Languard eine wettersichere Hütte zu errichten. Sobald im Frühjahr 1858 der Schnee nothdürftig weggeschmolzen ist, wird man ans Werk gehen und dann wird sie, auch nachdem Georgi's Panorama vollendet ist, wol noch manchem Bergsteiger willkommene Unterkunft gewähren.

Der Rosengarten und das Grödnerthal.

(1857.)

Zwischen deutscher und wälscher Sprache und Art bildet wol im Allgemeinen das Gebirgsjoch der Alpen die Gränzscheide; hin und wieder aber haben die tobenden Völkerfluthen nicht nur augenblicklich jenen Damm überströmt, sondern jenseits der Alpen ein bleibendes Bette gefunden. Eine lange Zunge des deutschen Stammes steigt, den Eisak und die Etsch entlang, weit hinunter nach Süden, während die wälschen Ureinwohner rechts und links hinter hohen Bergen die Seitenthäler inne haben, in welche sie vor der germanischen Ueberschwemmung flohen.

Mit den Stämmen jener Völkerwanderung ist aber auch Frau Saga über die Berge gezogen und hat zwischen Alpen und Apenninen, im Land Lamparten bleibendere Stätte gefunden, als die Völkerstämme der Vandalen, Gothen und Longobarden. Es ist, als hätten die nordisch kräftigen Gestalten des deutschen Heldenliedes nirgends lieber geweilt, als dort, wo Lorbeer und Cypresse neben deutschen Eichen gedeihen. Wohin

wir blicken an diesem südlichen Alpensaum, grüßt uns die Erinnerung an den ersten und ältesten der deutschen Sagenkreise. Bis in den fernsten scandinavischen Norden trägt die Wilkinasaga, bis tief in das innerste Britannien verbreiten angelsächsische Lieder die Geschichte vom gothischen Reiche der Amalungen an der unteren Etsch, die in unserer deutschen Heimath noch im siebzehnten Jahrhundert Gemeingut des Volkes war.

Dort wo der rauschende Alpenfluß aus den Bergen hervorbricht, lagert sich an seinen Ufern das alte vielbethürmte Verona, nach dessen deutschem Namen Dietrich von Bern benannt wird. In Wälsch-Bern, wo man heute noch die Trümmer seines Schlosses zeigt, hält der ritterliche, ebenso tapfere als wohlwollende Held, von seinen Dienstmannen umgeben, Hof. Da ist der weise Hildebrand, der unbesonnene Wittich, der treue Eckart, da sind Alphart, Heime, Diether und wie die Helden sonst noch heißen.

Kaum eine halbe Tagereise von Verona entlegen füllt der Gardasee eine Mulde des Gebirges, an dessen Abhängen jetzt Tausende von Orangen- und Citronenbäumen sich mit goldigleuchtenden Früchten in dem dunklem Wasser des See's spiegeln. Dorthin verlegt die Sage die Burg Garten, Hildebrand's, Amelolt's nnd Otnit's Heimath.

Von fernen Landen kommen die kampfbegierigen

Recken, wie der Riese Ecke von Köln am Rhein, um sich in Verona mit Dietrich oder seinen Helden zu messen.

Bald aber verstummt in der Königsburg von Wälsch-Bern das ritterliche Spiel. Dietrich's habsüchtiger und falscher Oheim, der Kaiser Ermanreich, raubt dem Neffen Krone und Reich, und von vielen seiner Mannen treulos verlassen, muß Dietrich bei dem Hunnenkönig Etzel eine Zuflucht suchen. Nach manchem in der Fremde vertrauerten Jahr versucht er, von Etzels, kaum dem Knabenalter entwachsenen Söhnen begleitet, die Rückkehr zu erkämpfen. Da kommt es bei Wälsch-Raben, bei Ravenna, zu jener großen elftägigen Heldenschlacht, der ein eigenes Gedicht gewidmet ist. Noch wird die Heimkehr nicht errungen.

Endlich ist der böse Ermanreich gestorben und Dietrich darf wieder heimziehn nach Bern. Hildebrand reitet vor ihm her. Wie aber das alte Lied sagt:

> Da er zum Rosengarten ausreit
> Wol in der Berner Mark,
> Da kam er in große Arbeit
> Von einem Helden stark.

Das Knäblein Hadubrand, das er, fliehend, bei der Mutter, Frau Uten, zurückgelassen, ist zu einem kecken Helden herangewachsen und wie nun die Zwei

auf einander treffen, kämpfen sie einen langen blutigen Kampf. Auch den Schauplatz des Hildebrandliedes, jener uralten Reliquie deutscher Dichtung, finden wir also nächst Verona, in der Berner Mark.

An eben jenen Wässern aber, welche die deutsche Saga hinabsteigt, wandelt Italiens Muse dem Norden zu. Jahre lang weilte Dante als Flüchtling in Verona; mehrfach schildert sein unsterbliches Gedicht Scenereien vom Gardasee oder dem Etschthal und der Stelle nahe, wo deutsche und italienische Sprache sich scheiden, soll er als Gast in der Burg eines befreundeten Geschlechtes einen Theil der göttlichen Komödie verfaßt haben.

Wie heimisch aber auch die deutsche Sage in der fruchtbaren Ebene jenseits der Alpen ist, das Bergland selbst, das wilde Tirol, wie es genannt wird, das „Gebirg' in deutschen Landen und in der Wälschen Land", wie es der Wartburgkrieg bezeichnet, ist ihr ein gefürchtetes unheimliches Gebiet. Dort hausen die ungeschlachten Riesen, dort hämmert im hohlen Berge das schlaue Gezwerg und berückt mit List und Zauberei die arglosen Recken. Der mächtigste unter diesen Zwergen aber ist König Laurin, von dem ein eigenes Gedicht, der kleine Rosengarten, berichtet.

Biterolf von Steiermark hatte zwei Kinder:

Dietlieb und die schöne Simild. Einst lustwandelte mit reichem Gefolg von Rittern und Damen die Königstochter bei der grünen Linde. Da schlich sich, unsichtbar durch die Tarnkappe, in die er gehüllt war, der listige Laurin herbei. Schnell warf er der arglosen Jungfrau den Tarnhut über. Sie entschwand den Blicken ihrer Begleiter und mit Windesschnelle führte der Zwerg sie durch Wald und Haide bis zum wilden Lande, bis in den hohlen Berg. Als die schöne Simild vernimmt, ihrem Entführer dienten fünfzehn Könige und gar manche Riesen, als sie die leuchtenden Karfunkel und das glänzende Gold aufgespeichert sieht, da läßt sie es sich behagen im Berges Schooß. Dietlieb aber, ihr Bruder, irrt trostlos umher, die Verlorene zu suchen. Er reitet gen Garten zu Hildebrand, dem alten. Hildebrand waffnet seine Mannen und sie ziehen gemeinsam weiter. Da fangen sie auf breiter Haide einen Waldmann, den Laurin in die Acht gethan. Der berichtet ihnen von den Zaubereien und der Gewaltthätigkeit des Zwerges. Hildebrand fragt:

Sprich, wo wohnt er in dem Lande,
Der so viel der argen Schande
That manch biedrem Mann?
„Herr, Tyrol, so heißt der Tann;
Dort im Berg ist er zu Hause
In manch reicher Klause.“

Hildebrand wendet sich nun mit Dietlieb gen Bern zu Dietrich. Sicher hat der schlaue Laurin Similden im Beschluß. Da kann nur Dietrich, der starke Held, Hülfe leisten. Hildebrand will aber nicht bitten. Aus eigner Bewegung soll der Amalungenfürst den Kampf mit dem Zwerge beschließen.

Die Recken sitzen bei Tafel und preisen vor allen Fürsten ihren königlichen Wirth. Da sagt Hildebrand: des Kampfes ernste Schwere habe Dietrich noch nicht kennen gelernt. Der schlimmste Kampf bleibe der mit den Zwergen im hohlen Berge. Würde der König denen obsiegen, so wolle auch er ihm preisen vor Allen. Auf Dietrichs Vorwurf, daß er ihn davon nicht früher berichtet, schildert Hildebrand, scheinbar vorsorglich, die Gefahren solchen Streites. Er erzählt von Laurin's Macht und Frevelmuth:

Zu Tyrol im wilden Tanne
Zog er einen wunderzarten
Duftesreichen Rosengarten,
Ziert' ihn wol mit vielem Fleiße. —
Daß den Niemand je zerreiße!
Statt der Mauer schütz ihn nur
Eine dünne Seidenschnur. —
Wagte wer sie zu zerbrechen,
Würd' es Laurin grausam rächen.
Denn er nimmt zum schweren Pfand
Linken Fuß und rechte Hand.

Dietrich begehrt nun die Rosen zu sehn. I

vorschnelle **Wittich** aber, der sich ihm zum Gefährten bietet, ruft aus:

> Komm ich zu den Rosenbeeten,
> Will ich in den Grund sie treten!

Das Gedicht erzählt weiter, wie die Zwei gen Tyrol in den grünen Wald geritten seien. Sieben ganze Meilen Weges hätten sie in dem wilden Tann zurückgelegt, bis ein grüner Anger sich vor ihnen aufgethan. Dort blühte, hinter goldenen, reich mit edlen Steinen geschmückten Pforten, der duftesreiche Garten, von einem dünnen Seidenfaden rings umzogen. Herr Dietrich hat an Farbenpracht und Wohlgeruch der Blumen seine Freude und mahnt den Gefährten, sie nicht anzutasten; der aber springt in gewohntem Uebermuth vom Roß, zerstört die Rosen in dem wonniglichen Garten, wirft die goldenen Thüren nieder. und tritt sie in den Plan.

> Da war Alles bald verheert,
> Was am Garten Lust gewährt.
> Farbenpracht und Blüthenduft
> Sank zertreten in die Gruft.

Laurin läßt nicht auf sich warten. Wenn auch kaum dreier Spannen lang, wie Hildebrand von ihm berichtet hatte, kommt er doch in ritterlicher Wehre mit goldgeschmücktem Speere. Sein Roß ist glänzend angeschirrt. Sattel, Pferdedecke und Stegereif schim-

mern von Gold und Rubinen. Des Preisens der Rüstung, des Schwerdtes und Helmes weiß der alte Dichter kein Ende zu finden. In Panzerhemd und Gürtel lag aber Zauberkraft gebunden.

Der Zwerg beginnt sogleich mit harter Zornesrede und fordert das angedrohte Pfand des linken Fußes und der rechten Hand. Dietrich bietet friedsam Lösegeld an Silber und an Golde und vertröstet auf den nächsten Lenz, wo die Rosen wieder Blüthen treiben. Laurin will sich zwar nicht zufrieden geben; doch hätten die Beiden sich wol noch geeint, hätte nicht Wittich in gewohntem Uebermuth dazwischen geredet. Dietrichs besonnener Einspruch bleibt unbeachtet. Jene Zwei rennen wider einander und Laurin hebt den kecken Wittich aus dem Sattel.

Als der Zwerg nun aber mit der Pfändung an Hand und Fuß gegen den Besiegten Ernst machen will, da nimmt Dietrich die Fehde seines Dienstmanns auf.

Inzwischen sind Hildebrand und Dietlieb den Waffenbrüdern nachgezogen. Ohne sich unritterlich in den Kampf zu mischen, giebt Hildebrand seinem Lehnsherrn Rathschläge, wie er des Zwergen Zauberkraft brechen möge. Hart bedrängt birgt dieser sich wieder in die Tarnkappe. Endlich gelingt es, den Zaubergürtel zu zerreißen, der dem Zwerge die Kraft von zwölf Männern lieh. Er giebt sich überwunden. Wie

er dann aber offenbart, daß Dietlieb sein Schwäher sei, nimmt dieser den Streit gegen die Berner auf. Die Recken kämpfen eine Weile; dann stiftet der weise Hildebrand allseitigen Frieden.

Laurin ladet, da der Abend sinkt, sie Alle in den hohlen Berg, wo, bedienet vom Gezwerg, Ihrer warten Kurzweil viel, Vögelsang und Saitenspiel. Hildebrand mahnt zur Vorsicht. Wittich und Wolfhart heißen unbedacht das Abenteuer willkommen. Die erste Nacht verbringen die Helden noch drei Meilen von Laurin's Königsburg in einem hohlen Berge, in welchem dessen Neffe wohnt.

Es erhellt' des Berges Dunkel
Lichtglanzspendend ein Karfunkel.
Manche Saiten süß erklangen,
Manche Vögel lieblich sangen.
In des reichen Königs Hallen
Hörte man Posaunen schallen.

Andern Tages wird in Laurin's Höhlenschloß übergesiedelt. Dort haben die Helden noch manche Fährlichkeit zu bestehen. Von diesen weiter zu berichten, liegt nicht in meiner Absicht. Des verrätherischen Laurin Zauberkünste rauben den Bernern die Sehkraft, ein Schlaftrunk macht sie wehrlos. So gelingt es dem Zwerge, sie zu binden und an einer Eisenstange aufzuhängen. Dietlieb und Simild, seine Schwester, lösen den Zauber. Ein gewaltiger Kampf entbrennt

im hohlen Berge. Auch die Riesen ruft Laurin aus dem wilden Land herbei. Tausende von Zwergen werden erschlagen. Endlich siegen die Berner. Simild wird befreit und Laurin muß die Sieger gen Bern begleiten, wo er als Gaukler noch lange Jahre dem Volk zur Kurzweil dient.

Um was es mir zu thun war bei diesem Bericht, das war Laurin's Rosengarten. Wittich hat ihn zertreten; aber Dietrich verhieß, daß er im neuen Lenz neu erblühen werde.

Sollten wir seine Spur nicht mehr finden? —

Versuchen wir es, den Anzeichen zu folgen, die das Gedicht selber uns angiebt. Wir gehen von Verona die Etsch und dann den Eisack hinauf eine starke Tagereise. Bald über Botzen steigen wir aus der engen Thalschlucht gen Morgen auf die erste Terrasse des Gebirges. Bald umfängt uns ein düstrer Wald, ein „wilder Tann". Und wenn wir dann Ruhe pflegen am ersten zur Ruhe tauglichen Platz, etwa in Bad Rhazes, und um uns zurecht zu finden, zur Karte greifen, dann sehn wir noch hoch über uns mitten im Hochgebirge den „Rosengarten" verzeichnet.

Lassen Sie uns, ehe wir weiter gehen, einen etwas genaueren Blick auf diese Karte werfen. Von der Centralkette der Tyroler Alpen durch das Pusterthal geschieden, zieht sich ein mächtiger, doch von ewi-

gem Schnee nur an einzelnen Stellen bedeckter Gebirgsstock gen Süden, den nach Westen Eisack und Etsch, nach Osten Boita und Piave begränzen und dessen südlichste Ausläufer bis in das Brentathal der Val Sugana reichen.

Fast im Mittelpunkte dieses Knotens, hoch über der vorhin erwähnten Terrasse, liegt eine Hochebene, die ihres Gleichen in Europa nicht finden möchte. Eisack-, Grödner- und Fassathal begränzen nach drei Seiten die Seißer Alp, aus der nach der vierten die Felsenmauer des Schlern aufsteigt. Gegen 7000 Fuß über dem Meeresspiegel erhoben, ist sie ein Gottesgarten balsamischer, zum Theil seltenster Alpen-Kräuter von 16 Stunden im Umfang zu nennen.

Auf fast 10,000 Tagewerken Wiesengrund weiden im Sommer 1100 Stück Rindvieh. Gleich einem weitzerstreuetem Dorfe schimmern auf dem grünen Plan 300 Sennhütten und nahe an 400 Heuställe.

Wie sollte dem Botaniker nicht das Herz aufgehn, wenn ihn zwischen den stolzen Gentianen die prachtvollsten Orchideen und die buntfarbigen Alpen-Aurikeln anlachen. Aber auch dem Laien weitet sich die Brust beim Einathmen des würzigen Kräuterduftes, dessen heilkräftiger Wirkung die Heubäder der Seißer Alp ein weithinreichendes Vertrauen danken.

Um sich des Eindrucks ganz zu erfreuen, sollte man

die Seißer Alp im August oder September besuchen, wenn Mäher und Mäherinnen von allen Seiten zum Heuen heraufgestiegen sind; wenn der Deutsche von Kollmann oder Atzwang, den Ladinen aus Gröden und den Italiener aus dem Fassathal grüßt. Welche Freudigkeit belebt da die bunte, fleißige Schaar, wie blinkt die Sense so behende im Gras, wie weit erschallt der scharfe Klang des Wetzens und in wie ruhigen Tonwellen breitet sich bald ein geistlicher Gesang, bald ein heiteres Lied über die grüne Fläche hin! Nirgends vielleicht lieber als hier erfreut man sich an den Tyroler Leuten und ihrer Weise.

Kaum minderen Genuß als der Pflanzenkundige, findet in diesem Gebiet der Insektensammler, vor Allen aber der Mineralog. Wenn auch der Karfunkel nicht mehr aus dem dunklen Steingeklüfte leuchtet, so sind doch Seißer Alp, Fassa- und Badiathal unerschöpfte Schatzkammern seltenster Fossilien, mannichfachster Versteinerungen, nach denen den Oryktognosten bei Weitem mehr gelüstet, als nach allen Goldvorräthen Californiens.

Aber wunderbarer als die bunte Alpenflora und das vielgestaltete Gestein sind die mächtigen Gebirgsmassen, die rings um die Seißer Alp Wache halten und sich die benachbarten Thäler entlang noch weit gen Osten und Norden erstrecken.

Ich rede nicht von dem blendenden Kranze jungfräulichen Schnees, der sich in weiterer Entfernung rings um den Horizont legt. Ich meine jene Felsungethüme, die unmittelbar von der Hochebene noch zwei, dreitausend Fuß hoch aufsteigen, wie der Schlern, der Blattkofel, der Langkofel, der Mesules und wie sie sonst noch heißen.

Wer hätte aber auch jemals unglaublichere Formen gesehn? Aus der grünen Wiesenfläche starren sie empor, senkrecht, nackt und tausendfach zerklüftet. Da haftet kein Sträuchlein, kein Halm oder Moos, ja nicht einmal der Gemse flüchtiger Fuß. Nur in den Schluchten, in denen stets abbröckelnder Schutt niederrieselt, sammelt sich wol hier oder da eine leichte Schneehalde. Und jene breite Felsenmasse, die auf den ersten Blick ein Ganzes schien, bei näherer Betrachtung zerfällt sie in das wunderbarste Gewirr unzähliger einzelnstehender Pfeiler, Säulen und Obelisken. Hier trennt zwei Felsenzacken, die sich am Gipfel fast berühren, eine Kluft von mehr als hundert Fuß Tiefe, dort bildet ein umgesunkener Pfeiler zwischen seinen zwei Nachbaren eine Brücke.

Und dennoch, nicht halb so erstaunlich wären diese seltsamen Felsenmassen, träte nicht noch Eines hinzu: ihre wunderbare, von Weiß und lichtem Grau bis in's blaß Röthliche spielende Farbe. Haftet an heiteren Ta-

gen die aufgehende oder scheidende Sonne an diesen glatten Felsensäulen, so weckt sie eine Farbengluth, wie selbst Sicilien sie in größerer Pracht nicht zu bieten hat. Da ist es, als sei der Berg in seinem Innersten entbrannt und leuchte aus sich heraus im feurigsten Roth. Oft scheint es schlechthin unmöglich sich zu überzeugen, daß was dort glüht wie der aufgehende Mond, nichts anderes als dürrer Felsen sei. Wer hätte je von Botzen aus, oder vom Ritten den Schlern in solcher Glorie gesehn und könnte des Anblicks wieder vergessen? Ein anderes Mal schwebt etwa ein leichter Nebelduft im Abendhimmel. Dann mildert sich die Gluth der Beleuchtung und über all die Felsenthürme breitet sich ein weicher Rosenschleier, der sich in den Klüften bis zum Violett vertieft. Wie manches Mal, wie immer neu entzückt und wie nie gesättigt habe ich aus jedem der benachbarten Thäler dem ewig wechselnden Schauspiel gelauscht!

Und so werden wir es denn nun verstehen, warum des Volkes Mund diese Marmorstämme, dieses wirrverästete Gestein, das der Abendsonnenschein mit lichten Rosen überkleidet, die ganze Kette, die vom Schlern nach Morgen und nach Mittag zieht, den Rosengarten nennt. Wol unternehmen es noch heute Unberufene gleich Wittich — Touristen genannt — in König Laurin's Rosengarten einzudringen. Mit dem

Niedertreten aber hat es gute Wege. Glauben sie doch schon keine geringe Heldenthat vollbracht zu haben, wenn es ihnen gelangt, einen der Rosendornen, etwa den Schlern, zu erklimmen.

Was die Sage uns über Laurin's versteinertem Rosengarten dichtend zu berichten weiß, das habe ich Ihnen erzählt. Dürfen wir aber nicht vielleicht nun die gleiche Frage, ernster gemeint, an den Naturforscher richten? Weiß er in den Hieroglyphen der Schöpfungsgeschichte zu lesen, was für eine Erdumwälzung es war, welche diese Thürme und Zacken erst gen Himmel spie und dann in ihrer Erstarrung festhielt? —

Daß alle diese Felsmassen kalkigen Gesteines ursprünglich geschichtet, daß sie in ihrer anfänglichen Gestalt ein allmäliger Niederschlag des Urmeeres waren, ist wol nicht füglich zu bestreiten. Welche Revolution aber warf sie so wild durch einander; wie geschah es, daß dieser eine Kalkstein, der Dolomit, wie wir nach Dolomien ihn nennen, sich vor allen anderen durch den vorwaltenden Gehalt von Bittererde, wie durch krystallinisches Gefüge und lichte Farbe unterscheidet?

Von der Brixner Gegend bis hinab gegen die italienische Gränze besteht der untere Theil der Gebirgsmasse aus Porphyr. Eisack und Etsch haben

eben nur in einer engen Spalte dieses Gesteins, das zu beiden Seiten in steilen Mauern aufsteigt, ihr Rinnsal gefunden. Porphyr aber ist ein plutonisches Gestein. In glühend heißer Breiflüssigkeit ist es einst, als die Erde schon mehr als einen ihrer Welttage zurückgelegt hatte, aus des Planeten innerem Kern hervorgebrochen.

Da wurde die schon bestehende Erdkruste hier gesprengt, dort gehoben und wieder anderwärts umstürzt und verschoben. Die erkaltende Porphyrmasse trug, wie sie weiter und weiter zu Gebirgen hervorquoll, die Felsenschichten auf ihrem Rücken, die unmittelbar vorher sich auf dem Meeresgrunde niedergeschlagen hatten.

So erklärt es sich, wie jene verstreuten Kalkmassen ihren Platz hoch auf dem Plateau des Porphyrgebirges finden konnten. Leopold v. Buch, unser großer Landsmann, geht aber weiter. Um jene wunderbare Umgestaltung des Dolomit zu erklären, nimmt er an, daß aus den Spalten, welche den gräulichen Porphyrbrei ausgespien, ein Broden hervorqualmte, der jenes emporgehobene Kalkgestein durchfraß und zersetzte und namentlich mit Bittersalzdämpfen durchdrang. In solcher Weise sei der gewöhnliche Kalkstein zum Dolomit geworden.

Wie scharfsinnig diese Vermuthung auch ist, so scheint die neuere Geologie sie dennoch aufzugeben. —

Was aber an ihren Platz zu setzen, ob namentlich vielleicht anzunehmen sei, daß auch die gehobene Gebirgsmasse noch unter der Meeresoberfläche geblieben sei, so daß nicht die plutonischen Dünste, sondern die Einflüsse der Salzfluth jene Umwandlungen bewirkt haben, das zu untersuchen ist nicht unseres Amtes.

Gestatten Sie mir nun, bevor wir vom plutonisch durchglüheten Rosengarten, von Laurin und seinen Zwergen gänzlich scheiden, noch einmal mich nach dem Wege zurückzuwenden, den Dietrich und Wittich gezogen kamen nnd auf dem wir ihnen später folgten, um jenen Rosengarten zu erspähn.

Dort in dem wilden Tann ragt zunächst am Bade Rhazes auf schroffabfallender Felsenklippe eine fast zerfallene Burg „Hauenstein“. Auch von dieser möchte ich Ihnen Einiges berichten.

Das schon mehrerwähnte Gröbner Thal begränzen an seinen beiden Endpunkten, oben wo es in den Flanken des Gebirges beginnt und wo es unten in enger Schlucht gegen das Eisackthal mündet, zwei Burgen. Dort ein unscheinbares verfallenes Gemäuer, Wolkenstein, nach dem ein heute noch blühendes gräfliches Geschlecht den Namen führt, hier die Trostburg, eine stattliche, vielbethürmte Dynasten-Veste, deren malerisches vielbethürmtes Bild, wer je des Weges vorüberzog, nicht leicht vergißt.

In Trostburg nun ward im Jahr 1367 ein Sprößling jenes alten, schon damals reich begüterten Hauses, Oswald v. Wolkenstein, einer von mehreren Brüdern geboren. Wir können ihn als einen der Letzten nennen, die deutschen Minnesang geübt, als einen der letzten, in denen die Helden- und Wundersagen des Mittelalters in ihrer vollen Romantik nachgeklungen haben. Und doch ist Oswald zugleich auch wieder ein so derbes Kind seiner realistischen, händelsüchtigen, vielfach bettelhaften Zeit, daß eine tiefe Kluft ihn von den adlichen Dichtern früherer Jahrhunderte, von einem Walther von der Vogelweide, einem Eschenbach oder Ofterdingen trennt. Vom Knabenalter an drei Welttheile durchstreifend, ohne höheres Ziel als das der „Aventüre"; Sohn eines der edelsten Stämme im Tyroler Land, Herr von mehr als einer Burg, Liebling eines Kaisers, von Königen und Fürsten glänzend bewirthet und allzeit reich beschenkt, und dennoch in steter Bedrängniß; vertrauter Jugendgenoß seines Landesherrn und zugleich das Haupt der Widersacher desselben; schnödester Mißhandlung unerachtet bis in sein Alter der ersten unwürdigen Geliebten ergeben, darum aber doch nicht minder Königinnen und Alpendirnen, wie sie ihm eben begegnen, huldigend ohne Unterlaß, der Einen im hohen Minnelied, der Andren

in der bester Natursprache — aus so bunten Elementen ist Oswald zusammengesetzt.

Was immer er aber erlebt hat, in den langen 78 Jahren, auf die er es brachte, was ihm widerfuhr an guten und bösen Geschicken, was ihm jemals Herz und Sinn bewegte, von den drastischen Wirthshausscenen bis zu den tiefsten Fragen, welche zu lösen der menschliche Geist sich abmüht, Alles gestaltet sich bei ihm zum Liede. Ruhmredig berichtet es von so mancher seltenen Ehre, die dem Dichter zu Theil geworden. Nicht minder ausführlich schildert es aber Ungemach und Schimpf, denen gegenüber es sich den frischesten Humor zu bewahren weiß. Dies seltsame poetische Tagebuch, das Oswald selbst auf Noten setzte, ist reich an bezeichnenden Sitten-Schilderungen jener Tage. Oft nur aus regellosen Zeilen bestehend, die der Reim lose zusammenhält, erhebt es sich, auch dem Inhalte nach, kaum über alltägliche Prosa. Dann aber wieder, vor Allem in den kräftigen Bildern aus der heimischen Gebirgswelt, in den Liebesliedern voll Innigkeit und Wärme, wenn auch vielfach überkeck, gewinnt die Sprache wunderbare Gewalt und die gehäuften Schlagreime, die wie Hammerschläge niederfallen, verstricken den Hörer mit eigenthümlichem Zauber. Von großer Schönheit sind besonders die zahlreichen „Tages"- oder „Wächterlieder", welche den

Schmerz der Liebenden besingen, die der neidische Morgen zur Trennung nöthigt.

Oswald rühmt von sich:

Franzoisch, mörisch, katlônisch und kastiliân,
Teutsch, latein, windisch, lampartisch, reussisch und român,
Di zehen sprâch hab ich gepraucht,

und an einer anderen Stelle sagt er:

In Frankreich
Yspanien, Arrigûn, Castilie, Engelandt,
Denmark, Sweden, Beheim, Ungern, dort
In Pullen und Afferen,
In Cippern und Cecilie,
In Portugâl, Grânâten, Soldons krôn,
Die sechzehn kunigreich
Hab ich umbfahrn.

Aber, auch was gesungen und gesagt war in all den fremden Zungen, eignete der fahrende Sänger sich in weitem Umfange an. Deutsche und französische Heldensage, provençalische und italienische Lyrik, selbst Dante's göttliche Komödie und griechische Legenden klingen vielfach in seinen Gedichten nach und so bewahren sie denn weder in Haltung noch in Sprache deutsche Weise in ihrer Reinheit. Oswald findet ein Gefallen, fremde Worte, ja ganze Sätze aus einer andern Sprache herüberzunehmen, und in einem seiner Gedichte überbietet er noch die Spielerei des Rambaut von Vaqueiras, jede Strophe in einer andern Sprache zu schreiben; denn, während das Descort des

Provençalen nur 5 Strophen umfaßt, hat der Deutsche es bis auf sieben gebracht. Selbst arabische Lieder sang er an den Maurischen Höfen von Spanien.

In früher Kindheit verlor Oswald beim Fastnachtspiel durch einen unglücklichen Bolzenschuß das rechte Auge. Davon der Name: Oswald mit dem Auge. Seinem Aussehn mußte dieser Mangel erheblichen Eintrag thun. Schon im 16. Lebensjahr ergraute sein Haar. Später kamen mancherlei Narben hinzu und auch die Gicht that ihr Theil ihn zu entstellen. So mochte der erste Anblick ihn allerdings wol bei Frauen wenig empfehlen. Er selber berichtet, wie einst in Ulm ein vornehmer Gastfreund seiner Gemahlin den vielgefeierten Sänger vorgestellt habe:

„Nu haiss mir den
Bilkomen schön!“ —
Sy sprach zu im:
„„Ich wol vernym
Dein krumben dôn;
Was môcht mir, ach,
Der wegbart wolgefallen?““

Der unfreundliche Empfehlungsbrief, den die Natur ihm mit auf den Weg gegeben, hielt den Knaben nicht ab, schon in frühen Jahren mittellos auf Abenteuer auszuziehen. Hören wir ihn selbst davon berichten:

Es fügt sich, dô ich was von zehen jâren alt,
Ich wolt besehen, wie die werlt wer gestalt.

Mit ellend, armut mangen winckel hais und kalt
Hab ich gepaut bey cristen, kriechen, haiden,
Drey pfennig in dem pewtel und ain stucklîn prôt,
Das was von haim mein zerung, dô ich lieff in nôt.

Es war die Zeit der Kreuzfahrten gegen die heidnischen Preußen. Graf Hugo von Montfort führte zu solcher Preußenfahrt seinem Lehnsherrn, Herzog Albrecht von Oestreich, eine Schaar Tyroler zu, und als Troßbube schloß auch der kleine Oswald sich an. Die niedrigsten Dienste, die schwersten Entbehrungen fielen ihm zu. Die Rosse zu striegeln und die Harnische blank zu machen, blieb aber dennoch ritterliche Handthierung und standen dem sangesreichen Edelknappen nicht entgegen, mit seinem Lautenspiel um die Gunst des Kaisersohnes, seines Altersgenossen, des Luxemburger Sigismund zu werben. Sie ward ihm in reichem Maaße zu Theil und ist ihm durch länger als 50 Jahre geblieben, auch während des Vierteljahrhunderts, daß Sigismund selbst die römisch-deutsche Kaiserkrone trug. Sie ist ihm geblieben, als eine reiche Quelle von Gunst und Ehre; eine noch viel reichere von Noth und herber Enttäuschung. Wol theilte Oswald den Flitterprunk, mit dem der Kaiser von einem zum andern Hofe ehrenreiche und doch bettelhafte Irrfahrten hielt; dafür stürzte aber auch Sigmunds schmachvolle Unzuverlässigkeit den ganzen Ty-

roler Adel, vor Allen aber seinen Vertrauten Oswald, in den traurigsten Zwist gegen den Landesherren Friedrich mit der leeren Tasche, ohne daß er jemals seinen Getreuen ein Helfer in der Noth geworden wäre.

Für jetzt war die Begegnung mit Sigmund nur eine flüchtige. Oswald zog weiter gen Dänemark, wo er unter der Königin Margaretha gegen den Schwedenkönig Albrecht focht. Nach kurzem Besuche von England und den Niederlanden durchzog er ganz Polen und Rußland bis an das schwarze Meer. Den Freund des zukünftigen Kaisers finden wir wieder als Ruderknecht und Koch auf einem Handelsschiff. Das Fahrzeug zerschellt an den Klippen des asiatischen Ufers, aber reitend auf einem Fasse Malvasier Wein, erreicht Oswald glücklich das Ufer. Als Diener reisender Kaufleute gelangt er bis jenseits des Euphrat und durchschifft dann Jahre lang in allen Richtungen das griechische Meer.

Endlich vernimmt er in Candien, daß sein Sigismund den Ungarischen Thron bestiegen habe und sich zum Kriege gegen Sultan Bajazet rüste. Er eilt an die Ufer der Donau, nimmt Theil an dem unglücklichen Sturm auf Nikopolis und kehrt dann enttäuscht und vor den Jahren gealtert in seine heimathlichen Berge zurück.

Hier begegnete er der schönen, aber ränkevollen Sabina von Jäger und wurde von der Leidenschaft für sie so ganz bethört, daß trotz Verrath und Mißhandlungen, die er von ihr zu dulden hatte, er seine Fesseln nie völlig zu sprengen vermochte. Die Huldigungen des vielerfahrenen sangeskundigen Ritters schmeichelu ihr; aber den unzweideutigen Zeichen ihrer Gunst folgte bald ein schlecht verhehltes Mißbehagen an seinem entstelltem Aeußeren. Wol sicher nur, um sich seiner zu entledigen, fordert sie von ihm als Minnedienst eine Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Der Abschied von seiner Sabina mag Oswald schmerzlich gewesen sein; kaum aber hat ihn der Zauber der Wanderlust wieder ergriffen, so weiß er auch seiner neuen Irrfahrten kein Ende zu finden. Lange weilt er in Aegypten und Arabien. In Palästina besucht er in geweihter Stimmung alle die erinnerungsreichen Orte und empfängt auf dem heiligen Grabe unter brünstigen Gebeten den Ritterschlag. Bald darauf aber ergötzt er wieder mit weltlichem Liedersang den heiteren Hof von Cypern. Endlich kehrt er über Sicilien und Italien nach zweijähriger Abwesenheit in die Heimath zurück. Den Vater findet er sterbend, die geliebte Sabina an Hans Hausmann vermählt. Sie war und blieb sein böser Genius und so sagt er selbst von ihr:

Das ich der mynn genossen hab,
Des werden meine kindlein noch wol innen.
Wann ich dort lig in meinem grab,
So müssen sy yre hendlein darumb winden,
Das ich den namen ye erkant
Von diser Hansmanynnen.

Es folgt nun eine Anzahl Jahre einheimischer Bewegungen. Herzog Friedrich verfolgt seine Lebensaufgabe der Entwickelung der Landeshoheit mit wechselndem Glück. Der Tyroler Adel will von seiner alten Ungebundenheit nicht lassen. So schließen sie sich zum Elephantenbunde, oder dem Bunde an der Etsch zusammen, als dessen Stifter Oswald von Wolkenstein gilt.

Aber diese Stürme im Glase Wasser genügen seinem unruhigen Sinne noch nicht. Im Kampfe gegen die spanischen Mauren waren ritterliche Ehren zu erstreiten, die er noch nicht gekostet. Er bestellte sein Haus, setzte sich im Dom zu Brixen zum Voraus einen Leichenstein und zog dann im Jahr 1409 über England gen Lissabon. Hier schließt er sich den Infanten Pedro und Enrique an, die eben nach Afrika ausziehn und nimmt an der Erstürmung von Centa rühmlichen Antheil.

Mit Ehren reich belohnt zieht Oswald an den maurischen Königshof von Granada, und nicht zufrieden mit dem Beifall, den seine heimischen Lieder,

obwohl unverstanden, bei König Jussuf III. einärnten, eignet er sich Sprache, Kleidung und Sitte jenes arabischen Stammes an und entzückt die Hörer durch Gesänge in des Landes eigner Sprache.

Noch gastlicher aufgenommen ward er in Castilien, vor Allem aber in Arragon. Königs Martin V. schöne Gemahlin Eleonore von Albuquerque (von Oswald befremdlicher Weise „Margarith" genannt) band ihm als Geschenk einen kostbaren Ring in seinen Bart, ja sie durchstach ihm mit eigner zarter Hand beide Ohren, um sie mit goldenen Ringen zu schmücken.

Ain kunigin von Arragôn, was schôn und zart,
Dafür ich knyet zu willen, raicht ich ir den part.
Mit hendlein weis bant sy darein ain ringlîn zart,
Lieplich und sprach: „non may pius disligades!"
Von yren handen ward ich in die ôren mein
Gestochen durch mit ainem messin nedelein,
Nach ir gebonheit slôs sy mir zwên ring darein,
Die trug ich lang, und nent man sy „raicades." *)

---

*) Noch an einer zweiten Stelle kommt Oswald auf diese Scene zurück:

„Noch ist es alls ain klainer tadel,
Seyt mir die schöne Margarith
Stach durch die ôren mit der nadel
Nâch yres landes sitt.
Dieselbig edel kunigîn
Zwên goldin ring slôs sy mir dryn,

Inzwischen hatte die zweifelhafte Wahl vom 20. September 1410 Siegmund zum römischen Kaiser ernannt. Schon hatte er zum Concilium nach Constanz berufen, als Oswald, über Genua heimkehrend, in der Lombardei mit ihm zusammentraf.

Die Angelegenheiten in Tyrol hatten während dieser vier Jahre für den Bund an der Etsch eine üble Wendung genommen. Ueber den reichen Vintler, den mächtigen Rottenburger, Georg von Lichtenstein und den Bischof von Trient obsiegend, hatte Friedrich seine „leere Tasche" gefüllt, die festesten Burgen im Land erworben und dem Adelsbund seine besten Stützen geraubt. Doch fehlte auch der Rückschlag nicht. Kaiser Sigismund nahm gegen Friedrich Partei und auch diese Händel sollten in Constanz ausgetragen werden. Die Zeit aber, die bis dahin noch in der Mitte lag, verwandte Oswald in des Kaisers geheimem Auftrage,

---

Und ain in bart verhangen;
Alsô hiess sy mich prangen."

Wieder anderwärts schildert er Kaiser Sigismunds Erstaunen über so seltsamen Schmuck:

„Do er mich kant,
Er ruft mir schir:
„„Du zaigest mir
Hie diesen tant;""
Freuntlich mich fragt: „„tun dir die ring nit laides?""

um den Elephantenbund wieder zu kräftigen und dem Widerstande gegen Friedrich neuen Halt zu geben.

In aller dieser Unruhe ergriff den bereits alternden Mann das Verlangen nach eigner Häuslichkeit. Schon früher hatte er gesungen:

Ich hân gelebt wol vierzigk jâr, leicht mynder zway,
Mit toben, wüeten, tichten, singen mangerlai.
Es wer wol zeit, das ich mains aigen kindes geschray
êlîchen *) hört in einer wiegen gellen.

Nun gedachte er einer anmuthigen Begegnung in Hohen Schwangau, als er vor bald fünf Jahren hinausgezogen war nach der pyrenäischen Halbinsel. Er verlobte sich mit Margaretha, dem Burgfräulein jenes romantischen Alpenschlosses.

Um jene Zeit sammelten sich die Würdenträger der Kirche und eine beträchtliche Zahl weltlicher Großen in Constanz. Die Geistlichkeit sollte Schwelgerei und üppiges Wesen abthun, denen sie verfallen war. Wie man aber vor der langen Fastenzeit noch einmal der Thorheit und der Schlemmerei die Zügel schießen läßt, so schien auch die Costnitzer Versammlung sich für die Entbehrungen der Folgezeit im Voraus entschädigen zu wollen.

Auch politische Dinge wurden mitten unter den

---

*) Das Geschrei meines eignen ehelichen Kindes.

Festen und Schmausereien vielfach verhandelt. Oswald wirkte im Stillen gegen Friedrich und für den Bund an der Etsch. Margaretha von Schwangau kam nach Constanz, wo ihre Schönheit und Anmuth viel bewundert ward. Unter den vornehmen Herren, deren Gunst sich Oswald erwarb, ragte der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern hervor, dem um eben diese Zeit Siegmund die Mark Brandenburg mit der Kurwürde verlieh. Auch dem Feuertode des edlen Huß wohnte Oswald bei und es ist schwer zu erklären, wie derselbe Dichter, der die Weltlichkeit der Geistlichen seiner Zeit so bitter geißelte, von jenem Trauerspiele keinen anderen Eindruck davon getragen, als einen leidenschaftlichen Haß gegen die Hussiten.

Das Concil, welches dem Scandal dreier zugleich regierender Päpste dadurch ein Ende zu machen suchte, daß es sie sämmtlich entsetzte, fand bei Peter von Luna (Benedict dem XIII.) hartnäckigen Widerstand. Siegmund machte sich gen Perpignan auf den Weg, um den eigensinnigen Greis umzustimmen. Oswald, der ihn begleitete, weiß in seinen Liedern viel zu berichten von der Pracht, mit der Ferdinand von Arragonien den Kaiser empfing und von dem Reichthum der Bewirthung; er schildert aber auch die listigen Künste der Spanier und den lauernden Verrath.

Peter von Luna bestand auf seiner Weigerung; doch sagten seine Anhänger sich von ihm los, und als die wiedergewonnene Einigkeit in der Kirche nach der Weise des Mittelalters mit Tanz und Becherklang gefeiert ward, fehlte auch der Tyroler Dichter nicht auf dem Plan. Neue Festlichkeiten folgten in Chambery, wo der immer geldbedürftige Siegmund dem Grafen von Savoyen für schwere Bezahlung den Herzogtitel verlieh.

Auch den alten Hader zwischen Frankreich und England dachte der Kaiser beizulegen und zog deshalb mit lärmendem Gepränge in Paris ein. Vielleicht die seltsamste Gestalt in dem Zuge war Oswald von Wolkenstein. Angethan mit dem arabischen Purpurgewand, das die Königin von Arragonien ihm geschenkt hatte, seine treue Cither in der Hand, warf er sich schon von ferne vor dem Throne nieder, auf dem Königin Isabeau der fremden Gäste wartete und bewegte sich in dieser Stellung, ohne sich wieder zu erheben, bis zu dessen Fuße.

„Auff baiden knyen sô lernt ich gân
In meinen alten tagen.
Zu fuessen torft ich nit bestân,
Wolt ich ir nah entpâgen.*)

*) Entpagen, vor das Angesicht treten.

Ich mein frau Els von franckereich,
Ain kunigin gar birdigkleich,
Die mir den part von handen
Verkroent mit aim dyamandenn.

Siegmund reiste ohne den befreundeten Dichter nach England. Wie prunkvoll aber auch Heinrich V. ihn empfing, so fand er doch im Jahre nach der Schlacht von Azincourt kein williges Ohr für eine Ausgleichung, welcher Frankreich sich hätte fügen können.

Inzwischen war in den Tyroler Angelegenheiten ein mächtiger Umschwung eingetreten. Die Kirchenversammlung war gegen Herzog Friedrich, wegen der Vergewaltigung des Bischofs von Trient streng eingeschritten. Der Bann wurde ihm angedroht, falls er nicht Georg von Lichtenstein sofort in seine unverkürzten Rechte wieder einsetzen würde. Von allen Seiten bedrängt und angefeindet, entfloh der Herzog heimlich aus Constanz. Seine Irrfahrten auf ungangbaren Gebirgspfaden, die aufopfernde Treue, die er bei Bauern und Alpenhirten, seinen einzigen Bundesgenossen, in so mancher dringenden Gefahr fand, sein eigner unbeugsamer Muth, sie bilden bekanntlich in der Tyroler Landesgeschichte eines der romantischsten Blätter. Doch müssen wir uns versagen, bei ihnen zu weilen.

Oswald war schon von Paris aus durch Siegmund

nach Tyrol gesendet, um den Widerstand des Adels durch kaiserliche Verheißungen zu ermuthigen. Indeß erstarkte Friedrichs Macht immer mehr; eine der Adelsburgen fiel nach der andern und Oswald war in seiner Burg Hauenstein, wohin er eben erst seine Margareth heimgeführt, auf steilem Felskegel so gut als belagert. Dabei freute er sich mit aller Innigkeit, als ob das ganze Land in Frieden wäre, seiner Liebe und der Lenzesschönheit der Natur um ihn her.

„Zergangen ist mein's hertzen wee,
Seid das nû fliessen wil der snee. —
Ab Seuser alben und aus Flack,
Hoert ich den Mosmair sagen:
Erbachet sind der erden tunst,
Des mêren sich die wasserrunst
Von Castelrutt in den Eysack;
Das wil mir wolbehagen.
Ich hoer die voglîn, grôs und klain,
In mainem wald um Hauenstein
Die musick prechen durch die kel.
Die scharffen noetlein schellen
Auff von dem ut hôch in das lâ
Und h'rab zu tal schôn auff das fâ
Durch manig süsse stymm sô hel;
Des freut euch, gut gesellen!“

Die Tage waren indeß gezählt, an denen es dem ritterlichen Dichter noch gestattet sein sollte, zu singen, daß seines Herzens Weh zergangen sei. Der Stern

des Elephantenbundes neigte sich zum Untergange und Kaiser Sigismund war nicht der Mann, seinen Getreuen zu Hülfe zu eilen. Vor dem Sturm, der über sie hereinbrach, als Herzog Friedrich mit erstarkter Macht das Land durchzog, flüchteten sich die Wolkensteiner und die Starkenberger auf den Greifenstein, dessen unscheinbare Ruinen auf steiler Felsenkante schon manchen von Meran nach Botzen ziehenden Touristen fragen ließen, wie denn nur ein menschlicher Fuß zu jenem schwindligen Adlershorst habe gelangen können.

Nach langem Ausharren unter wechselvollen Kriegesläuften mußte Friedrich die Belagerung aufgeben; die Lieder aber, in denen Oswald bald die Noth der Belagerten, bald die nächtlichen Kämpfe am Rande des Abgrundes, bald die siegreichen Ausfälle und die Feuerlohe beschreibt, welche die in das feindliche Lager geworfene Brandfackel entzündet, gehören zu den lebensfrischesten, die er geschrieben.

Die Jahre verstrichen nun in der Waldeinsamkeit des Hauenstein langsamer als auf den abenteuerreichen Sängerfahrten früherer Zeit. Sabina — „die Hausmannyn" — war als Wittwe so tief gesunken, des Herzog Friedrichs Buhle zu werden, und entflammte dessen ohnehin schon feindlichen Sinn nur immer ärger gegen Oswald. Sie erhob Erbansprüche auf einen erheblichen Theil seines Besitzes, darunter auf Burg

Hauenstein. Der Handel drohete üblen Ausgang. Da lud Sabina, der alten Liebe in freundlichen Worten gedenkend, ihren Gegner zu gütlichem Austrage des Streites nach Tramin. Vertrauensvoll entsprach er der Ladung. Statt ihn gastlich zu empfangen, ließ aber Sabina ihn binden und in enge Fesseln geschlagen, eine Nacht hindurch im Kerkerthurm Entiklar nicht anders an eiserner Stange aufhängen, als einst Laurin den Amalungen von Bern gethan hatte. Nach langer Haft lieferte sie ihn an Friedrich aus, der ihn nach Insbruck ins Gefängniß führen ließ. Wieder verstrich eine Reihe von Monaten, bis Oswalds Brüder ihn gegen die gleiche Summe loskauften, die Sabina von allem Anfang für den Verzicht auf Hauenstein gefordert hatte.

Friedrichs landesherrliche Gewalt befestigte sich immer mehr. Noch einmal versuchte der Adelsbund Widerstand zu leisten. Fast sechzigjährig zog Oswald im Auftrage der Genossen nach Augsburg, Ulm, Heidelberg und Cöln, um die Hülfe der Reichsstädte und Reichsfürsten anzusprechen. Vielleicht zum letzten Male genoß der greise Dichter auf dem pfalzgräflichen Schloß am Neckar die altgewohnten Ehren und Gastgeschenke.

Inzwischen hatte Siegmund, wie immer, die von ihm aufgestachelten Tyroler bei seiner Aussöhnung mit Friedrich in Stich gelassen, und als Oswald auf Schleich-

en in die heimathlichen Berge zurückzukehren suchte, d er unfern des Bodensee's von Friedrichs Rei n ergriffen. Den abermals in Fesseln Geschlage hielt Friedrich unweit Insbruck in engem unsau m Kerker und in erniedrigender Gesellschaft gar itterlich in langer Haft. Endlich erwachte in ihm Erinnerung an die schöne Jugendzeit, die er bei n, Gesang und Liebesabenteuern mit Oswald ver . Von freien Stücken entließ er ihn ohne Löse und des Haders unter den Beiden war nun für ner ein Ende.

Oswalds Herz war indeß gebrochen. Während er Haft auf dem Vellenberg war seine Margareth orben und mit seinen verwaisten Kindern saß er einsam auf Burg Hauenstein.

„Auff einem runden kofel smal,
Mit dickem wald umbfangen,
Vil höher perg und tieffe tal,
Stain, stauden, stock, snee, stangen,
Der sich *) ich teglich âne zal.
Noch aines tut mich pangen:
Das mir der klainen kindlîn schal
Mein ôren dick bedrangen
Hând durchgangen."

Die Anhänglichkeit an Sigismund zog ihn noch

*) Sehe.

zweimal in den Strudel der Welt hinaus. Im Jahre 1430 begleitete er den Kaiser nach Ungarn und zum Nürnberger Reichstage. Dann schloß er sich dem Kreuzzuge gegen die Hussiten an. Schon 11 Jahre zuvor hatte er an dem ersten Hussitenkriege Theil genommen, und während Sigismund schmachvoll vor den Taboriten floh, bis zur äußersten Bedrängniß durch Hungersnoth auf dem Wischehrad ausgehalten. Jetzt nahm der Kampf gegen Prokop ein noch kläglicheres Ende als damals der gegen Czischka.

Der Kaiser suchte Trost für die böhmischen Unfälle durch eine Romfahrt, auf der auch Oswald ihn begleitete. Bettelhafter und unrühmlicher war wol niemals um die longobardische und römische Krone geworben, noch nie war einem deutschen Kaiser geringschätziger von den wälschen Machthabern begegnet.

Die kleinen Misèren dieses plan- und mittellosen Zuges machten Oswald manchen Verdruß; doch behält in seinen dichterischen Schilderungen der Humor zuletzt immer die Oberhand. Ein ergötzliches Beispiel davon bietet die nächtliche Prügelei von Ronciglione, die der 67jährige Mann mit kecker Laune beschreibt, obwol ihm selber von den ausgetheilten Schlägen kein geringes Maaß zu Theil geworden war.

Noch zwölf Jahre Leben waren Oswald beschieden, die er in Klagen über des Alters Ungemach und

in ernster religiöser Sammlung auf dem Hauenstein einsam verlebte. Die geistlichen Lieder dieser seiner spätesten Zeit, vor allen wol die zum Preise der heiligen Jungfrau, gehören zu den besten, die wir von ihm besitzen. Die beiden Männer, die auf sein Schicksal den größten Einfluß gehabt hatten, überlebte er, Sigmund um acht, Friedrich aber um sechs Jahr. Er starb am 2. August 1445.

Verfolgen wir den breiten gepflasterten Weg, der aus dem Thale, welches der Hauenstein überragt, zur Seißer Alp emporführt bis zu dem wegen seiner Rundsicht mit Recht gepriesenen Höhenpunkt, dem Puflatsch, so blicken wir jenseits tief in den grünen Einschnitt des Grödnerthals, aus dem uns dichtgedrängt hellblinkende Häusergruppen anlachen, die von einer zur andern halben Stunde sich um nadelspitze zierliche Kirchthürme schaaren. Durch kühle Wälder über saftige Wiesen führt am Dörflein Pufel vorüber ein steiler Fußpfad uns hinunter zu dem Hauptorte, nach Sanct Ulrich, oder, wie die Grödner sagen, Ortischeit.

Wol ragen von allen Seiten in dies abgelegene Thal die wilden Klippenwände des Dolomitgebirges, wol leuchtet dazwischen her aus geringer Entfernung

mehr als ein Schneefeld; dort unten im Thalgrunde aber ist von den stattlichen Häusern mit ihren sauberen grünen Jalousien, die, von wohlgepflegten Gärtchen umgeben, fast ohne Unterbrechung Dorf mit Dorf verbinden bis hinauf zu dem Waldsaum jedes Fleckchen so sorglich bebaut, daß Feld und Wiese im Verhältniß zu der hohen Lage und dem steinigen Boden gar reichen, lohnenden Ertrag gewähren.

In dem Dorfe selbst tritt uns, wo wir auch hinblicken, ein reges Verkehrsleben entgegen. Kisten und Kasten, vollgepackt mit Waaren, finden in den weiten Räumen der Waarenlager, ja auf Boden und Hausflur keinen genügenden Platz, sie drängen sich hinaus auf die Dorfstraße, als warteten sie ungeduldig der Zeit, wo auch an sie die Reihe kommen wird, aufgeladen zu werden auf die zahlreichen Fuhrwerke, die täglich von hier aus dahinziehn in die weite Welt, bis an des Meeres Saum und dann noch weiter zu schwimmen nach fernen Küsten. Auf jener leichtgezimmerten Kiste lesen wir als Bestimmungsort New-York; dort auf einer anderen Lima und wieder auf anderen bald Calcutta, bald Archangel und bald Sydney.

Welch köstliche Ausbeute kann denn aber dies dürre Bergland bieten, daß sie an den entlegensten Punkten der alten und neuen Welt eine gleichgesuchte Waare ist?

Auch darüber geben uns die Aufschriften der einzelnen Kisten einige Auskunft. Auf der einen, die nach San Francisco in Californien bestimmt ist, lesen wir: „144 Dutzend Gliederpuppen". Jene andere führt ihrer Angabe nach ein gleiches Quantum „Hampelmänner" der Capstadt zu. „Diverse Thiere" ist eine dritte überschrieben, deren Adresse nach Petersburg lautet. Besonders wohlverwahrt aber ist die vierte, welche die Bewohner von Val Paraiso mit Heiligenbildern und Crucifixen versehen soll.

Nahe an 3000 Centner geschnitztes Holz werden in solcher Weise alljährlich aus dem Grödnerthal ausgeführt und gegen 100,000 Thaler fließen als Kaufpreis dafür wieder hieher zurück.

Wo wir eintreten, Haus bei Haus, finden wir Jung und Alt an der Schnitzelbank geschäftig. Es ist ein gutmüthiges, mittheilendes Völkchen und auf unsere Ansprache gestatten sie uns gern, ihrer Arbeit zuzuschauen. Jenes eisgraue Mütterchen von mehr als achtzig Jahren führt mit zitternder Hand ihre Schnitzeleisen noch so sicher, daß das Holz unter ihren Händen sich unverkennbar zum Pudel gestaltet.

Das dreiste halbwachsene Mädchen, das uns zu dem Hause ihrer Eltern gewiesen, hat inzwischen einen Pflock von der Erde aufgehoben und arbeitet unter der spaßhaftesten Grimassen mit drei, viererlei Eisen

darauf los. Wir glauben, sie will sich nur an dem Abfliegen der Späne ergötzen; aber eh' wir es gedacht, hält sie einen wohlgebildeten Hahn mit weit aufgerissenem Schnabel in der Hand.

Die Mutter, eine schlanke ernste Frau mit glänzend schwarzem Haar, das in Zöpfe geflochten ihr wohlgebildetes Gesicht einrahmt, ergreift ein schmales Stück Holz, etwa einen halben Fuß in der Länge, das aus dem Rohen vorgearbeitet eine weibliche Figur erkennen läßt. Fortwährend dreht und wendet sie mit der Linken das Holz, eifrig handhabt sie mit der Rechten die Eisen, die sie von Augenblick zu Augenblick wechselt. Bald bedarf es eines rund ausgehölten, bald einer scharfen Schneide oder Spitze. Jeder Druck, jede Bewegung der Hand verändert sichtbar das werdende Werk. Sie hat kein nachzunahmendes Muster vor sich, nach dem sie sich richten könnte; kaum daß sie einmal auf einen Moment inne hielte, um die Arbeit zu prüfen. Ein Stoß des schneidenden Eisens folgt so regelmäßig auf den anderen, als ob es Nadelstiche wären, mit denen ein Tuch gesäumt wird. Noch keine Viertelstunde lang haben wir mit steigendem Interesse der sauberen Arbeit zugesehen, da überreicht uns die Frau eine anmuthige kleine Marienstatue, eine gelungene Nachbildung der Alabasterfigur,

die, angeblich von Canova, den Altar der Hauptkirche des Ortes schmückt.

Mathias Sennoner und seine Frau Barbara, eine geborene Grünewald, waren nicht im Thal, als ich Sanct Ulrich besuchte. Man bezeichnete sie mir als die geschicktesten „Herrgottschnitzer“ und rühmte die Arbeiten der Frau, deren Familie seit mehreren Geschlechtern sich in der Fertigung von Crucifixen hervorgethan, noch mehr als die ihres Mannes. Erwägt man, mit wie zahllosen Bildern des Gekreuzigten die fromme Sitte von Tyrol jedes Wohngelaß, jeden Garten oder Weinberg, jeden Weg und jede Brücke zu schmücken pflegt, so erklärt es sich, wie eine eigene Industrie dieser einen Darstellung sich zuwenden konnte.

In der Regel fertigt jeder Schnitzer unveränderlich nur eine bestimmte Figur, die er sein Lebenlang unzählige Mal wiederholt. Der Eine fing als Knabe an, eine Ziege zu schnitzen, die mit dem linken Hinterfuße sich am Ohre kratzt. Zwölf und mehr solche Ziegen hat er gar manchmal in einem Tage fertig gebracht; wenn aber dem Greise die Schnitzeisen aus der müden Hand fallen, so kann er sich nicht rühmen, je eine Ziege gebildet zu haben, die statt des linken den rechten Fuß zum Ohre führte.

Die Bevölkerung des Grödner Thals, das etwa

eine Quadratmeile umfaßt, erreicht noch nicht viertausend Seelen. Ueber drittehalbtausend davon beschäftigen sich mit der Schnitzerei. Einzelne von besonderer Kunstfertigkeit bringen es wol auf einen täglichen Verdienst von 1½ bis 2 Gulden; durchschnittlich gewährt aber die Arbeit bei Weitem nicht die Hälfte dieses Ertrages. Die Preise der fertigen Waaren sind so unglaublich niedrig, daß sie dem Arbeiter unmöglich einen nahmhaften Gewinn abwerfen kann. So kostet, um nur ein Beispiel anzuführen, das Dutzend etwa zehn Zoll langer Gliederpuppen mit je sechs beweglichen Gelenken in Sanct Ulrich nicht mehr als 2½ Sgr. Unter solchen Umständen reicht die Schnitzerei nur für wenige als alleinige Erwerbsquelle aus. Die Meisten ernähren sich zunächst vom Feldbau und nehmen nur in den Zeiten, welche dieser ihnen freiläßt, die Schnitzeleisen zur Hand.

In der That scheuen die Grödner keine Mühe, ihrem wenig dankbaren Boden möglichst reichen Ertrag abzugewinnen. Gleich dem Weinbauer an der Mosel oder Ahr tragen sie die Erde, die ihnen Frucht bringen soll, um den Vortheil einer günstigen Lage zu genießen, bis auf hohe Klippen. Schaafe werden nicht selten an Stricken eine Felsenwand hinaufgehoben, um dort einen fetten Grasrand abzuweiden. Gilt aber auch das Korn, das hier und bei dem benachbarten

Castelrutt gewonnen wird, für vorzüglich gut, so reicht es doch kaum zur Hälfte für die Bedürfnisse des Thales aus. Nur der Viehstand ist groß genug, um eine lohnende Ausfuhr zu gestatten.

Im Ganzen ist trotz aller Industrie wenig Wohlstand in Gröden und er hat in den letzten Jahrzehnden sich eher gemindert als gehoben.

Eine zweite Kunstfertigkeit, auf welche in früheren Jahren namentlich die Mädchen vielen Fleiß verwandten, die Spitzenklöppelei, hat hier wie überall schon längst einträglich zu sein aufgehört. Mit ihrem Vorrath selbstgefertigter Spitzen pflegten die jungen Grödnerinnen nach Botzen zu gehen. Den Erlös verwandten sie häufig zum Ankauf von Waaren, die sich in abgelegnen Thälern mit Vortheil absetzen ließen, wie Nadeln, Zwirn, Bänder, kleine Spiegel und dergleichen.

Allmälig erweiterte sich der Vorrath zu einem Tabulettkram und die hübsche Grödnerin ging nach Wien oder München, nach Mailand oder Venedig hausiren. Vielleicht förderte ihr empfehlendes Aeußere und ihre kleidsame Tracht den Absatz ihrer Waaren; daß aber ein solches Grödner Mädchen sich einer Unsitte schuldig gemacht hätte, ist so gut als unerhört. Die Achtung, die sie sich allgemein verdienten, ließ sie oft in weiter Ferne einen eigenen Heerd finden und die

Grödner rühmen sich, Niemanden habe es noch gereut, der eine ihrer Landsmänninnen heimgeführt habe.

Die Holzschnitzerei dagegen ist für einen beträchtlichen Theil der männlichen Bevölkerung ein Anlaß zum Auswandern geworden. Niederlagen von Spielzeug und anderen Schnitzwaaren in nicht fernen Städten machten den Anfang. Mit der Zeit erweiterte sich der Betrieb zu einem vollständigen Chincaglieriegeschäft. Später suchte der Verkehr sich neue Bahnen. Grödner Kaufleute ließen sich in allen Ländern Europa's nieder. Schon vor mehr als achtzig Jahren gründete Peter Wellponer eine Niederlassung in Mexico. Ueberall wo sie sich ansiedelten gediehen diese frommen und bedächtigen, auch im Wohlstand sparsamen, zu guten Werken aber stets freigebigen Leute und ihr Name gewann einen guten Klang.

Diese Sittenstrenge und Redlichkeit gereicht aber den Grödnern unserer Zeit um so mehr zum Ruhme, als drittehalb Jahrhunderte zurückreichende Nachrichten den Vorfahren ein durchaus nicht günstiges Zeugniß ertheilen und als die Bewohner des nachbarlichen Badiathales auch heute noch mehr für schlau als für ehrlich gelten.

Periodisch wiederkehrende Besuche des Heimaththales, wie sie dem Engadiner Zuckerbäcker Bedürfniß

sind, liegen nicht in den Sitten des Grödners. So entfremdet er sich ziemlich bald dem gebirgigen Vaterlande und es gehört namentlich in der neueren Zeit zu den Seltenheiten, daß ein reichgewordener Handelsherr aus der Ferne heimkehrt, um seine alten Tage am Fuße des Blattkofel und des Mesules zu beschließen.

Wenn aber auch das Heimweh in dem geistigen Organismus des Tyrolers einen untergeordneteren Platz einnimmt, als in dem des Schweizers, so hängt doch jener auch in der weitesten Fremde an heimischer Sitte und Sprache mit mindestens gleicher Treue als das Kind irgend eines der zwei und zwanzig Cantone.

Das Romanische oder wie es hier genannt zu werden pflegt Ladin des Grödnerthales, das mit nicht unerheblichen Verschiedenheiten auch jenseits des Gebirges von den Badioten und im Enneberg gesprochen wird, ist, gleich dem der Graubündtner, für seine Angehörigen im größeren Theil von Europa zugleich eine Brücke zur Erlernung der Landessprachen und eine Mauer, die sie von der Bevölkerung absondert unter der sie weilen, den Grödner aber wie ein freimaurerisches Zeichen auch jenseits des Oceans zum Grödner zieht.

Dem Italienischen, oder Klugwälsch, wie man es in Gröden nennt, steht die Sprache des Thals,

das Krautwälsch, so nahe, daß ohne besonderen Unterricht jenes in Kirche und Schule gebraucht und verstanden wird. Aber auch das Deutsch erlernt jeder Einheimische, selbst wenn er das Thal niemals verlassen hat, da es die Geschäftssprache aller Behörden ist.

Jenes Ladin ist darin dem älteren Provençalisch vergleichbar, daß es zwischen den verschiedenen romanischen Sprachen gewissermaßen in der Mitte stehend zu ihnen allen den Schlüssel bietet. Dieselbe Leichtigkeit, mit welcher sich daher Oswald von Wolkenstein die Sprachen Frankreichs und der pyrenäischen wie der apenninischen Halbinsel aneignete, kommt heute noch dem Grödner Handelsmann zu Gute, selbst wenn er jenseits des atlantischen Meeres sich in Südamerika niederläßt.

Auch diese Sprache, die fast niemals geschrieben wird, und deren Literatur sich auf eine kleine Zahl von Gebeten zu beschränken scheint — ich kenne nur eine Via della santa crousch — ist auf ihren Gehalt an hetruskischen Sprachtrümmern durchforscht worden. Ludwig Steub, der diesen Studien vielen Fleiß zugewandt hat, glaubt in den Ortsnamen eine erhebliche Anzahl von Wortstämmen zu erkennen, die durch alte Inschriften als hetruskisch beglaubigt werden. Viel gewonnen ist damit freilich nicht, da

die Bedeutung jener Worte uns dadurch um nichts näher gebracht wird. In der lebenden Sprache selbst begegnen wir, neben sehr vereinzelten Ausdrücken deutschen Ursprungs, fast nur Worten, die nachweisbar aus dem Lateinischen stammen, wie seltsam sie auch, oft bis zur Unkenntlichkeit, entstellt sind. Steub giebt ein Verzeichniß von weniger als zwei Dutzend Worten, die er auf alt rätische Quelle zurückführen zu müssen glaubt, weil er keine andere Herleitung für sie findet. Wie dürftig aber auch dies Verzeichniß ist, so dürfte doch aus ihm noch das eine oder andere Wort, dessen romanischer Ursprung sich bei genauerem Aufmerken dennoch erkennen läßt, zu streichen sein. Jedenfalls sind also die hetruskischen Elemente dieses Ladin von verschwindender Seltenheit.

Die Bildschnitzerei der Grödner für einen Erbtheil der plastischen Kunstfertigkeit anzusprechen, derentwegen die alten Hetrusker berühmt waren, wäre ein entschiedener Irrthum. Die Daten sind uns genau überliefert, nach denen kaum einige Jahre mehr als anderthalb Jahrhunderte verstrichen sind, seitdem ein zwischen Wolkenstein und Trostburg Einheimischer zum ersten Mal das Schnitzeleisen zur Hand nahm. Johann de Metz aus Schnaut, einem Oertchen unfern

Sanct Ulrich, bürgerte im Jahr 1703 zuerst die Kunst, geschmückte Bilderrahmen zu schnitzen, in seiner Heimath ein. Die Anfertigung von Figuren zu Weihnachtskrippen bezeichnete den ersten Fortschritt. Dann folgten Crucifixe. An künstlerischer Durchbildung sind die beiden Vinatzer — Martin und Dominik (Onkel und Neffe) — und Melchior Runggaldier, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten, wol bis heute noch unübertroffen. Die beiden ersten verwertheten zwar die tüchtigen Kenntnisse, die sie in Zeichnenkunst und Bildhauerei sich erworben, in späteren Jahren als Münzgraveure in kaiserlichem Dienst; doch blieb ihr Beispiel in der Heimath von gedeihlichem Einfluß. Runggaldier lieferte dagegen in den Statuen der Apostel Petrus und Paulus auf dem Hauptaltar zu Castelrutt ein Werk, das wohlgeeignet war, die Nacheiferung seiner Landsleute zu wecken.

Im Allgemeinen hat die Schnitzerei bis auf den heutigen Tag einen gewissen handwerksmäßigen Charakter nicht abzustreifen vermocht und selbst die Zeichnenschule, die Kaiser Franz im Jahre 1825 gründete, hat kaum Wesentliches darin geändert. Es scheint fast, als ob widerliche Fratzen, Zwerge von seltsamer Mißgestalt, abschreckend häßliche Hampelmänner, wie sie sich allerdings wol nach Italien, der Heimath der

Caricaturen, besonders leicht verkaufen, mit Vorliebe gearbeitet würden. Edlere Gestalten bleiben fortwährend Ausnahme und selbst die zierlichen Gruppen von Gemsen und Gemsjägern, wie sie im Berner Oberland aus den kunstgeübten Händen der Brüder Zur-Flue und so mancher Anderer hervorgehn, und die Senner und Kraxenträger, wie Berchtesgaden und Ammergau sie liefern, gehören in Gröden nicht in den Kreis der regelmäßigen Fabricate. Gleiches gilt auch von Büsten und Statuetten, wenn gleich auf diesem Gebiet manches Vereinzelte mit günstigem Erfolge versucht ward.

Ein eigenthümliches Verhältniß besteht zwischen Gröden und dem weit entlegenen Ammergau. Kaum hatten die Grödner angefangen, Figuren zu schnitzen, so kamen auch schon die Ammergauer herbei, die eben gefertigte Waare anzukaufen, und nachdem sie dieselbe herausgeputzt, namentlich mit bunten Farben bemalt hatten, vortheilhaft zu vertreiben. Von dieser Abhängigkeit haben die Grödner sich nun wol losgemacht, doch scheint es als ob die Muster zu neuen Figuren ihnen immer noch vom Ammergau kommen müßten, obwohl ihnen, auch nachdem sie eingeführt sind, nur zögernde Nachahmung zu Theil zu werden pflegt.

Einen wesentlich neuen Aufschwung hat die Verfertigung der Gliederpuppen dadurch genommen, daß

abzulassen. Um sie aber ins Thal zu führen, baut die Gemeinde auf eigene Kosten durch die erwähnte Schlucht bis Kollmann eine kostspielige Kunststraße. Bald werden alljährlich auf ihr Millionen von Puppen, Zwergen und anderem Ungethüm hinauseilen in die weite Welt. Das Thal aber, welches bisher so abgeschieden war, daß es noch niemals feindliche Soldaten gesehen hat, wird mit seinen Naturschönheiten und seiner eigenthümlichen Kunstfertigkeit dann völlig hineingezogen werden in das sich immer weiter verstrickende Netz der europäischen Touristenstraße.

Die Dämonen der Unterwelt, welche, wie wir gesehen haben, in der Urzeit feuerflüssige Gebirgsmassen aus dem Schoße der Erde hervorspieen, waren in der deutschen Sage als winzige Zwerglein in den hohlen Stein geflüchtet, aus welchem hervor sie mit bösem Zauber die Menschen neckten und selbst mit den Berner Helden Streit anzufangen sich nicht scheuten. Seit Wittich den Rosengarten zertreten und Dietrich Laurin, den König der Zwerge, gefangen davon geführt, sind sie in den Berg gebannt und können dem vorüberziehenden Wanderer nichts anhaben. Dennoch ließ es ihnen in ihrer Bergeswohnung keine Ruhe. Als Zirbelbäume sind sie aus der Erde hervorgewachsen

ter der befremdeten Hand des Thalbewohners
t sie ihre Zwergesgestalt wieder an. Versteckt
n und Kasten zerstreuen sich diese Gnomen weit
er den Erdball, um vom Weihnachtstische aus
ten in unsere Häuslichkeit einzuschleichen. Möchte
denn von ihrer alten Zauberkraft so viel ge-
sein, daß, wenn künftig ein Kind Ihnen,
e Anwesende, mit freudigem Lachen eine Gröd-
ppe, einen Nußknacker oder Gliedermann ent-
llt, als ein nicht unwillkommenes Bild Ihnen
vor Augen treten möge

Rosengarten und das Grödnerthal!

San Marino.

(1855.)

„Heil Dir, geweiheter unter den Bergen,
Fels, wo der letzte der römischen Aare,
Daß er vor schmachvoller Knechtschaft sich wahre,
Faltend die Schwingen den Horst sich erbaut.

Guidi in San Marino.

Wer durch die stillen Gassen von Pompeji wan-
, kann das schmerzliche Bedauern nicht unterdrücken,
, so reich an Bildwerken, an Hausrath und Ge-
teide diese unerschöpfte Fundgrube des Alterthums
sie doch immer nur Todtes zu bieten hat. Sta-
, Lampen, Gemälde, in bunter Farbenpracht schim-
nde Zimmerwände hatten wir auch sonst schon ge-
en; nun aber die Decke gehoben ist, die vor mehr
17 Jahrhunderten der Vesuv über die Stadt
en im regsten Verkehre des Werkeltages stürzte,
hten wir jenes bunte Leben auf Straße und Platz,
r den Säulenhallen des Hauses und im behaglichen
egemach eben da wieder erwachen sehen, wo es
24. August des Jahres 79 in Todesschlaf ver-
. „Knaben", rufen wir mit dem Dichter,

iben, was säumt ihr? herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den hetrurischen Krug!
t nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sclaven, bestellet den Heerd!

Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht. —
Aber, wo bleiben die Männer, die Alten? Im ersten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft."

Die Knaben jedoch und die Mädchen, sie hören unserem Rufe nicht, kein Sclave kommt unserem Befehl zu gehorchen, und die seltenen Rollen verkohlten Papieres werden nur noch von denen gelesen, die ein halbes Hundert Menschenalter jünger sind, als jene Alten, für die sie einst geschrieben wurden. Wol geschieht es zuweilen, daß, wenn bei den Ausgrabungen ein festgeschlossener Raum geöffnet wird, eine Menschengestalt sich findet und in grauenhafter Erhaltung den Schein des längst entschwundenen Lebens lügt. Aber die leiseste Berührung, ja der Lufthauch reicht hin, das Gespenst in einen Haufen Staubes zu verwandeln. Der Zerstörung widerstanden hat in Pompeji und Herculanum nur das Leblose.

Wie nun aber, wenn uns eine Stadt, ja ein ganzes Staatswesen erhalten wäre, das ohne eine andere schützende Decke, als die seiner Kleinheit, seiner Armuth und seiner einsamen Lage auf hoher unzugänglicher Bergesklippe sich in ungestörtem Fortbestande seit dem 4ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum heutigen Tage erhalten hätte? Ein zweites Pompeji, aber ein Pompeji der Lebendigen?

Eine solche Reliquie ist uns in der That erhalten; ist der Freistaat von San Marino, über den Sie r gestatten wollen, Ihnen einige Nachricht mitheilen.

Freilich dürfte aber, wer in jener Gebirgsstadt ein veränderters Gemeinwesen aus dem Jahrhundert Conatins des Großen anzutreffen glaubte, sich kaum niger, wenn auch in ganz anderer Art getäuscht llen, als die Manchen, die in den öden Straßen a Pompeji vergeblich ein lebendiges Bild der Vespanischen Zeit suchen. Diese finden nicht, was sie ften, weil der Tod durch länger als anderthalb hrtausende auf diesen einst bevölkerten Wohnstätten lagert. Der Erwartung Jener kann nicht entsprochen rden, weil, wie hoch in die Wolken entrückt jener eistaat auch ein Menschenalter nach dem andern an h vorüberrauschen sah, er doch seine Gränzen dem erkehr mit der Außenwelt nicht versperren konnte d daher die großen Umgestaltungen der Weltgeschichte, enn auch nur in fernen Nachklängen, nothwendig in h abspiegeln mußte. Ist aber auch San Marino cht mehr das römische Landstädtchen aus der Zeit es Constantius und Constans, so bleibt es doch unestreitbar der einzige Staat der Welt, der sein Beehen ohne Unterbrechung bis auf die Tage altrömiher Weltherrschaft zurückführen kann, der einzige, der

wenigstens von den städtischen Freistaaten des Mittelalters uns bis heute ein treues, kaum in Nebenzügen entstelltes Bild bietet.

Wenn der Reisende, der vom Norden kommt, endlich die weite lombardische Ebne, die den Alten noch nicht Italien, sondern cisalpinisches Gallien hieß, durchmessen hat, wenn er im Begriff steht, jenen vielgenannten Gränzbach, den Rubicon, zu überschreiten, so sieht er sich gegenüber eine kühngezackte Felsenklippe aus dem übrigen Gebirgszuge weit in das flachere Land hinaus vorgeschoben. Drei Zacken sind von alten Schlössern und Thürmen gekrönt, von der vierten ragt eine Kirche und längs des Bergrandes sieht man eine Reihe von Häusergiebeln.

Dieser Berg ist der Titano und die Felszacken sind die Spitzen, oder, wie sie mit einem keltisch abzuleitenden Worte heißen, die Penne von San Marino.

An dieser Ecke des Gebirgszuges, wo der Apennin die Richtung von Ostnordost nach Westsüdwest verläßt, in welcher er bis dahin die Halbinsel quer vom einen zum anderen Meere durchschnitt, um sich nun das adriatische Meer entlang von Nordwesten nach Südosten zu wenden, sind die Schichten des weichen, tuffartigen Kalkgesteines so gegen das innere gebirgige Land hin geneigt und gegen Meer und Flachland aufgerichtet, daß die Köpfe der Schichten, als steile Klip-

r, nach Außen fast senkrecht abfallen, während sie
zen das innere Land sich allmälig abdachen und für
iuser und menschliche Wohnstätten tauglichen Raum
ben.

Den Knotenpunkt jener Wendung des Apennin's
bet in der Centralkette ein Gebirgsstock, der am
ilterona und dem Monte Coronaro einen Doppel-
pfel hat, und von dem nach Abend und Mittag die
iden größten Flüsse Mittelitaliens, Arno und Tiber,
m mittelländischen Meere zueilen, während gegen
esten und Nordwesten eine Anzahl kleinerer Berg-
ome das mürbe Gestein durchfurchen. Das Hoch-
id zwischen diesen Strömen heißt das Gebiet von
'onte Feltro und als dessen Hauptstadt gilt die nur
nig weiter landeinwärts, womöglich noch kühner ge-
gene, Bergfestung San Leo, die im Mittelalter selbst
it dem allgemeinen Namen Monte Feltro genannt
rd.

Der Küstensaum, der sich gegen Morgen an dem
penninenfuß hinzieht, heißt die Mark, oder specieller
e Mark Ancona. Die fruchtbare Ebne, die nach Mit-
rnacht sich bis zu den Marschländern der Poniede-
ng erstreckt, führt den Namen Romagna. Eben
o nun diese drei Bezirke zusammenstoßen, weder dem
lonte Feltro, noch der Mark oder Romagna ange-

hörend, ragt als ein Gränzpfeiler die Felsenklippe von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 Pariser Fuß angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des Thüringer Waldes ohngefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut, sondern auch der Lorbeer gedeiht üppig in den höchstgelegenen Gärten des Ortes, und zwischen dem wilden Gestein, das die Burgtrümmer umgiebt, wuchern Myrthe und duftige Cyklamen, während im Nordschatten sich das zierliche Venushaar am Felsenabhange wiegt. Weiter hinab überschatten kräftige Eichen und edle Kastanien die Flanken des Gebirges, an welche sich gegen die Ebne hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht. Selbst in den kältesten Wintern pflegt auf des Berges Höhe das Thermometer nur wenig Grade unter den Gefrierpunkt zu sinken und die Kälte bei Weitem nicht zu erreichen, die in der fruchtbaren Po-Ebne nicht selten wochenlang selbst die erprobte Geduld des nordischen Reisenden erschöpft.

Ungünstiger als das der Stadt ist schon das Klima der hart am nordöstlichen Fuße der höchsten Felswand belegenen Vorstadt, des Borgo. Ihren Bewohnern verbirgt sich im Winter während zweier Monate die Sonne und manches Gartengewächs, das oben in der Stadt gedeiht, kann die rauhere Luft des Borgo nicht vertragen.

Bis zum Borgo führt vom Meeresstrande, von Rimini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von hier bis in die Stadt war noch bei meinem letzten Besuche auf einer künstlich gewundenen Straße nur zu Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings soll aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg hergestellt sein. Von jeder anderen Seite ist die Bergeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der Felswand einen neuen Pfad zu suchen, bei Lebensstrafe verboten. So hat denn der dürftige Handelsverkehr des Freistaates, der zum Verkaufe kaum Anderes als Wein, grobe Schafwolle und Borstenvieh zu bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Getraide-Vorräthe verbraucht, sich unterhalb der Felsenspitze, im Borgo angesiedelt. Hier sehen die Häuser wohnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt, und Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des würzigen Muscatellerweins. Tief in die Eingeweide der Bergwand hinein erstreckt sich nämlich ein Labyrinth

hörend, ragt als ein Gränzpfeiler die Felsenklippe von San Marino.

Die Höhe dieser Bergspitze wird zu 2444 Pariser Fuß angegeben, sie kommt also den Gipfelpunkten des Thüringer Waldes ohngefähr gleich. Auch unter dem 43. Breitegrad ist dies eine Höhe, die sich der Vegetation erheblich fühlbar macht. So günstig gelegen aber lehnt sich das Städtchen an den sanften Südabhang des Berges, so sicheren Schutz gegen Norden gewährt die steil abgebrochene Felsenwand, daß nicht nur die Rebe auf dem dürren Steinboden ein Gewächs von seltener Würzigkeit beut, sondern auch der Lorbeer gedeiht üppig in den höchstgelegenen Gärten des Ortes, und zwischen dem wilden Gestein, das die Burgtrümmer umgiebt, wuchern Myrthe und duftige Cyklamen, während im Nordschatten sich das zierliche Venushaar am Felsenabhange wiegt. Weiter hinab überschatten kräftige Eichen und edle Kastanien die Flanken des Gebirges, an welche sich gegen die Ebne hin endlich ein weiter Gürtel von Oliven reiht. Selbst in den kältesten Wintern pflegt auf des Berges Höhe das Thermometer nur wenig Grade unter den Gefrierpunkt zu sinken und die Kälte bei Weitem nicht zu erreichen, die in der fruchtbaren Po-Ebne nicht selten wochenlang selbst die erprobte Geduld des nordischen Reisenden erschöpft.

Ungünstiger als das der Stadt ist schon das Klima
: hart am nordöstlichen Fuße der höchsten Felswand
:egenen Vorstadt, des Borgo. Ihren Bewohnern
:birgt sich im Winter während zweier Monate die
mne und manches Gartengewächs, das oben in der
tadt gedeiht, kann die rauhere Luft des Borgo nicht
:tragen.

·Bis zum Borgo führt vom Meeresstrande, von
mini aus, ein wohlunterhaltener Fahrweg. Von
r bis in die Stadt war noch bei meinem letzten
such e auf einer künstlich gewundenen Straße nur
Fuß oder zu Maulthier zu gelangen; neuerdings
l aber mit beträchtlichem Aufwand ein Fahrweg
:gestellt sein. Von jeder anderen Seite ist die
:rgeszinne unzugänglich und, in den Schluchten der
lswand einen neuen Pfad zu suchen, bei Lebens-
afe verboten. So hat denn der dürftige Handels-
:kehr des Freistaates, der zum Verkaufe kaum An-
:es als Wein, grobe Schafwolle und Borstenvieh
bieten hat, alljährlich aber nicht unbedeutende Ge-
ide-Vorräthe verbraucht, sich unterhalb der Felsen-
ze, im Borgo angesiedelt. Hier sehen die Häuser
hnlicher und moderner aus, als oben in der Stadt,
d Schenke bei Schenke ladet zum Genuß des wür-
jen Muscatellerweins. Tief in die Eingeweide der
ergwand hinein erstreckt sich nämlich ein Labyrinth

von Grotten, die als Felsenkeller benutzt, dem labenden Trank auch während der ärgsten Sommerglut eisige Kühle bewahren.

Von der höchsten Höhe des Berges, von der Stadt und Burg San Marino aus, umfaßt der Blick ein fast schrankenloses reiches Panorama. Auf eine Tagereise und weiter sehen wir gen Norden und Süden das blaue adriatische Meer die weißen Dünen der Küsten bespülen. Weit über die Fluten hinaus aber sah ich selbst eines Tages die langen vielfach verschränkten Bergzüge Dalmatiens klar und deutlich sich gegen den goldig glänzenden Morgenhimmel abzeichnen. Fast zu den Füßen des Berges von San Marino breitet sich Rimini stattlich am Meere aus und weit darüber hin, mehr als zwölf Stunden lang, erstreckt sich der wunderbare Pinienwald von Ravenna. Noch jenseits schimmern die salzigen Sümpfe von Comacchio und fern im Norden glaubt das Auge Venedigs Lagunen zu errathen. Landeinwärts gegen Westen senken sich die Vorhügel der Apenninen, mit blinkenden Ortschaften und Landhäusern dicht überstreut, zur Ebne der Romagna hinab. Dann folgt eine Anzahl zackig ausgeschnittener Felskuppen: das waldbedeckte, zerklüftete Schwefelgebirg des Monte Perticaja, der steilabfallende Felsen der Majoletta und die fast unnehmbare Bergfeste von San Leo, ein zweites Königstein.

Weiter gegen Mittag schließt die lange Kette der Apenninen (deren entferntere Gipfel schon nach Toscana und Neapel gehören) den Horizont und entsendet als letzten Ausläufer den Berg von Ancona bis ins adriatische Meer.

Um diese Felsenburg von San Marino lehnt sich nun das nur anderthalb geographische Quadratmeilen umfassende Gebiet des kleinen Freistaates mit seinen wenigen Ortschaften und etwa 7000 Einwohnern an die Abhänge, so daß es an keiner Stelle bis zur Ebne herabsteigt. Rings von päpstlichem Gebiete umgeben, schwimmt es gleich einer Insel im Kirchenstaat. Obwohl aber eine der besuchtesten Straßen von Italien, der alte Aemilische Weg, weniger als zwei Stunden vor den Gränzsteinen der Republik vorüberführt, unternehmen so Wenige den Ausflug nach dieser Felsenspitze, der von Rimini aus hin und zurück weniger als einen Tag erfordert, daß ich zweifle, ob unter den Unzähligen, welche ihre Reise durch Italien in Druckschriften geschildert haben, sich zwölf zusammenzählen lassen, die aus eigner Anschauung über San Marino berichten. Vor nun mehr als anderhalb Jahrhunderten besuchte der Engländer Addison den Freistaat, und so alleinstehend blieb während mehrerer Menschenalter seine Schilderung, daß, wie reich sie auch an Irrthümern, zum Theil auffallender Art, ist, ein Schrift-

steller nach dem anderen sie ausgeschrieben und noch manches gepriesene Lehrbuch unserer Zeit, wenn auch nur zur zweiten Hand aus ihr geschöpft hat.

In den Berichten, welche die Legende uns über die ersten Anfänge von San Marino bietet, ist die dichtende Sage unkennbar mit dem Geschichtlichen verschmolzen. Diocletian und Maximian, die Christenverfolger, hätten der Erzählung nach das von einem Seeräuberkönig zerstörte Rimini prächtiger wiederherstellen lassen und zu dem Ende Baumeister und Steinmetzen aus allen Provinzen des römischen Reiches berufen. Unter ihnen seien denn auch zwei fromme Christen aus Dalmatien, Marinus und Leo, herbeigekommen, welche durch stillen, kunsterfahrenen Fleiß, durch reinen Lebenswandel und geistlichen Zuspruch, durch werkthätige Liebe den Genossen vor Allen theuer geworden. Namentlich Marinus sei mit solcher Ausdauer begabt gewesen, daß, wenn die Gefährten ermüdet dem Schlaf verfallen seien, er die Nächte über fortgearbeitet habe, um Jenen einen Theil ihres kommenden Tagewerkes abzunehmen. Dabei wird auch eines Eseleins gedacht, das zu gemeinem Nutzen der fromme Mann aus eignen Mitteln angeschafft, und das gar häufig der schweren Arbeit schlimmsten Theil auf sich genommen.

Die Baumaterialien, welche man zunächst zur Ver-

fügung hatte; wollten auf die Dauer nicht ausreichen und so gingen Marinus und Leo in das nahe liegende Gebirg, um Steinbrüche zu suchen und auszubeuten. Solches Behagen aber fanden die frommen Männer an der einsamen Stille der damals waldbewachsenen Bergeshöhen, daß Leo auf dem einen der Felsen, der noch jetzt seinen Namen führt, als Klausner zurück blieb. Marinus kehrte nach Rimini zurück und wirkte dort arbeitend und lehrend segensreich während länger als zwölf Jahren.

Da trieb ihn der Legende nach ein seltsamer Grund in das ihm liebgewordene Gebirge zurück. Ein Weib, angeblich von seltener Schönheit, kam aus Dalmatien über das Meer herbei, Marinus, den sie als ihren Ehemann bezeichnete, aufzusuchen und die Beschwerden seines mühevollen Lebens mit ihm zu theilen. Voller Entsetzen vor so unheiliger Berührung floh der heilige Mann in die Felsenwildniß des titanischen Gebirges. Hier entdeckte er unweit des jetzigen Borgo, am Fuße der steilen Felsenwand den von Bäumen und Sträuchern dicht verwachsenen Eingang einer Höhle, in deren Innerem ein Quell lauteren Wassers entsprang. Fastend, betend und singend, nur in Gesellschaft der wilden Thiere des Waldes, verlebte Marinus hier länger als ein Jahr. Da entdeckten vor dem Unwetter flüchtende Hirten den frommen Klaus-

ner und verriethen seinen Zufluchtsort jenem Weibe, die sich seine Gattin nannte. Schnell eilte sie den Berg hinan und da er vor ihren Bitten in der Höhle innerste Räume floh und sich hinter Schloß und Riegel barg, harrte sie weinend und flehend sechs Tage lang vor der Thür und kehrte dann ohne Hoffnung nach Rimini nur zurück, um von des heiligen Mannes Standhaftigkeit Zeugniß zu geben und dann zu sterben.

Marinus aber verließ die Höhle, deren Geheimniß nun verrathen war und siedelte sich auf den obersten Bergeszacken an, wo er dem heiligen Petrus ein Kirchlein bauete und eine Mauer aufführte, die vor weltlicher Berührung ihn schützen sollte. Zu solchem Gebahren fehlte es dem frommen Einsiedler eigentlich an Recht, denn der Berg gehörte einer vornehmen Wittwe Felicissima. So eilte denn deren Sohn Vicissimus nach jener Höhe, um die Fortführung des Werkes zu untersagen. Als aber Marinus den Zürnenden herankommen sah, betete er um Abwendung der Gefahr, und, wie angewurzelt, blieb der junge Mann regungslos an derselben Stelle, selbst der Sprache beraubt. Wehklagend kam die Mutter herbei und auf ihre Bitten löste Marinus alsbald den Zauber. Felicissima aber und ihr ganzes Haus bekehrten sich und dem heiligen Manne wurde der Berg

mit allem Zubehör zu vollstem Rechte auf ewige Zeiten geschenkt.

Aus Marinus letzten Lebenstagen ist wenig mehr als eine gar kindliche Fabel zu berichten, welche die Legende verzeichnet hat. Das Eselein, das in Rimini dem frommen Maurer und seinen Handwerksgenossen so gute Dienste geleistet, ist schon erwähnt worden. Hier auf der Felsenhöhe mußte es einen Mühlstein drehen, der das kärgliche Getraide zermalmte, welches Marinus dem dürren Boden abgewann. Eines Tages aber sieht der Einsiedler zu seinem Entsetzen, wie ein gewaltiger Bär über das nutzbare Thier hergefallen ist und es unbarmherzig zerfleischt. Da gebietet der Heilige dem Bären, daß er nun auch die Pflichten des Eseleins, das er verschlungen, auf sich nehme und willig fügt sich das Unthier dem ihm auferlegten Joche und dreht, so lange Marinus noch lebt, zahm und geduldig dessen Mühlstein.

Aus mancherlei Gründen wird das Zeitalter des Marinus um mehr als ein halbes Jahrhundert später, unter die Regierung des Constantius und Constans verlegt werden müssen. Die Zeit der Christenverfolgungen, von denen die Legende fabelt, war längst vorüber; eben damals aber bewegte ein tief eingreifender Streit über die Wesenheit Christi

und in wie weit sie der des Vaters gleich sei, die ganze christliche Welt. Constantius, der orientalische Kaiser, hing mit Leidenschaft an der halb Arianischen Lehre der unvollkommenen Gleichheit und berief, um deren Genehmheißung zu erwirken, neben einander zwei große Kirchen-Versammlungen: für das Morgenland nach Seleucia, für den Occident nach Rimini. Beide Concilien, besonders aber das von Rimini, hielten fest an der rechtgläubigen Lehre von der Gleichheit des Wesens. Dennoch gelang es nach langen Verhandlungen zwei ränkekundigen Hofleuten, Ursacius und Valens, die Mehrzahl der in Rimini versammelten Väter zur Unterschrift der vom Kaiser beliebten, angeblich unverfänglichen Glaubensformel zu bewegen. Wenige nur blieben der orthodoxen Lehre treu. An ihrer Spitze stand Gaudentius, der fromme Bischof von Rimini, und um die Gemeinschaft mit den für die Irrlehre Gewonnenen zu meiden, siedelten sie nach einer benachbarten Ortschaft über, welche seitdem La Cattolica, als der Sitz des katholisch gebliebenen Theils der Kirchenversammlung heißt. Die Sage berichtet nun, daß Gaudentius sich als zuverlässigste Stütze in diesem Glaubensstreit den frommen Maurer Marinus herbeigerufen, und daß dessen eindringlichen Worte nicht wenig beigetragen haben, wenigstens einen Theil des Concils standhaft bei dem rechten Glauben zu erhalten

Ich scheide von der Legende mit der Erwähnung, daß in dem Chor der dem Heiligen geweihten Hauptkirche des Ortes, die am äußersten Rande der Felsenwand vor nun etwa 20 Jahren mit einem Aufwande von mehr als 70,000 Thalern großartiger als zuvor wieder aufgeführt ward, zwei Vertiefungen in dem nackten Stein als das Bette des Marinus und seines Gefährten gezeigt werden. Ferner aber erzählt ein Bericht vom Jahre 1661, daß schon damals eine alte Sage einen unzugänglichen Felsen als den auch ohne Pflege gedeihenden Küchengarten des heiligen Mannes bezeichnet habe. Mühsam seien mit Hülfe von Leitern und Stricken einige der vornehmsten Bürger zu der Stelle gelangt und in der That sei der schmale Raum reichlich mit Gemüsen und Zierpflanzen, die sich sonst in der Gegend nicht wild finden, überdeckt gewesen.

Von den weiteren Schicksalen der Ansiedelung, die Marinus auf der Höhe des titanischen Berges gegründet, vernehmen wir Jahrhunderte lang nichts mehr. Sicher scheint nur so viel, daß die Nachfolger seinen Weiberhaß nicht in gleichem Maaße getheilt haben können; denn die Einsiedelei verwandelt sich allmälig in eine wohlbevölkerte Ortschaft. Eine Urkunde vom Jahre 885 redet noch von dem Kloster San Marino und dessen Abt Stephanus, der vor

dem Bischof und dem Herzog von Monte Feltro mit dem Bischof von Rimini über einige Grundstücke streitet. Im Jahre 951, also zur Zeit des ersten Zuges Kaiser Otto's nach Italien, datirt der zweite Berengar schon eine Urkunde aus der „Gemeinde" (plebs) San Marino, wohin er sich vermuthlich vor des Kaisers siegreichen Waffen geflüchtet hatte, wie er eilf Jahre später seine Laufbahn in der benachbarten Bergfeste San Leo beenden sollte. Wieder schweigen die Quellen der Geschichte durch mehrere Jahrhunderte, und im Jahre 1244 finden wir die Burg (Arx) und den Gerichtshof (Curia oder Curtis) von San Marino genannt.

Räthselhaft wie alles Werden ist auch das der Städte im früheren Mittelalter, namentlich der italienischen, mit ihrer früh entwickelten Selbstständigkeit und geistlicher wie weltlicher Herrschaft trotzbietender Macht-Stellung. Bald ist es der Bischof, dessen Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit friedliebende Ansiedler herbeizieht, bald schaaren sie sich um die feste Burg eines weltlichen Machthabers, eines Grafen oder mächtigen Lehnsherrn, bald endlich erwächst aus dem Zusammenhalten der Innungen und Zünfte Handel- und Gewerbtreibender selbst ein neues unabhängiges Gemeinwesen.

Auffallend genug läßt für San Marino sich keine

dieser sonst gewöhnlichen Entstehungsarten annehmen. Von jeher weilte der Bischof, zu dessen geistlichem Sprengel San Marino gehört, in einer anderen Stadt, in San Leo, und Jahrhunderte lang bekämpfte er feindselig die Freiheit der kleinen Republik. Einen Herrensitz hat San Marino nie in seinen Mauern gesehn und die Gewerbe sind noch heute auf ein so geringes Maaß beschränkt, daß wir in ihnen nicht füglich die Wurzeln und Pfeiler des jungen Staates finden können.

So bleibt denn kaum Anderes zu vermuthen, als daß jenes schon erwähnte Kloster, ausgestattet, wie anzunehmen ist, mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten, den Anfang gemacht hat. Dienstleute, Pächter und kleine Gewerbsleute mochten auf der entlegenen Berghöhe unter dem Schutzes des Abtes in sturmbewegter Zeit Schutz suchen und finden. Endlich verdoppelten eine Burg und steinerne Mauern die natürliche Festigkeit des Ortes und so waren die Bedingungen eines Städtelebens gegeben.

Noch heute zählt San Marino vier Klöster. Befremdend ist es aber allerdings, daß keines darunter so hohes Alterthum nachweisen kann, oder solchen Ansehens genießt, wie unter jener Voraussetzung von der Anstalt zu erwarten wäre, aus welcher der ganze Freistaat hervorgegangen ist.

Wir können daher nicht umhin, nach einem weiteren Momente zu fragen, das zum Aufblühen von San Marino wenigstens mitgewirkt habe. Schon im Jahre 1244 finden wir nun als eine Quelle namhaften Einkommens die Zölle erwähnt, welche von den Besuchern des Marktes der Vorstadt von San Marino erhoben werden. Auf der ersten Terrasse des Gebirges von Monte Feltro belegen, bildet der Borgo ein natürliches Emporium zwischen den Bergbewohnern und der kornerzeugenden Ebne sowohl als den Hafenstädten, welche die überseeischen Waaren herbeiführen. Unter dem Schutze der festen Burg, zu deren Füßen jene Vorstadt belegen ist, mußte hier ein reger Verkehr erblühen, und so berichtet denn schon die erwähnte Urkunde nicht nur von einem regelmäßigen Mittwochsmarkt, sondern daneben auch von einer Septembermesse zu Mariä Geburt. Später folgten sich von Ende Juli (Sanct Annentag) bis Ende September (Matthäustag) Jahrmärkte von vierzehn zu vierzehn Tagen.

Die Umgestaltungen des Verkehres haben diesen Messen und Märkten den größten Theil ihrer Bedeutung genommen; auch heute noch ist indeß das Leben und Treiben zu Sanct Bartholomäus und zu Mariä Geburt ein regeres, den Sitten und Unsitten unseres überfeinerten Jahrhunderts mehr entsprechen-

, als man auf den Schultern des titanischen Ge-
ſes erwarten sollte. Hat doch leider sogar der
ılette-Tisch an der Stelle Raum gefunden, wo
Legende den heiligen Marinus selbst seine Ehefrau
eine Versucherin von sich weisen läßt!

Im 13. Jahrhundert, mit welchem die fortlaufen-
geschichtlichen Nachrichten über San Marino be-
nen, sehen wir es sofort als ein wohlgegliedertes Ge-
nwesen auftreten, in allen wesentlichen Stücken jenen
en ähnlich, die sich in vielbestrittener Selbstständig-
über die ganze Halbinsel verbreiten. Spätestens
die Mitte des Jahrhunderts hatte der Freistaat
einheimisches Gesetzbuch, sein Statut, und, wie
auch modificirt, ist die Verfassung jener Zeit doch
der Hauptsache die noch heute geltende. Die oberste
walt steht, wenigstens dem Namen nach, der Ge-
mtheit der Bürger zu; Rechtspflege und Verwal-
g sind aber in den Händen zweier, auf kürzere
t gewählter, Consuln.

Die Unabhängigkeit der kleinen Republik hat im
rlaufe der Zeit vielfache Anfechtungen erfahren.
ıe der frühsten, von denen uns berichtet wird, ging
Ende des 13. Jahrhunderts von dem Gerichts-
rn, dem Podestà, von San Leo aus. Der Streit
ieh an Papst Bonifaz VIII., der zu dessen Unter-
hung Richter bestellte. Ein Gerichtstag wurde ge-

halten, Zeugen wurden vorgeladen und verhört, und durch einen glücklichen Zufall besitzen wir noch heute das Protokoll über ihre Vernehmungen vom 3. Juli 1296. Wir dürfen uns in jener legendensüchtigen Zeit nicht verwundern, wenn einzelne Zeugen, wie der Priester Paganus, versichern, die Schenkungs-Urkunde der Felicissima an den heiligen Marinus selbst gesehn zu haben, und wenn Andere, wie ein gewisser Blasius, über den Inhalt der Privilegien, angeblich aus eigener Anschauung, berichten, mit welchen Marinus von Papst und Kaiser begnadigt worden sei.

Daß diese so wenig wie jene vorhanden waren, unterliegt keinem Zweifel; aber schon die Ueberzeugung, daß dergleichen beständen, lehrt, wie festgewurzelt in jener frühen Zeit bereits der Glaube an die uralte Freiheit jener Gebirgsstrecke war, und in diesem Glauben stimmen nun alle die vielen Zeugen, von denen gar manche nicht aus San Marino sind, in den nachdrücklichsten Ausdrücken überein. Merkwürdig zu lesen ist es insonderheit, wie einsichtig und treffend ein Zeuge nach dem andern sich auf die inquisitorischen Fragen des geistlichen Richters über das Wesen der politischen Freiheit und die Merkmale ausspricht, an denen sie zu erkennen sei.

Solchen Besitzes der Unabhängigkeit erfreute San

ino sich im 13. Jahrhundert. Noch auffallender
, als daß es ihn gewonnen habe, ist, daß er
Verlaufe der Zeit nicht verloren gegangen ist.
n zu Ende des 15. Jahrhunderts ward die Frei-
der meisten italienischen Städte einheimischen
asten zur Beute. Wenig später wurden die Herr-
en dieser Stadttyrannen wieder von den Fürsten
hlungen, die sich allmälig das Gebiet der ganzen
insel anzueignen und zu theilen wußten. Nur
ge Republiken von jenen zahllosen, die zur Zeit
Hohenstaufen über die Halbinsel verstreut waren,
nden noch zur Zeit unserer Väter und auch diese
gen, Venedig, Genua und Lucca, in einer bis
Unkenntlichkeit veränderten Gestalt. Die Stürme
französischen Revolution haben sie noch vor Ende
letzten Jahrhunderts hinweggefegt. Nur San
ino ist bestehen geblieben, ohne daß seine Ver-
ng eine wesentlich andere geworden wäre, als
600 Jahren.

In der That waren die Verhältnisse, unter denen
Städte-Republiken des italienischen Mittelalters
nden, seltsam verwickelte. Zunächst breiteten die
ste weltliche und geistliche Macht, breiteten Kaiser
Papst ihr Netz über die bewohnte Welt und nah-
, jede für sich, Dienst und Gehorsam in Anspruch.
eben aber waren die dienenden Glieder der einen

wie der andern Macht, waren Bischof und Graf oder Herzog, zu selbstständiger Herrschaft gediehen, welcher sie in engeren Kreisen das gesammte Land unterzuordnen trachteten. Endlich eroberten zahlreiche Ritter von ihren Burgen aus ein sich immer weiter erstreckendes Gebiet, dem oft genug auch Städte mit unterworfen wurden. Später siedelten die Burgherren sich in der Stadt, die ein behaglicheres Leben bot, an, und binnen Kurzem pflegte der ritterliche Neubürger die Zügel des städtischen Regiments an sich gerissen zu haben. Gegen solche Anmaßung des Adels war eine Abwehr kaum anders zu finden, als in der wildesten Demokratie, in welche wir denn auch eine große Zahl italienischer Städte verfallen sehen.

Zwischen allen diesen Klippen ist nun San Marino mit merkwürdigem Glücke hindurchgesteuert.

Während eines Jahrhunderts und länger sind es die Bischöfe von San Leo, die unermüdlich Ansprüche auf diese Felsenburg geltend machen, und wenig Jahre, nachdem sie deren Ungrund haben anerkennen müssen, schon wieder in neuer Gestalt damit hervortreten.

Später strecken die Tyrannen von Rimini, die Malatesta, wiederholt ihren Arm gierig nach der benachbarten Bergfeste aus.

Endlich seit den letzten viertehalb Jahrhunderten haben die Päpste wiederholtes Gelüste bezeugt, die

ihnen mannigfach unbequeme Republik dem ringsumgebenden Kirchenstaate einzuverleiben.

Seit der Hohenstaufischen Zeit spalteten bekanntlich die Parteiungen der Kaiserlich- und Päpstlichgesinnten, der Ghibellinen und Guelfen, ganz Italien. Auch in dieser Beziehung lag San Marino an einer Grenze. Rimini und der ganze städtereiche Uferstreifen des adriatischen Meeres, auf und ab, war vorzugsweise guelfisch. Die adlichen Geschlechter in den Ritterburgen des Apennins hielten es mit dem Kaiser. An diesen ghibellinischen Adel schloß sich nun aber mit rühmlicher Standhaftigkeit Jahrhunderte lang San Marino an und mußte eben deshalb den erblichen Haß der Guelfen, vor Allen der Machthaber von Rimini ertragen. Eines der edelsten und mächtigsten jener ghibellinischen Geschlechter war das der Herren von Monte Feltro, die von ihrer Heimath San Leo aus in verschiedenen Zweigen schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich das ganze Gebirgsland bis jenseits Urbino, dem späteren Sitze ihrer Herrschaft, unterworfen hatten. Am hervorragendsten unter ihnen ist zu Ende des Jahrhunderts jener Guido von Monte Feltro, dessen Kriegesruhm und dessen Schlauheit Dante ein berühmtes Denkmal gesetzt hat. Eben nach San Marino hatte er sich zurückgezogen, als in den neunziger Jahren das Glück ihm untreu

geworden und er in den Bann des Papstes verfallen war. Nur noch eine Stadt, Rimini, behauptete Parcitade de' Parcitadi für die Ghibellinen und auch sie verlor er in Folge einer List der Malatesta's. Er floh den Berg hinauf nach San Marino. Guido aber begrüßte ihn mit einer Entstellung seines Namens, Herr Städteverlierer, Perde cittadi! statt Parcitadi, und beschloß gebrochenen Herzens seine Tage im Franciscanerkloster zu Ancona.

Vom 13. bis in das 17. Jahrhundert (1631) hat das Haus Monte Feltro, oder wie es später in einem Seitenzweige hieß, della Rovere, unter mancherlei Wechselfällen, ja mit längeren Unterbrechungen, im benachbarten Gebirgslande, im Herzogthum Urbino, geherrscht. Unwandelbar sich gleich geblieben ist aber das Wohlwollen dieses Hauses für San Marino, unwandelbar die ehrerbietige, dankbare Gesinnung der Republik für das benachbarte Fürstenhaus.

So rückhaltlos waren die Sanmarinesen den Dynasten von Monte Feltro ergeben, daß sie wiederholt die Thore ihrer Burg einer Besatzung ihres Schutzherrn aufthaten und in treuem Ausharren selbst durch den Kirchenbann nicht irre wurden, mit dem Johann XXII. zugleich die Republik und Friedrich von Urbino belegte. Niemals hat aber im Verlaufe von vier Jahrhunderten ein Monte Feltro oder ein

Rovere das Vertrauen seiner machtlosen Bundesgenossen zur Erweiterung seines Gebietes gemißbraucht. Unterlagen vorübergehend die Herzöge von Urbino selbst den Stürmen, die Italien erschütterten, so waren solche Zeiten dann immer auch für San Marino die schwerer Bedrängniß.

Die Malatesta's in dem noch näher angrenzenden Rimini streckten desto gieriger ihre Hände nach dem kleinen Freistaat aus. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts, um die Zeit, als die schützende Macht der Urbinaten völlig gebrochen schien, erbat sich Bischof Benvenuto von San Leo vom Papste die Erlaubniß, „alle seine Rechte“ auf San Marino, das heißt also Rechte, die gar nicht existirten, tauschweise der Gemeinde Rimini überlassen zu dürfen. Johann XXII. ging bereitwillig auf den Vorschlag ein, und wenn gleich der Vertrag dennoch nicht zu Stande kam, so blieben doch länger als ein Jahrhundert auf der einen Seite die schlimme Absicht, auf der andern ein ruheloses Mißtrauen.

Diese Händel zogen die kleine Republik in die großen Kämpfe hinein, welche im 15. Jahrhundert Italien überflutheten. Sie wurde die Bundesgenossin König Alphons V. von Aragonien und dann Papst Pius II. Die einzigen Erweiterungen ihres Gebiets,

die sie der Waffengewalt verdankt, sind in diesen Kriegen gegen die Malatesta's gemachte Eroberungen.

Nicht auf dem Wege kriegerischer Gebietserweiterungen sollte, so scheint es, San Marino sein bescheidenes Glück fördern. Acht Jahre nach der 1462 erfolgten Erwerbung von Serravalle und Montegiardino suchte die Pest auch die Höhen des titanischen Gebirges heim.

Kaum ein Menschenalter später (1500—2) bemächtigte sich Cesare Borgia — Papst Alexander des VI. fluchwürdiger Sohn — ohne Recht und ohne Vorwand der Mark und der Romagna, und ohne ernstlichen Widerstand zu wagen, gab Guidobaldo, der letzte Monte Feltro, in Bauerntracht entfliehend, sein Erbe und seine Schutzbefohlenen Preis. Hülflos und verlassen wollte San Marino sich der mächtigen Schwesterrepublik Venedig ergeben; selbst dies Anerbieten aber wurde zurückgewiesen. So mußte denn die Burg, die sich noch keinem Zwingherrn geöffnet hatte, einen Vertreter Borgias (Ercole Spavaldo) als Machthaber aufnehmen. Der 18. August 1503 befreite indeß die Welt von der Schmach, einen Alexander VI. auf dem Stuhle Petri zu sehen, und eine gemeinsame Schilderhebung die unterworfenen Landschaften von der Tyrannei des Sohnes. Noch einmal kehrte Guidobaldo in das Schloß seiner Väter nach Urbino zurück

als der kinderlose Fürst seinen Neffen Francesco
la della Rovere, den nahen Verwandten des krie-
chsten unter den Päpsten, Julius II., zu seinem
n ernannt, da schien auch für den kleinen Frei-
der Schutz eines wohlwollenden Nachbarn dauernd
hert.

Der erste Rovere folgte (1508) unangefochten auf
letzten Monte Feltro; aber als Leo X., der
ner aller Poesie und Kunst, an Julius Platz ge-
n war, bewies der hochgebildete Medicäer eben-
l Habsucht und Rücksichtlosigkeit gegen die Herr-
von Urbino als früher der unbändige Alexander.
Herzogthum, das er ohne allen haltbaren Vor-
d dem Francesco Maria entrissen, gab er (1516)
nzo, dem Sohne seines Bruders Pietro, zu Lehn.
jte San Marino diesmal auch keinem fremden
altthaber seine Thore öffnen, so verfiel es dem
äthigenderen Loose, gegen den befreundeten Für-
selbst die Waffen tragen zu müssen. Schon nach
n halben Jahre stand Francesco Maria, von der
änglichkeit seiner alten Unterthanen zurückgerufen,
er unter den Mauern von Urbino; doch schwankte
Kriegsglück noch geraume Zeit, bis dem usurpa-
chen Herzog im Jahre 1521 der päpstliche Oheim
as Grab gefolgt war. Der wohlwollende Rovere,
nach der Heimkehr in seine Staaten um Vieles

mächtiger ward, als er zuvor gewesen, vergaß bereitwillig den erzwungenen Abfall seiner Schutzbefohlenen.

Wenige Jahre nach seinem Tode galt es wieder, einem päpstlichen Bastard (Pier Luigi Farnese) zwischen Alpen und Apenninen ein Fürstenthum zu gewinnen. Um diese Zeit zog Fabiano di Monte, ein Heerführer in seinem Solde, in der Nacht des 4. Juni 1452 mit beträchtlicher Waffenmacht von Rimini aus, um San Marino, das sich keiner Gefahr versah, zu überfallen. Seltsamer Weise verirrten sich die Schaaren, und als beim anbrechenden Tage die Herannahenden von den Thürmen der Stadt die Sturmglocke begrüßte, kehrten sie ohne Schwertstreich wieder um. Der Zusammenhang dieses befremdlichen Unternehmens wurde nie aufgeklärt; Papst Paul III. grollte aber noch eine Zeitlang mit dem Freistaate, bis die Vermählung seiner Nichte Vittoria mit Herzog Guidobaldo von Urbino ihn auch gegen die Republik günstiger stimmte.

Der Caraffa Paul IV. griff eigenmächtig in die Strafrechtspflege der Republik ein. Gleich Untergebenen lud er die Capitani nach Rom, um sich wegen eines Criminalurtheils zu verantworten. Die Regenten leisteten der Ladung keine Folge, und auch diesmal war es der Herzog von Urbino, der den Handel,

welcher drohende Gestalt angenommen, gedeihlich ausglich.

Gelang es aber auch in allen diesen Gefahren die Unabhängigkeit des Staates nach außen zu erhalten, so ist doch das Bild des Innern um jene Zeit ein gar unerquickliches. Zwietracht hatte sich unter die Bürger eingeschlichen, und so häufig kehrten blutige Gewaltthaten wieder, daß Guidobaldo abmahnend und versöhnend einschreiten mußte. Gegen das Ende des Jahrhunderts richtete eine furchtbare Hungersnoth grausame Verheerungen an. Die Mehrzahl der Bewohner war drückender Verarmung verfallen und als ein Zeichen des Mißbehagens an den angestammten Institutionen können die öfters wiederholten Versuche gelten, hin und her an der alten Verfassung herumzuändern.

Während eines Zeitraums von fast zwei Jahrhunderten ist von San Marino wenig Anderes zu berichten, als daß im Jahre 1631, um die Zeit des mantuanischen Erbfolgekrieges, durch den Tod des letzten Rovere, das Herzogthum Urbino an den päpstlichen Stuhl heimfiel und die Republik sonach zu einer rings vom Kirchenstaat umgebenen Insel ward.

Daß, wenn unsere Väter sagten, unter dem Krummstab sei gut wohnen, von der dreifachen Krone ein Gleiches nicht gerühmt werden kann, ist eine alte

Erfahrung. Besonders unter den heißblütigen Romagnolen hat es an Unzufriedenen nicht gefehlt, die dem Gesetze, oder doch dem Verdachte der päpstlichen Behörden verfallen waren. Sie haben oftmals in San Marino ein Asyl gefunden und so erklärt es sich leicht, warum jene Insel mitten im Kirchenstaat in Rom wiederholt mißliebig geworden ist. Versuche der Einverleibung sind, wenn auch in weitauseinanderliegenden Zwischenräumen, immer aufs Neue unternommen. Anzettelungen, die von San Marino aus auf päpstlichem Gebiet gemacht sein sollten, boten den Vorwand. Gerecht scheinen diese Anklagen nie gewesen zu sein. Eine Zuflucht hat den um ihrer Meinung willen Verfolgten die Republik, wenn auch mit großer Vorsicht, zu den verschiedensten Zeiten gewährt; sie hat es ohne Unterschied gethan, mochten die Verfolger der einen oder anderen Partei angehören. Daß ihr Gebiet aber als Ausgangspunkt für revolutionäre Aufreizungen gemißbraucht werde, hat sie nie geduldet.

Nicht lange nachdem Addison's anziehende Schilderung die Aufmerksamkeit auf den halbvergessenen Freistaat gelenkt hatte, zog sich ein Gewitter über ihm zusammen, das in ungewöhnlichem Maße die Theilnahme von ganz Europa für das bescheidene Gebirgsländchen wach rief. Cardinal Alberoni residirte

als päpstlicher Legat in der Romagna. Seinen bösen Willen gegen die Republik bekundete er durch die rechtswidrige Verhaftung zweier Patrizier von San Marino und bald nachher dadurch, daß er Verbrecher, die der Gerechtigkeit der Republik verfallen waren, als Schutzbefohlene des heiligen Stuhles reclamirte. Die Behörden von San Marino bestanden in beiden Fällen ruhig, aber unbeugsam auf ihrem Rechte.

Nun denuncirte der Cardinal das republikanische Hauptstädtchen Papst Clemens XII. als ein Nest kleiner Tyrannen, das schon jetzt den Samen der Unzufriedenheit über die benachbarte Landschaft verstreue und in den Händen eines fremden Fürsten, denen es, bei eigener Lebensunfähigkeit früher oder später verfallen müsse, die Sicherheit des Kirchenstaats in gefährlichster Weise bedrohen würde. Nur die Einverleibung in die päpstlichen Besitzungen könne diesen Uebelständen begegnen.

Die Prüfung dieser Anklagen übertrug der greise Clemens eben Dem, von dem sie ausgegangen waren. Die Einschränkung der gewährten Vollmacht, daß der Cardinal, ohne vorläufig die Grenzen zu überschreiten, den verständigeren Theil der Einwohner über die inneren Zustände und über ihre eigenen Wünsche hören solle, ließ der leidenschaftliche Kirchenfürst außer Acht. Ohne Grund und Absicht seines

Erfahrung. Besonders unter den heißblütigen Romagnolen hat es an Unzufriedenen nicht gefehlt, die dem Gesetze, oder doch dem Verdachte der päpstlichen Behörden verfallen waren. Sie haben oftmals in San Marino ein Asyl gefunden und so erklärt es sich leicht, warum jene Insel mitten im Kirchenstaat in Rom wiederholt mißliebig geworden ist. Versuche der Einverleibung sind, wenn auch in weitauseinanderliegenden Zwischenräumen, immer aufs Neue unternommen. Anzettelungen, die von San Marino aus auf päpstlichem Gebiet gemacht sein sollten, boten den Vorwand. Gerecht scheinen diese Anklagen nie gewesen zu sein. Eine Zuflucht hat den um ihrer Meinung willen Verfolgten die Republik, wenn auch mit großer Vorsicht, zu den verschiedensten Zeiten gewährt; sie hat es ohne Unterschied gethan, mochten die Verfolger der einen oder anderen Partei angehören. Daß ihr Gebiet aber als Ausgangspunkt für revolutionäre Aufreizungen gemißbraucht werde, hat sie nie geduldet.

Nicht lange nachdem Addison's anziehende Schilderung die Aufmerksamkeit auf den halbvergessenen Freistaat gelenkt hatte, zog sich ein Gewitter über ihm zusammen, das in ungewöhnlichem Maße die Theilnahme von ganz Europa für das bescheidene Gebirgsländchen wach rief. Cardinal Alberoni residirte

s päpstlicher Legat in der Romagna. Seinen bösen
illen gegen die Republik bekundete er durch die
chtswidrige Verhaftung zweier Patrizier von San
arino und bald nachher dadurch, daß er Verbrecher,
e der Gerechtigkeit der Republik verfallen waren,
s Schutzbefohlene des heiligen Stuhles reclamirte.
ie Behörden von San Marino bestanden in beiden
ällen ruhig, aber unbeugsam auf ihrem Rechte.

Nun denuncirte der Cardinal das republikanische
auptstädtchen Papst Clemens XII. als ein Nest kleiner
yrannen, das schon jetzt den Samen der Unzufrie-
nheit über die benachbarte Landschaft verstreue und
den Händen eines fremden Fürsten, denen es, bei
gener Lebensunfähigkeit früher oder später verfallen
üsse, die Sicherheit des Kirchenstaats in gefähr-
chster Weise bedrohen würde. Nur die Einverlei-
ung in die päpstlichen Besitzungen könne diesen Uebel-
änden begegnen.

Die Prüfung dieser Anklagen übertrug der greise
lemens eben Dem, von dem sie ausgegangen waren.
ie Einschränkung der gewährten Vollmacht, daß
r Cardinal, ohne vorläufig die Grenzen zu über-
hreiten, den verständigeren Theil der Einwohner
ber die inneren Zustände und über ihre eigenen
ünsche hören solle, ließ der leidenschaftliche Kir-
enfürst außer Acht. Ohne Grund und Absicht seines

Kommens zu verkünden, aber auch ohne Widerstand zu finden, zog Alberoni am 24. October 1739 in San Marino ein.

Die Behörden frugen in formeller Höflichkeit, mit was man ihm dienen könne. Das sollten sie bald erfahren, erwiderte er hochmüthig. Inzwischen mehrten sich in San Marino mit jeder Stunde die päpstlichen Soldaten. Auch die Häscher blieben nicht zurück. Selbst der Scharfrichter von Rimini stellte sich ein.

Auf den nächsten Tag wurde die ganze Gemeinde in die Hauptkirche geladen, um dem Papst, als neuem Landesherrn, den Eid der Treue zu leisten. Zu Verabredungen fehlte die Zeit, wenn Alberoni's Schergen auch nicht ohnedem alle freie Bewegung gehemmt hätten. So strömte denn die ganze Bevölkerung der Kirche zu, Jeder hoffend, daß im entscheidenden Augenblick ihm die Mitbürger Rath und Beispiel geben würden.

Die zwei zuerst Aufgerufenen leisteten den Ei
Als Dritter sollte Alfonso Giangi vereidigt werd
der wenige Wochen vorher mit Giacome Angeli
Amt der Capitani übernommen. Mit lauter Stim
rief er aus: „Am ersten dieses Monats habe ich
großen Rath des Freistaates von San Marino,
nem rechtsmäßigen Landesherrn, Treue geschw

Diesen Eid bekräftige und erneuere ich auch heute.“ Im gleichen Sinne sprach der Nächstberufene, Giuseppe Onofri, der im vorhergehenden Jahre Capitano gewesen war. Ihm folgte Girolamo Gozi. „Vater“, sagte er zum Cardinal gewandt, „dieser Kelch gehe von mir! Die Treue gegen mein Vaterland und gegen dessen Schutzheiligen kann ich am wenigsten in dieser ihm geweihten Kirche verläugnen. Meine Zunge kennt nur den Einen Ruf: es lebe Sanct Marinus, es lebe die Freiheit!“

Und tausendstimmig tönte es aus den weiten Räumen des Gotteshauses wieder: „Es lebe Sanct Marinus, es lebe die Freiheit!“ Und durch die offenen Pforten der Kirche drang der Ruf hervor und wälzte sich durch die Straßen und die lauschenden Bewohner des Borgo vernahmen ihn am Bergesfuß und es hallte zurück, die Felsenwand hinauf und ertönte von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte: „Es lebe Sanct Marinus, es lebe die Freiheit!“

Nach einem wilden Ausbruche unbändigen Zornes, wie er der heiligen Stätte so wenig als dem Würdenträger der Kirche geziemte, zog der Cardinal sich in seine Wohnung zurück. Die Gemeinde blieb beisammen und beschloß, statt offenen Widerstandes sich bis zur gehofften Abhülfe schweigend den Ereignissen zu unterwerfen.

So herrschte denn, während treue Boten die Beschwerden der Geknechteten zu Clemens XII. brachten, Alberoni thatsächlich Monate lang. Ein Ruf der Entrüstung ging aber durch ganz Italien und überstieg die Alpen und tönte weiter bis an die letzten Enden von Europa.

Schon am 14. November tadelte Cardinal Firrao, der statt des kranken Papstes die Zügel der Regierung führte, die Hast Alberoni's. Monsignor Enriquez kam als päpstlicher Commissar aus Macerata, um das wahrhafte Sachverhältniß zu erforschen. In seltener Gründlichkeit verhandelte er mit allen Ständen, erforschte er die Gesinnung eines Jeden, und mit ehrenwerther Wahrheitsliebe berichtete er, daß eine Mehrzahl, die an Stimmeneinheit grenze, keine heißern Wunsch kenne, als die Wiederherstellung der alten Freiheit. Der Papst entsprach ohne Widerstreben den allgemeinen Wünschen. Am Tage Sanct Agatha (5. Februar) 1740, der in San Marino noch heute als einer der größten Festtage gilt, wurde dem Freistaate feierlich seine alte Unabhängigkeit wieder gegeben.

Am Tage darauf starb Clemens XII. und statt der Verwünschungen, die vier Monate zuvor laut geworden waren, geleiteten nun den Abscheidenden die Segenswünsche aller San-Marinesen. — Alberoni

hatte schon vor Enriquez Eintreffen die titanischen Berge verlassen und suchte nun in Druckschriften seine Gewaltmaßregeln zu rechtfertigen. Der Federkrieg wurde eine Zeitlang fortgeführt und hatte wenigstens den Erfolg, die Theilnahme für San Marino wach zu erhalten.

Vier und achtzig Jahre später schienen ähnliche Gefahren für die Republik sich wiederholen zu sollen. Pius VII., wie in allen Dingen, so auch gegen San Marino wohlwollend, war gestorben. Leo XII., der zelotische Genga, war in den Vatican eingezogen. Da empfingen Papst und Cardinäle eine, auf der titanischen Bergeshöhe selbst verfaßte Anklageschrift gegen die Republik voll der gehässigsten Beschuldigungen, denen ähnlich, die einst Alberoni an den greisen Corsini gerichtet hatte. Die Stimmung an der Tiber schien dem Inhalt der Denunciation günstig.

Ein altes Herkommen machte es den San Marinesen zur Pflicht, dem neuen Papst ihre Glückwünsche darzubringen. Leo erklärte im Voraus, daß er die Abgeordneten nicht empfangen werde. Antonio Onofri, der schon zur Napoleonischen Zeit sein Vaterland wiederholt wirksam vertreten hatte, wurde, obwohl ein hoher Sechziger, nach Rom gesendet, die eingetretene Verstimmung womöglich auszugleichen. Der Be-

redsamkeit der Wahrheit und der Vaterlandsliebe, die aus ihm sprach, gelang es, bei den Vertretern auswärtiger Mächte in Rom die lebhafteste Theilnahme für den gefährdeten Freistaat zu gewinnen. Unter denen, die sich am nachdrücklichsten und mit dem günstigsten Erfolge verwandten, wird der preußische Gesandte, Geheimerath Bunsen, hervorgehoben. Der Glückwunsch wurde endlich von Leo XII. wohlwollend angenommen und in einem besonderen Schreiben der Republik die freundliche Gesinnung des Papstes versichert.

Der Namen Onofri's, der wenige Monate nach seiner Heimkehr starb, ist vielleicht der gefeiertste in San Marino. Eine Marmorbildsäule mit ehrender Inschrift im Saale des großen Rathes ist bestimmt, sein Andenken zu bewahren. Als ein besonders ehrenhafter Zug ist aber noch zu erwähnen, daß der Name des Denuncianten ihm in Rom mitgetheilt worden war; wie sehr aber auch in ihn gedrungen ward, ihn zu offenbaren, hat er ihn dennoch mit sich in's Grab genommen.

Des Vertrauens, das Leo XII. ihr wieder zugewandt, hat die Republik sich in den schlimmen Tagen unter Pius IX. nicht unwerth bewiesen. Niemals in jenen Zeiten revolutionären Wahnsinns hat sie den

Aufwieglern gestattet, den Freistaat zum Ausgangspunkt ihrer Umsturzpläne zu machen.*)

Der Stern des rothen Italiens neigte sich zum Untergange. Am 3. Juli 1849 verließ Garibaldi mit 3000 Blousenmännern Rom, während von der entgegengesetzten Seite General Oudinot seinen Einzug hielt. Ein schwieriger, von den Oestreichern vielfach behinderter Marsch, hatte Garibaldi durch Umbrien und das appenninische Hochgebirge in den letzten Tagen des Monats bis in die Nähe von San Marino gebracht. Hier hoffte der wilde Republikaner Sympathien zu finden. Die uneinnehmbare Felsenburg sollte ihm wenigstens so lange Sicherheit gewähren, bis es ihm gelänge, von den Belagerern günstige Bedingungen zu ertrotzen.

Gewiß war der Augenblick für den Freistaat ein besonders kritischer. Der ausgehungerten, mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Bande Widerstand entgegenzusetzen, wäre ein hoffnungsloses Unter-

*) Die Zeitungen jener traurigen Periode wurden nicht müde, die verkehrtesten Erdichtungen über San Marino zu verbreiten. Schilderten sie doch erst neuerlich wieder den kleinen Staat als eine Herberge von Mördern und Banditen, lediglich weil sie — ob aus Unwissenheit oder bösem Willen bleibe dahin gestellt — ihn mit dem Städtchen Marino am Albanergebirg bei Rom verwechselten.

nehmen gewesen, auch wenn man nicht zu befürchten gehabt hätte, daß das Mitleiden dieser gutmüthigen Bevölkerung ein hartherziges Zurückweisen der hülfsbedürftigen Schaar kaum würde über sich gewonnen haben. Auf der andern Seite ließ sich schwerlich bezweifeln, daß wenn Garibaldi in San Marino einen letzten Haltpunkt gefunden hätte, die früher oder später unvermeidliche Katastrophe mit dem Sturze des Freischaarenführers auch den der Republik zur Folge gehabt haben würde.

Der Capitano reggente Domenico Maria Belzoppi und der Staats-Secretair Giov. Batt. Bonelli wußten mit seltener Besonnenheit das Schifflein der Republik zwischen diesen Klippen hindurchzuführen. Mit dem Pater Bassi, der als Quartiermeister am Abend des 30. eintraf, wurde nach lebhaftem Wortwechsel vereinbart, daß die revolutionären Truppen, ohne das Gebiet des Freistaates zu berühren, an der Grenze mit Speise und Getränk versehen werden sollten.

Schon früh am Morgen des folgenden Tages stand aber Garibaldi mit einer jeden Augenblick wachsenden Schaar auf halber Höhe des Berges unmittelbar vor dem Stadtthor. Ehe es möglich gewesen war, eine Abwehr auch nur einmal zu versuchen, waren sie in das, nach außen an jenes Thor stoßende Franciscanerkloster gedrungen.

Es war ein bunter Haufen und doch ein trostloser Anblick. Phantastisch ersonnene, regellose Trachten mit Heckerhut und wallendem Federbusch, mit grell dreifarbiger Schärpe, mit Dolch und Pistolen — und in all dem theatralischen Flitterputz bleiche, vor Hunger, Ermüdung und Todesangst schlotternde Gestalten. Auf den Zügen des Einen bittere Enttäuschung und hoffnungslose, aber thränenreiche Reue. Dort das wettergebräunte Gesicht eines Abenteurers, der sich alle Gedanken an Zukunft, irdische und jenseitige, fern zu halten weiß und seine lärmende Lustigkeit wieder gefunden hat, seit er, wenigstens auf Stunden, sicher ist vor den Kugeln der Oestreicher und die müden Glieder im Schatten der Klosterhalle strecken kann. Weiter hin eine Gruppe in völliger Entkräftung niedergesunkener Frauen, welche durch all die Leiden dieser Wochen und Monate Liebe und Treue — vielleicht für Unwürdige — aufrecht erhielten. Dann wieder unbärtige Knaben, die bei dem Feldgeschrei eines einigen und freien Italiens die Schulbücher wegwarfen, um mit kraftloser Hand die Muskete zu ergreifen. Endlich am Boden lagernd ein stöhnender Hause derer, die Tages zuvor am Berg Tassona von den Oestreichern verwundet wurden.

Es gelang, die Freischärler außerhalb der Stadt zu halten. Garibaldi mit seinen Offizieren erschien

vor den beiden Regenten und man wurde einig, daß die Behörden der Republik bei den östreichischen Heerführern vermittelnd einschreiten sollten. Erzherzog Ernst war inzwischen mit seiner Heeresabtheilung in der Verfolgung Garibaldi's bis an die Grenze des Freistaats vorgerückt, ja er hatte sie unwissentlich schon überschritten. Von ihm konnte der Unterhändler — Lieutenant Braschi — keine andere Bedingung erlangen, als einfache Ergebung. Glücklicher war Bonelli bei dem General Hahn, der in Rimini befehligte. Freier Abzug wurde zugestanden. Strafe blieb nur gegen Diejenigen vorbehalten, die sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht. Waffen und Kriegskasse sollte Garibaldi an die Republik, diese aber an den östreichischen Befehlshaber abliefern. Garibaldi selbst hatte sich zur Auswanderung nach Amerika durch Ehrenwort zu verpflichten. Seine Gefährten waren in ihre Heimath zu entlassen.

So günstige Bedingungen als diese, die allerdings noch der Genehmigung des Oberstkommandirenden bedurften, waren kaum zu erwarten gewesen. Dennoch verschob Garibaldi seine eigene Erklärung, bis das Consiglio der Republik darüber berathen haben würde.

Inzwischen war es Nacht geworden. Garibaldi aber wartete das Ergebniß jener Berathung nicht ab.

Ohne das Wissen seiner Schaar, nur von seiner Frau — die wenige Tage später auf dem Küstensande bei Ravenna verschmachten sollte — und von wenig über hundert seiner Getreuesten, oder vielleicht der Schuldigsten, begleitet, entfloh er unter dem Schutze der Dunkelheit.

Schwerlich hatte San Marino, während aller dieser Vorgänge in größerer Gefahr geschwebt, als in dem Augenblicke, wo am andern Morgen die treulos verlassenen Zwölf- oder Vierzehnhundert die Flucht des Mannes erfuhren, der sie in so verzweifelte Lage gestürzt hatte. Theilnahme an dem Verrath, über den sie in lauter Entrüstung schrien, gaben sie den Behörden Schuld, welche die Unterhandlungen geführt hatten. Nie würden sie sich, riefen sie aus, gleich einer Heerde Schlachtvieh den Oestreichern ausliefern lassen. Sei denn einmal jede Hoffnung verloren, so wolle man die schwach vertheidigten Thore bewältigen und nach verzweifelter Gegenwehr sich unter den Ruinen von San Marino begraben.

Auf der andern Seite äußerte auch General Hahn, den Garibaldi's Flucht auf das Unangenehmste berührte, seinen Verdacht, daß die Regenten um sie gewußt und sie nicht verhindert hätten.

Belzoppi und Bonelli begegneten der Gefahr nach beiden Richtungen. Die geringe Wehrkraft der Re-

publik trat den andringenden Freischärlern mit solcher Entschiedenheit gegenüber, daß sie von dem Eindringen in die Stadt abstanden. Die Besonneneren unter den Garibaldianern, vorzugsweise ein Amerikaner, der sich dem Zuge angeschlossen, beschwichtigten die Gemüther. Es gelang, den ganzen Haufen zur Abgabe der Waffen zu bewegen. Jedem Einzelnen wurde neben dem Zwangspaß nach Rimini auf die halbe Tagereise noch ein Zehrpfennig von 9 Sgr. eingehändigt und als die letzten Vertheidiger der römischen Republik über das Borgo den Berg hinab gen Serravalle abgezogen waren, da athmeten die Bürger der Republik auf dem titanischen Gebirge, wie nach dem Erwachen von einem schweren Traume wieder auf. —

Auch General Hahn erkannte die volle Wahrheit der rechtfertigenden Angaben Bonelli's. Zum sichern Zeichen völligen Einverständnisses nahm Erzherzog Ernst die Einladung nach San Marino willig an und sprach den beiden Regenten gegenüber nachdrücklich seine Anerkennung für die beobachtete Haltung aus.

Noch immer waren die Verlegenheiten nicht zu Ende, welche die Bande Garibaldi's der Republik bereitet hatte. Nach dem Abzug der Oestreicher kam allmälig noch ein halbes Hundert ihr Angehöriger aus allerhand Verstecken zum Vorschein. Sich nach

Rimini abführen zu lassen, verweigerten sie mit äußerster Heftigkeit und fanden lebhafte Fürsprecher an den San Marinesen, welche ihnen ein Versteck gewährt, oder doch das selbst entdeckte nicht verrathen hatten. Es bedurfte neuer diplomatischer Verhandlungen, bei denen auch der östreichische Platzkommandant von Livorno sich bereitwillig und entgegenkommend bewies, um diesem letzten Ueberrest der Garibaldischen Schaar den Durchzug durch Toscana und die Einschiffung in jenem Hafen zu gewähren.

Seit jenem Tage haben keine Zwischenfälle die Ruhe des bescheidenen Staatslebens in San Marino gestört. Ehe wir jedoch die Geschichte des kleinen Freistaats ganz verlassen, sei es mir gestattet, um ein halbes Jahrhundert zurückzugreifen und Ihnen eine charakteristische Scene aus den Zeiten der französischen Revolution vorzuführen.

Es war zu Anfang des Jahres 1797. Das ritterliche Königreich Savoyen und nicht minder Oestreichs Herrschaft am südlichen Fuße der Alpen waren von dem unwiderstehlichen Strome der Heeresmacht des Siegers von Montenotte und Arcole hinweggespült. In breiten Wogen ergoß er sich über die lombardische Ebene, deren Einzelherrscher geflohen waren, wo immer die dreifarbige Fahne im Winde flatterte. Venedig, die meerbeherrschende tausendjäh-

rige Republik, deren Stirn das Diadem dreier Königreiche schmückte, verendete in schmachvoller Feigheit. Siegestrunken und übermüthig zog Bonaparte die Gestade des adriatischen Meeres entlang, um dem Nachfolger Petri zu Tolentino einen demüthigenden Frieden zu dictiren.

Da haftete das Auge des auf Alles Merkenden an den kühnen Felsenzacken des kleinen Freistaates. Es bot sich willkommene Gelegenheit, wohlfeile Großmuth zu üben und während eines Raubzuges, der unter dem Namen der Freiheit die Völker in schnöde Knechtschaft schlug, mit den hochtrabenden Redensarten von Völkerglück und Freiheit das gewohnte lügenhafte Spiel zu treiben.

An einem Februarmorgen erschien der gelehrte Monge, derselbe, unter dessen Leitung einige Monate später die Plünderung der römischen Kunstschätze gestellt ward, mit Bonaparte's Aufträgen vor dem großen Rathe von San Marino. Die Freiheit, sagte er, habe in Athen und Theben, in Rom und den Republiken des Mittelalters, vor Allen in Florenz Wunder gewirkt. Dann aber sei der aus ganz Europa Vertriebenen als Zuflucht nur San Marino geblieben. Erleuchtet von einem Jahrhundert der Aufklärung habe Frankreich seine Fesseln gesprengt und sei frei. In seiner Blindheit verbündet sei ganz Eu-

ropa gegen das eine Frankreich aufgestanden, das unter feindlichen Invasionen und Bürgerkriegen fast erlegen wäre. Frankreich habe sich aber aufgerafft, seine Feinde seien besiegt, vier östreichische Armeen allein in Italien vernichtet. Jetzt bringe ein französisches Heer die Freiheit in die lombardische Ebene zurück und erndte unter den Augen der Bewohner des titanischen Berges unsterblichen Ruhm. Großmüthig biete nach solchen Siegen die französische Republik selbst den Frieden an. In sträflicher Verblendung aber lehnten die Feinde ihn hochmüthig ab. Auf dem Wege zu neuen Waffenthaten versichere der Obergeneral im Namen seiner Republik den alten Freistaat San Marino des Friedens und unwandelbarer Freundschaft. Große Wandlungen stünden den umliegenden Landschaften bevor. Bestehe zwischen San Marino und den Nachbaren ein Grenzstreit, oder halte der Freistaat die Erweiterung seines Gebiets nach irgend einer Richtung für nöthig, so werde der Obergeneral die französische Republik gern veranlassen, der Schwesterrepublik Beweise ihrer Freundschaft zu geben.

Der große Rath antwortete schriftlich: der Winkel Erde, auf dem ein Ueberrest antiker Freiheit sich lebendig erhalten, sei eher geeignet an die Strenge der Spartaner, als an attische Anmuth zu erinnern. Sittenreinheit und ein warmes Freiheitsgefühl sei das

einzige Erbtheil, das ihre Väter ihnen hinterlassen hätten. Inmitten der Stürme so mancher Jahrhunderte habe Ehrgeiz, Uebermacht und Hinterlist der Feinde ihnen dies Kleinod nicht entreißen können. Zufrieden in ihrer Kleinheit lehne die Republik das gemachte Anerbieten dankend ab. Eine Gebietserweiterung könne in ihren Nachwirkungen leicht die Freiheit bedrohen. Nur um Verkehrserleichterungen, besonders für den Kornhandel, werde gebeten.

Bonaparte sprach in seiner Antwort das lebhafte Interesse aus, das Monge's Schilderungen in ihm geweckt hätten. Die Republikaner sollten von allen Lasten des Krieges verschont bleiben. Als ein Geschenk bestimme er ihnen vier Feldkanonen, auch stelle er tausend Centner Weizen zu ihrer Verfügung.

Bemerkt zu werden verdient noch, das die Geschütze niemals abgegeben sind und daß die San Marinesen das Getreide nur annahmen, indem sie es zum laufenden Preise Denen bezahlten, von denen es requirirt war. Um den erbetenen Handelsvertrag bewarb sich San Marino bei der Cisalpinischen Republik, dieser vorübergehenden Schöpfung Napoleon's, Jahrelang ohne Erfolg. Wohlwollender in der Gewährung von Korn bewiesen sich während der Hungersnoth von 1799 die Oestreicher, so daß der Freistaat dem noch schwerer heimgesuchten höheren Ge-

birgsland von seinen, wenn auch kargen, Vorräthen noch spenden konnte.

Napoleon aber bewahrte für San Marino fortwährend ein ausgesprochenes Interesse, und wenn bei besonderen Anlässen ein Abgeordneter der Republik ihn zu begrüßen kam, so setzte er etwas darin, ihn als ein gleichberechtigtes Mitglied des diplomatischen Corps zu behandeln.

Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten haben wir die Schicksale San Marinos an uns vorübergehen lassen. In vielgestaltig wiederkehrenden Bedrängnissen haben wir seine Bürger unwandelbar treu befunden in der Liebe zu der engbegrenzten Erdscholle, die ihr Vaterland heißt und zu dessen uralten Einrichtungen.

Was rechtfertigt oder was erklärt denn nun aber so ausdauernde Beständigkeit? Der Ertrag des Bodens ist es nicht, der durch besondern Reichthum zu fesseln vermöchte. Wenn auch ein erheblicher Theil des steinigen Landes mit der Hacke bearbeitet wird, so trägt es an Weizen und Mais, den beiden einzigen regelmäßig gebauten Früchten, doch im Durchschnitt nur das fünfte Korn. So genügt denn das einhei-

mische Ergebniß nie für den Bedarf. Kartoffeln gedeihen nicht. Bohnen werden hin und wieder in der Brache gesteckt. Von dem Weine wird gerühmt, daß er der edelste sei, der nördlich der Apenninen wächst und nicht unerhebliche Ausfuhr nach Venedig warf in früheren Zeiten der Republik einen namhaften Baarertrag ab. Wiederholte Mißjahre haben, wie in unserm Ahrthal, die Weinbauer entmuthigt und viele einst mit Reben bestandene Strecken sind jetzt unter die Pflugschaar genommen. Aehnliches gilt von den Oliven, die den Eisbildungen der rauhen Winternebel leicht erliegen. Unbedeutend ist auch die Seidenzucht und andere Industrie ist kaum des Nennens werth. Indeß verdient bemerkt zu werden, daß während der einheimische Tabacksbau verboten ist, die Blätter im benachbarten Kirchenstaat vielfach aufgekauft und in San Marino zu einem weit und breit gesuchten Fabrikat verarbeitet werden. Auch Schießpulver und Spielkarten werden in vorzüglicher Qualität gefertigt und genießen ziemlich weiten Vertrieb.

Alles dies reicht aber nicht aus, der Bevölkerung, obwohl sie nicht übermäßig dicht ist, leidliches Auskommen zu gewähren, und so steigen denn Hunderte zur Winterszeit in die römischen Ebenen hinunter, um als Feldarbeiter einen Verdienst zu suchen, oder die eines Handwerks Kundigen, besonders Steinmetze und

Schuhmacher, wandern auch wohl Jahrelang in die
Fremde.

Alle aber, früher oder später, kehren sie aus der
uchtbaren, sonnendurchwärmten Ebene zurück in die
auhe, steinige Heimath.

Fragen wir sie selber, was sie heimzieht, so zweifle
h nicht, sie werden Alle noch vor der Liebe zu El-
rn oder Geschwistern, die Freiheit jener Berges-
publik als den Magnet nennen, der sie im fremden
ande nicht rasten läßt. Wie verhält es sich denn
un mit dieser Freiheit, welche die San Marinesen,
ie wir sahen, das einzige theure Erbtheil ihrer
äter nennen?

Die deutschen Republikaner des Jahres 1848 haben
n Susquehanna wie an der Aar und anderwärts, wo
e ihre Fieberträume verwirklicht zu finden glaubten,
h bitter enttäuscht gesehen. Einen schrofferen Gegen-
tz zwischen dem was sie Republik nannten und dem
sunden Leben eines wirklich bestehenden Freistaats
itten sie wol nirgends angetroffen, als in San Ma-
no. Betrachten wir in flüchtigen Umrissen das Bild
r Verfassung.

Die eigentliche Volksgemeinde, zusammengesetzt aus
len Familienvätern, der „Aringo", hat, seit dem
nde des 14. Jahrhunderts, wie einst in Venedig,
ı bestehen aufgehört. Nur der Name ist auf die

Volksmenge übergegangen, die zum festlichen Amtsantritt der neuen Regenten freiwillig zusammenströmt, ohngefähr wie im kaiserlichen Rom die Festspiele Comitien hießen, mit denen der Beginn eines neuen Jahrzehnts der Regierung eines Kaisers gefeiert ward.

Landesherr (Principe) heißt dagegen eine völlig oligarchisch zusammengesetzte Versammlung von 60 Mitgliedern, der Gran consiglio generale, welche der ebenso benannten Körperschaft im republikanischen Venedig der Bedeutung nach völlig entspricht. Wurden ursprünglich die Mitglieder frei gewählt, so ist der große Rath seit 1652, wie in Venedig seit 1296, geschlossen. Fähig in denselben aufgenommen zu werden, sind also nur Mitglieder derjenigen Familien, die ihm schon damals angehörten. Entstandene Lücken werden nicht durch Volkswahl, sondern durch Cooptation ergänzt: die übrigbleibenden Mitglieder bestimmen, wer statt des Ausgeschiedenen eintreten soll. Doch sind sie auch dabei an eine bestimmte Regel gebunden. Der große Rath zerfällt in 3 Abtheilungen, deren jede zwanzig Häupter zählt. Wie klein auch die Zahl der Adligen (Patrizier) ist, so werden sie doch durch ebensoviel Mitglieder vertreten, als die übrigen „Bürger“ der Stadt und Vorstadt, die cittadini. Endlich entsendet die noch bei Weitem

ere Anzahl der ländlichen Grundbesitzer
sidenti di campagna) die letzten Zwanzig.
Den venetianischen Pregadi zu vergleichen ist der
e Rath aus 12 Mitgliedern (consiglietto), den
große Rath aus seiner Mitte und in gleichem
hältniß alljährlich neu ernennt und der den beiden
genten" in Besorgung der laufenden Geschäfte ra-
d und beschließend zur Seite steht.
Die Wahl der Capitani reggenti erinnert,
t auch in viel einfacheren Formen, an den com-
rten Mechanismus der venetianischen Dogenwahl.
Gran consiglio bestimmt zuerst durch das Loos
f Wähler. Jeder von diesen bezeichnet einen Can-
ten, jedoch in der Art, daß sechs der Stadt und
dem Lande angehören. Unter diesen werden je
und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und
paarweise (je ein terriere und ein contadino) auf
Zettel geschrieben. Die Zettel werden in hohle
eln eingeschlossen und dann in feierlicher Proces-
zur Hauptkirche getragen. In der überfüllten
he intonirt die Geistlichkeit das „veni creator Spi-
s" und alsdann zieht ein Kind mit verbundenen
en eine der drei Kugeln aus der silbernen Urne.
ort werden unter lautem Tusch die Namen, welche
Zettel enthält, verkündigt, und ein hundertstim-

miges evviva! trägt sie in kurzer Frist bis an die Enden der Republik.

Wenige Wochen darauf (am 1. April und 1. October) treten die Erwählten ihr sechsmonatliches Amt an und zu den Feierlichkeiten dieser Function gehörte bis noch vor wenig Jahren eine lateinische Anrede des Schulmeisters. Das Costüm des Regenten bildet ein alterthümliches Staatskleid. Nicht ohne das Gefolge zweier Livréebedienten dürfen sie über die Straße gehn, bei der Messe hat der Priester das Rauchfaß vor ihnen zu schwingen und im Theater (denn auch an einem solchen — und zwar von 49 Logen — fehlt es San Marino nicht) ist die große Mittelloge ihnen vorbehalten.

Die Rechtspflege erfordert in dem Freistaat zum Glück geringen Aufwand an Kräften. Die Zahl von 7 oder 8 Processen im Jahr wird selten oder nie überschritten. Daneben kommen zwei oder drei Strafkenntnisse, meist wegen leichterer Vergehen vor. Ich selbst traf einst im Kerkerthurm der Rocca einen Strafgefangenen, zu dem man sich so wenig etwas Arges versah, daß man ihm allein die Bewachung seiner selbst anvertraut hatte. Das Wenige, was in San Marino an juristischer Arbeit zu thun ist, wird auf je drei Jahre einem auswärtigen Commissario übertragen, der Doctor juris sein muß und seine Entscheidungen,

außer auf das einheimische Statut, auf römisches, nicht aber auf canonisches Recht zu gründen hat.

Gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zur Seite die beiden Generalsecretäre (di stato und degli affari esteri) und der segretario di finanze. Eine Art diplomatische Vertretung der Republik besteht in Rom und in Florenz, außerdem hat sie Handelsagenten an verschiedenen Orten. — Die politische Bedeutung, welche nach Addison's Vorgang die meisten Schriftsteller dem Arzte beilegen, ist einfach eine Fabel. Ein Arzt und ein Chirurg in der Stadt und ein in beiden Zweigen der Medicin erfahrener Wundarzt in Borgo werden allerdings aus Staatsmitteln besoldet, um den Aermeren unentgeltlich Hülfe zu leisten; ihre Amtsthätigkeit bleibt aber allein auf ihren speciellen Beruf beschränkt.

In die Miliz eingeschrieben ist etwa die Hälfte aller Waffenfähigen. Sie zerfallen in neun Compagnien von je 140 Mann und stehen unter einem Commandante generale. Waffen und Uniform für sie bleiben aber außer der Zeit der jährlichen Uebungen oder wirklichen Dienstes in dem Quartiere delle milizie verwahrt. Dauernd unter den Waffen stehen dagegen die beiden Wachen (des Consiglio principe und des Castells) von 24 Mann, die zum Unterschied der Milizen Löhnung erhalten und denen ein beson-

derer Commandant vorgeordnet ist. Den Polizeidienst endlich verrichten ein Paar toscanische Carabinieri.

Diese geringe Waffenmacht hat nicht weniger als fünfundsiebenzig Offiziere, deren Dienst jedoch natürlich größtentheils nur nominell ist. Unter dem Adel des Kirchenstaats und Toscana's ist es Sitte, sich in San Marino um ein Officierspatent zu bewerben und so stehen auf der Stammrolle der Republik viele der erlauchtesten Namen von Italien und selbst zwei Mitglieder des Hauses Napoleon — die ältesten Söhne des Prinzen von Canino — tragen die blau und weiße Uniform.

Für den Unterricht ist vorzüglich gut gesorgt. Außer zwei Knaben- und zwei Mädchenschulen, deren eine mit dem Clarissenkloster verbunden ist, bietet das von der Familie Belluzzi gestiftete „Collegio“, namentlich in seiner neuen Einrichtung in den verschiedensten Zweigen des Wissens — selbst Theologie und Jurisprudenz mit inbegriffen — Belehrung. — Der Palazzo del Governo, in dem der große Rath seine Sitzungen hält, umfaßt außer dem Archive eine nicht unbedeutende Bibliothek, welcher erst neuerdings Kaiser Napoleon eine beträchtliche Anzahl angemessener Werke geschenkt hat. — Die Errichtung einer Druckerei hat aber die Regierung in verständiger Rücksicht auf die Verhältnisse nie erlaubt. Eine Censur würde sich

mit den Einrichtungen des Freistaates nicht vertragen. Ohne dieselbe wäre der Mißbrauch einer solchen Presse zur Verbreitung aufregender Schriften in den benachbarten Landschaften, namentlich des Kirchenstaates, unvermeidlich.

Wie gering auch die öffentlichen Lasten und Abgaben sind — sie betragen auf den Kopf etwa ein Sechstheil von Dem, was im Päpstlichen zu leisten ist — so hat doch die Republik nicht allein keine Staatsschuld, sondern eine Summe, die nach Verhältniß erheblich genannt werden muß, wird alljährlich für Nothfälle oder außerordentliche Ausgaben zurückgelegt. Der kostspielige Neubau der Hauptkirche wurde schon erwähnt; ebenso die Herstellung einer Fahrstraße bis zur Stadt. Seitdem ist auch das Regierungsgebäude neu aufgeführt.

Vergleichen wir mit diesem ruhigen und wohlgeordneten, wenn auch noch so bescheidenen Gemeinwesen die durch und durch faulen Zustände der angränzenden Provinzen, um nicht zu sagen, des größten Theils von Italien, jenes allgemeine, um jeden Preis nur Wechsel verlangende Mißbehagen, jene mißtrauische Machtlosigkeit der Regierung, jenen verbrecherischen Hang der Bevölkerung zu Angriffen auf Leben und

Eigenthum, jene gänzliche Zerrüttung des Staatshaushaltes, so werden wir es nicht unbegründet finden, wenn der Bürger von San Marino mit den Worten Dante's *) freudig auf seine Felsenheimath zeigt:

„So ruhig ist, so freundlich und so helle
Der Bürger Leben, so die falschheitfreie
Mitbürgerschaft, so liebenswerth die Stelle."

Auf ein selbstständiges Fürstenthum von einer Quadratmeile**) würden wir kaum ohne einiges Lächeln blicken können; ein Freistaat, der in so engen Gränzen durch länger als ein Jahrtausend seinen Bestand zu wahren wußte, verdient unsere vollste Achtung. Sein Bestehen ist selbst ein Beweis von dem festen Rechtsbewußtsein, das stets in ihm geherrscht hat. Weit mehr als den Monarchien ist den Republiken das Festhalten an der angestammten Rechtsordnung die Lebens-

*) A così riposato, a così bello
Viver di cittadini, a così fida
Cittadinanza, a così dolce ostello.

**) Das Fürstenthum Lichtenstein hat deren fast drei, obwohl nur ohngefähr eben so viel Einwohner als San Marino. Zu der Hofhaltung des Fürsten, als eines der reichsten Magnaten im österreichischen Kaiserstaate, liefert natürlich das von Ueberschwemmungen und Bergstürzen schwer heimgesuchte Ländchen keinerlei Beitrag.

luft, ohne welche sie keinen Bestand haben. Wie große Störungen auch in einer Monarchie jene Rechtsordnung erleidet, so bleibt doch die Person des Fürsten, als der Mittelpunkt zurück, um den der Organismus sich wieder zusammenfügen kann, während im Freistaat der Umsturz der Verfassung alle Gliederung auflöst und eben deshalb überall gleichmäßig nach Bürgerkriegen entweder zur Willkührherrschaft eines Einzelnen, oder zur Unterwerfung unter fremde Botmäßigkeit führt. Wie Venedig, so verdankt auch San Marino seinen tausendjährigen Bestand dem Festhalten an der alten Aristokratie, während Florenz und Genua gleich so vielen anderen Republiken seit dem Siege der Demokratie mit unaufhaltsamen Schritten dem Untergange entgegeneilten. In Venedig aber waren die alten Formen, als Werkzeuge eines Willkührregiments, verknöchert und kraftlos geworden. In San Marino bestehen sie in naturwüchsiger Frische fort. Nehmen wir dazu den Seegen einer musterhaften Sittenstrenge, als deren treue Hüterin die Bescheidenheit der Vermögensverhältnisse, auch der Wohlhabendsten im Lande, gelten kann, gegenüber der venetianischen Ueppigkeit und dem verderblichen Proconsulwesen in den auswärtigen Besitzungen, und wir dürfen vielleicht hoffen, daß von den Thürmen von San Marino die drei Federn noch flattern werden, wenn so

manche andere republikanische Fahne, das Sternenbanner nicht ausgenommen, sich vor einer Fürstenkrone gesenkt hat.

Daß San Marino berühmte Männer nicht eben zahlreich aufzuweisen hat, bedarf kaum der Erwähnung. Außer Giovan Battista Belluzzi (um die Mitte des 16. Jahrhunderts), den Vasari zu den ausgezeichneten Kriegsbaumeistern zählt, hebe ich hervor, daß im 15. Jahrhundert zwei Erklärer von Dante's göttlicher Komödie dem Gebiete der Republik angehörten.

Der Eine ist Johann Bertoldi aus Serravalle (das jedoch, wie oben berichtet ward, erst später an San Marino fiel), der nach seiner Heimkehr von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem das Bisthum Fermo und später das von Fano erhielt. Auf dem Concilium zu Constanz, das auch er besuchte, gingen ihn der Cardinal Saluzzo, Robert Hallam, der bekannte Bischof von Salisbury und noch ein anderer englischer Bischof an, ihnen das unsterbliche Gedicht auszudeuten. Die wortgetreue lateinische Uebersetzung mit ausführlichen Erläuterungen wurde in weniger als einem Jahr (1416) beendet, und nachdem das in San Marino verwahrte Original durch die Schuld Melchior Delfico's,

es Geschichtsschreibers des Freistaats, verloren ist, esitzen wir nur noch im Vatican eine Abschrift. Einer er Nachfolger Bertoldi's auf dem Bischofsitze von ƒano war der Franciscaner Giov. Enrico de' Tonsi. Das einzige Exemplar seiner Arbeit über die göttliche Komödie wurde von Delfico dem obenerwähnten Franciscaner-Kloster entliehen und gleichfalls nicht wiedergegeben.

In einer näheren Beziehung zu unserer nordischen Heimath steht ein anderer San Marinese: Valerio Maccioni, Titularbischof von Marocco und päpstlicher Vicar. Es war die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, wo im Norden von Europa unter den Fürsten und Gelehrten zahlreiche Beispiele einer unerwarteten Reaction zu Gunsten des Katholicismus eintraten. Auch Herzog Johann Friedrich von Braunschweig bekannte sich im Jahre 1651 in Assisi öffentlich zum Glauben der römischen Kirche. Vergebens hatten seine in Hannover und Celle regierenden Brüder ihn abgemahnt. Die synkretistischen Theologen von Helmstädt, die an ihn gesandt wurden, waren nicht geeignet, ihn bei dem Bekenntnisse seines Hauses zu erhalten und traten später zum Theil selbst über. Die langen Zwistigkeiten, in wie weit dem Convertiten in seiner Heimath Religionsübung zu gestatten sei, fanden durch den Tod Christian Ludwig's ein

schnelles Ende. Johann Friedrich übernahm im September 1665 die Regierung, die Schloßkirche zu Hannover wurde dem katholischen Cultus eingeräumt und weniger als zwei Jahre darauf erschien Maccioni als Stellvertreter Clemens IX. in der Hauptstadt an der Leine. Das folgende Jahr (1668) brachte ein Capucinerhospiz, dem unter Anderen Pater Denis, Leibnitzens Freund, angehörte. Die römische Kirche fing an, für den deutschen, ja für den scandinavischen Norden die kühnsten Hoffnungen zu hegen. Das Gebiet, über das Maccioni's Thätigkeit sich erstrecken sollte, wurde immer weiter ausgedehnt und umfaßte zuletzt fast den ganzen Norden von Deutschland bis hinauf nach Schleswig. Maccioni ist ein unermüdet eifriger Arbeiter im Dienste seiner Kirche gewesen. Zum Belege kann ein sehr interessanter Bericht von ihm erwähnt werden, den er dem Papst über eine im Jahr 1671 in tiefstem Geheimniß ausgeführte Visitation der katholischen Kirchen von Halberstadt erstattete und der erst vor Kurzem veröffentlicht ist. Merkwürdig ist es aber und für Maccioni besonders ehrenvoll, daß er ungeachtet dieser Mission, die der großen Mehrzahl der Bevölkerung gewiß nicht willkommen war, in Hannover die allgemeinste Achtung genoß und wie ein älterer deutscher Schriftsteller meldet, bei seinem Tode (1676) „von manchen Einwohnern wegen seines

immanen Charakters betrauert ward.“ Sein Grab in der Schloßkirche von Hannover schmückt eine ehrende Inschrift.

Ist die Zahl der eingeborenen Bürger von San Marino nicht groß, die sich weit über die Gränzen ihres Vaterlandes hinaus Berühmtheit erworben hätten, so sind unter seinen Adoptivkindern allbekannte Namen um so zahlreicher. Die Verleihung des Bürgerrechts der Republik ist als eine freundliche Anerkennung seit Jahrhunderten gebräuchlich und nicht nur unter den Italienern ist ein solcher Brief Gegenstand lebhafter Bewerbung. Im Staatsdienst, oder in Wissenschaft und Kunst hochgestellte Männer in Deutschland, Frankreich und England gehören in solcher Weise dem Freistaat auf dem titanischen Gebirge an, und von Canova wird berichtet, daß er, obwohl überschüttet mit Orden von Kaisern und Königen, angelegentlich nach jenem Bürgerrecht verlangt habe und hocherfreut gewesen sei, als er es wirklich erhielt.

Der Sohn der kleinen Republik kann in der Fremde Unrecht und Uebermuth nicht hinter Lord Palmerston's berüchtigtes civis Romanus sum verschanzen. Wer aber im Rückblicke auf die Geschichte so mancher Jahrhunderte keine Makel einer ehrlosen That, wohl aber in jeder Generation warme Vaterlandsliebe und reine Sittenstrenge findet, der darf

sich des Bandes, das ihn mit jenem Freistaate verbindet, freuen und eine Ehre darin finden, daß auch er von sich sagen könne, er sei

ein Bürger von San Marino.

Ravenna.

(1857.)

„... Quique gravi remo, limosis segniter undis,
Lenta paludosae proscindunt stagna Ravennae."
Sil. It. VIII. 602.

Oftmals, wenn ich auf dem römischen Forum stehend den Ausgrabungen zusah und der Spaten des Arbeiters den mannshohen Schutt durchstach, den anderthalb Jahrtausende über dem Boden des alten Rom aufgehäuft haben, erschienen mir diese Streifen verschieden gefärbter Erde wie die Jahresringe, an denen wir das Alter eines Baumes erkennen, wenn die Säge ihn mitten durchschnitten hat.

Das Wachsthum des Baumes hat keine Geschichte. Ein Jahresring gleicht dem andern. In jene Staubatome aber, die ein Jahrhundert nach dem andern über dem Basaltpflaster der via sacra abgelagert, hat sich die Geschichte eingesenkt mit ihren Strömen von Blut, ihren Feuersbrünsten, ihren Scenen barbarischer Zerstörungslust.

Kaum einen Fuß tief unter der Erde zieht sich, wie im Bergwerke ein Gang, eine breite Schicht von Asche und Kohlen hin: das sind die Spuren, die Robert Guiscard zurückließ, als er nach Rom kam, um Gregor VII. gegen Heinrich IV. zu schützen. Tiefer

bringt der Spaten ein, er durchsticht sechs Jahrhunderte und eine dunkle Schicht giebt Zeugniß von der Plünderung des Vandalen Geiserich. Noch ein Paar Spatenstiche und nur schmale Streifen grauen Staubes wechseln mit neuen Kohlenlagen. Mit diesem schwarzen Strich hat Alarich sich in das Gedenkbuch Rom's eingeschrieben. Nun aber folgt die dichteste Lagerung von Asche und Kohlen. Das ist der Brand, den Nero angefacht hatte, um, das Flammenmeer von hohem Thurme überschauend, sich das Lied von Troja's Zerstörung vorzusingen. Wir sind angelangt auf dem alten Pflaster; reißen wir es auf, durchstechen wir einige Zoll republikanische Erde, welche die Zeiten Sulla's und der Gracchen mit Blut getränkt haben, und wir treffen auf die letzte Kohlenschicht, das Zeugniß des gallischen Brandes.

Wenn sie reden könnten, diese Theilchen von Staub und Asche, wenn das kleinste, dem Auge kaum wahrnehmbare, uns zu erzählen vermöchte, wie viel Thränen es fließen machte, bevor es zu den übrigen auf den stillen Boden sich zur Ruhe legte; wenn wir die Zauberformel besäßen, diese Atome wieder so an einander zu reihen, als sie es in den Bauten, Bildwerken und Geräthen waren, deren Zusammensturz diesen Schutt gebildet! Wenn sie Jahrhundert nach Jahrhundert sich wieder vor uns aufbauten jene Denk-

le, in welche jede Zeit ihre eigene Signatur ge-
t hat!

Wohl sind das eitele Wünsche, und dennoch giebt begünstigte Oasen, welchen die Geschichte in Denk-l nach Denkmal ihren jedesmaligen Stempel auf-rückt hat, während die Fluthen der Zerstörung: and und Plünderung, vergleichungsweise unschäd-an ihnen vorübergezogen sind.

Von einer solchen bevorzugten Stelle, wo eine oche der Weltgeschichte nach der andern sich in un-stellten Zügen uns versinnlicht, wünsche ich Sie zu erhalten. Sie heißt Ravenna.

In der berühmtesten Episode von Dante's gött-ier Komödie bezeichnet Francesca von Rimini Ra-nna, ihre Heimath, mit den Worten:

Am Meer-Gestade liegt das Stücklein Erde,
Das mich gebar, wohin der Po hinabrinnt,
Daß mit dem Flußgefolg' ihm Frieden werde.

Es würde schwer sein, auch in ungebundener Rede, Lage von Ravenna schärfer zu bezeichnen. Auf e Strecke vieler Tagereisen waren aus dem weiten cken der Lombardei zahlreiche Flüsse dem Po zu-ilt. Alle hatte er sie in sich aufgenommen, um t immer stolzeren Wellen der Adria zuzufließen. Da es, kaum fünfzehn Meilen von der Mündung, mit

einem Mal, als ob alle die Flüsse von Norden und Süden her die Sucht der Unabhängigkeit befallen hätte. Plötzlich verlassen Etsch, Brenta und Piave, die von den Alpen her dem Po zuströmten, ihre Richtung, um sich, westwärts gewandt, geradesweges ins Meer zu ergießen. Ebenso thun es auf der Südseite die Apenninenflüsse Reno, Santerno, Lamone und Ronco. Es ist, als wollten sie sämmtlich ein Wettrennen halten mit dem Po, der, schwer von Wasserfülle und altersmüde, den Frieden willkommen heißt, den das Meer ihnen bietet, in das sie auf eine Strecke von kaum mehr als einer Tagereise sich sämmtlich ergießen. Gleich dem Nile bildet aber der Po ein breites Delta und führt in zahlreichen Armen seine Fluthen der See zu. Wo nun der südlichste Po-Arm (Po di Primaro) sich mit dem nordwestlichsten jener Apenninenflüsse an der Mündung begegnet, da liegt Ravenna.

In einer Zeit, von welcher die Geschichte nur dämmernde Kunde erhalten, lange bevor der Name Rom's genannt wurde, war hier ein fester Meeresstrand. Blühende Städte seefahrender Tyrrhener und Umbrer wanden in weiten Bogen einen Kranz um das Ufer: Hadria, von dem dies Meer seinen Namen erhielt, Spina, Altinum und gen Norden Aquileja, gen Süden aber Ravenna. Jahrtausende lang hat an diesem

5trande der Po und sein Flußgefolge, Schlamm und 5and anhäufend, mit den Fluthwellen des Meeres ekämpft. Weiter und weiter ist das Land gegen das Reer hin vorgerückt. Gleichzeitig aber ist der Lauf er Flüsse an ihrer Mündung gehemmt worden. agunen gesalzenen oder brakigen Wassers und weite 5umpfstrecken ziehen sich auf drei oder vier Tage- eisen des Küstensaumes, fieberbringend, bis tief in as Land hinein und entvölkern einen großen Theil er östlichen Po-Niederung. Jene alten Hafenstädte nd untergegangen und ihre geringen Spuren finden ch meilenweit vom Ufer zwischen Schilf und Moor erstreut.

Die einzige, die, wenn auch tief gesunken, sich im- ıer noch als ein namhafter Ort erhalten hat, ist Ra- enna. Eine andere freilich, Venedig, ist mitten aus er Lagune neu entstanden; doch sind auch seine bes- :ren Tage längst vorüber.

Noch heute gilt Ravenna, wenn gleich rings von 5ümpfen umgeben, als vergleichungsweise gesund. Die Volksmeinung schreibt diesen Vorzug dem herr- chen Pinienwalde zu, der bis zu einer Stunde breit ch in einer Länge von mehr als sechs deutschen Mei- :n auf früherem Meeresboden das Ufer entlang zieht. · Der schöne Baum mit dem breiten sammetgrünen 5chirm dichtgedrängter Nadeln, dessen malerische Grup-

pen den nordischen Wanderer jenseits der Alpen so vorzugsweise anzusprechen pflegen, bildet hier für sich allein einen der größten Wälder in Italien. Statt der Einförmigkeit eines schwebenden Baldachin's, die man sonst an ihm gewohnt ist, entwickelt er hier in so viel hundert uralter und kräftiger Exemplare die mannigfachsten, oft wunderbar verschränkten und knorrigen Gestalten.

Unter dem Dache der Pinien aber, auf dem feuchtem, fruchtbaren Boden hin, wuchert ein üppiger Wachsthum von niederen Gesträuchen und Schlingpflanzen in buntester Fülle. Schon ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zählte fast dreihundert Pflanzenarten in dieser Pineta. Dazwischen singt und summt und zwitschert es von unzähligen Vögeln und anderm fliegendem Gethier; oben durch die Pinienzweige aber flüstert ohn' Unterlaß der Windeshauch vom nahen Meere.

Wo Dante auf seiner dichterischen Wanderung den Garten Eden zu schildern unternimmt, da weiß er ihm kein besseres Gleichniß als diesen Pinienwald, den er nach Chiassi, dem alten Hafen von Ravenna, benennt:

Von einem Luftzug, einem steten, linden,
Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht schärfer, als von leisen Frühlingswinden.

Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.
Doch nicht so heftig wühlt' er in den Zweigen,
Daß es die Vöglein hindert', im Gesang
Aus grünen Höhn all' ihre Kunst zu zeigen;
Nein, wie der Lüfte Hauch in's Dickicht drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen,
Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang,
Wie Zweig' um Zweige flüsternd sich bewegen
Im hohen Pinienwald an Chiassi's Strand,
Wenn frei sich des Scirocco Schwingen regen.*)

*) Schon ein Breve Papst Sixtus V. sagt von der Pineta, gewähre einem großen Theil der Bewohner von Ravenna und r Umgegend den Unterhalt. Man hat später wohl sogar Be- werde darüber geführt, daß der leichte Erwerb, zu dem sie Ge- ;enheit biete, der Faulheit Vorschub thue und müßiges Gesindel s weitem Umkreise herbeiziehe. Das Eigenthum stand bis auf nere Zeiten mehreren Kirchen und Klöstern zu, nach denen noch zt, wo der ganze Wald dem Staate gehört, die einzelnen Ab- eilungen benannt werden. Ausgedehnte Nutzungsrechte haben er nach uraltem Brauche, den man auf Theodorich zurückführen ll, die Bürger. Die Aermeren dürfen Raff- und Leseholz sam- eln, wobei des vielen Forstfrevels unerachtet, viel Nachsicht ge- t wird. Die Viehhalter sind zur Hutung befugt. In der einen ilfte des Waldes, die gegen Wind und Wetter genügenden Schutz :tet, bleibt das Vieh auch über Winter und verwildert fast. In : andere Hälfte wird es nur über Sommer getrieben. Am ,chtigsten aber ist der Ertrag an Früchten (Pinocchi). Der ipfen nämlich, der drei bis vier Jahre gebraucht, um reif zu :rden, birgt, gleich dem der Arve, unter seinen harten und dicht

Schon zu August's Zeiten muß dieser Wald bestanden haben; denn gewiß nur um seinetwillen legte der Kaiser hier eine Schiffswerfte und eine der beiden

---

mit Harz verklebten Schuppenschildern kleine längliche Nüsse, in denen sich ein sehr wohlschmeckender, balsamischer Kern befindet. Er gilt als Leckerbissen und wird als Zuthat zu mancherlei Conditorwaare, selbst zu Fleischspeisen, verwandt. Sehr beliebt war besonders früher der Pinocchiato, eine süße, ganz aus Pinien-nüssen bestehende Speise. Unreif werden auch die ganzen Zapfen in Zucker eingemacht. Zu der Aerndte, die im October beginnt und bis nach Neujahr dauert, kommen die Arbeiter großentheils aus der Umgegend. Die schlanken, astlosen Stämme hinanzuklettern und mit langer Hakenstange (ancino) die Frucht herabzuwerfen, sind meist nur die Apenninenbewohner geschickt. Eine zweite Classe von Arbeitern, die Manganelli, lesen die Zapfen auf und führen sie mit Maulthieren oder zu Kahn nach den großen, der Sonne und dem Winde ausgesetzten Tennen (aje). Nachdem die Zapfen spröder geworden sind, schlagen die scapujatori jedem einzelnen mit einem Hammer den Boden ein. Es bedarf wieder einiger Monate bis in Folge des Eintrocknens die Schuppen sich von einander thun. Das Hin- und Wiederharken der Früchte und das Schlagen derselben mit eisernen Harken, damit die Nüsse herausfallen, ist eine Arbeit der Mädchen (Gravellantine). Bis die Nüsse eingesammelt sind, müssen Kinder (Cornacchini) sie vor den Krähen wahren. Wiederholtes Sieben und Würfeln beendet die Aerndte, die jährlich etwa 9000 Berliner Scheffel ergiebt. Zum wirklichen Verbrauche bedarf es aber noch des Aufschlagens, welches ärmere Frauen zu besorgen pflegen. Die leeren Zapfen (sgobbole) geben ein treffliches Brennmaterial.

großen Seestationen für Italien an. Der lateinische Name für eine Kriegsflotte, Classis, ist dem ebenerwähnten Chiassi jetzt noch geblieben.

Ein Schriftsteller jener Zeit schildert uns das sumpfige Küstenland von Ravenna als dichtbewaldet und von Dämmen, Flußarmen und Gräben durchschnitten, in welche zur Fluthzeit das Meer bis weit hinauf eindringe, um dann während der Ebbe wieder zurückzuströmen. So gesund, so gliederstärkend sei die Luft, berichtet er weiter, daß die Gladiatoren nach Ravenna zu gehen pflegten, um hier von namhaften Lehrern in Fechterkünsten unterwiesen zu werden.*)

Es wird überflüssig sein, daran zu erinnern, wie diese Nachricht, verbunden mit ein Paar anderen vereinzelten Notizen, zuerst einen unserer berühmten Alterthumsforscher auf eine scharfsinnige Vermuthung über das Schicksal des Knaben geführt hat, den Hermann der Cherusker hinterließ, dann aber Anlaß geworden ist, daß ein gefeiertes Drama und demnächst eine der seltsamsten literarischen Fehden entstand.

Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte, an der Gränze

*) Mancherlei Uebelstände eines sumpfigen Landes werden auch im Alterthum nicht gefehlt haben. Martial erwähnt den Höllenlärm, den die Ravennatischen Frösche machten. Gegenwärtig sind die Mücken, die ich nirgend in Italien so zahllos und so blutdürstig gefunden habe, eine wahre Landplage.

des vierten und fünften, gewinnt uns Ravenna eine unerwartete, neue Bedeutung. Das weltbeherrschende Rom war von dem Höhepunkt seiner alten Größe bereits tief herniedergestiegen. Fast seit hundert Jahren war der Schwerpunkt des Reiches in den Osten, an die Ufer des Bosporus, verlegt. Das westliche Kaiserthum schien im Gefühle seines Unwerthes die alte Hauptstadt der Welt zu meiden und herbergte unstät bald in Mailand, bald in Trier, bald an einem andern untergeordneten Orte. Die große Völkerströmung drängte von Nordosten her immer mächtiger auf das römische Reich ein, das viel zu verweichlicht war, um sich aus eigner Kraft der Feinde zu erwehren. In immer wachsendem Verhältniß wurden barbarische Söldner in das römische Heer aufgenommen, ganze Landschaften räumten die Kaiser germanischen Stämmen zu friedlicher Ansiedelung ein, aber ohne Unterlaß drängten neue Völker nach und schoben die vorausgezogenen weiter gegen den Balkan und die Alpen.

Die gänzliche Umwandlung, die das Christenthum verheißt, vollendet sich in dem einzelnen wirklich Wiedergeborenen nicht nur in dem engen Raum eines Menschenlebens, sondern in viel kürzerer Zeit. Der hochmüthige, selbstgerechte Saulus ward zu Damaskus in dreien Tagen leiblicher Blindheit des Herrn auserwähltes Rüstzeug. Was aber von dem Einzelnen

gilt, scheint nach der göttlichen Weltordnung nicht in gleicher Weise auf die Völker Anwendung zu finden. Wo wir ein ganzes Volk das Christenthum annehmen sehen, da pflegen Menschenalter, vielleicht Jahrhunderte zu vergehen, ehe der Glaube wirklich hindurchdringt, um für dies Volk ein segnend belebendes, umwandelndes Princip zu werden. Bis dahin aber werden wir, auffallend genug, nicht etwa eine allmälige Hinneigung zum Bessern gewahr, sondern es tritt umgekehrt eine Zeit sittlicher Haltlosigkeit ein, in welcher diese Namenchristen entarteter sind, als früher die Heiden. Der neue Sauerteig hat sie noch nicht ergriffen, die, wenn auch noch so geringe, Fessel aber, die der alte Wahnglaube ihnen auferlegte, ist gesprengt.

So waren es denn nicht immer die Schlimmsten ihrer Zeit, die dem Treiben der sich christlich nennenden Römer des vierten und fünften Jahrhunderts den Spiegel heidnischer Sittenreinheit entgegenhielten, wie sie namentlich bei den sogenannten Barbaren zu finden war. „Was die Römer durch Unzucht besudelt haben“, sagt ein kirchlicher Schriftsteller jener Zeit, „reinigen die Barbaren wieder durch ihre Keuschheit. Wir lieben die Schamlosigkeit; die Barbaren verabscheuen sie. Wir fliehen die Reinheit; sie bleiben ihr treu.“

Nach den traurigen Zeiten der Söhne Constantin's hatte das römische Reich sich unter Theodos dem Großen, der die beiden Hälften wieder verband, noch einmal aufgerafft. Sein Feldherrntalent, seine weise Regierung ließen während kurzer sechzehn Jahre die besseren Tage Rom's wieder aufleben. Nach seinem Tode zerfiel das Reich auf's neue, um nie wieder vereint zu werden, in die zwei Hälften. Die westliche fiel dem elfjährigen Knaben Honorius zu, der, obwohl ein Schüler des heiligen Ambrosius, während seiner fast dreißigjährigen Regierung ein solches Uebermaaß von Lug und Trug, Feigheit und Bosheit entwickelt hat, daß er keinem der verrufensten Kaiser heidnischer Zeit in diesen Lastern nachsteht.

Den Männern dieser Zeit, mit wenigen Ausnahmen, fehlte gleich dem Honorius Alles, was den männlichen Charakter ausmacht. Dagegen thun die Frauen sich durch Kühnheit und Herrschsucht, einige auch durch Frömmigkeit, wenigstens durch Eifer in Andachtsübungen und in Werken hervor, die christliche Gesinnung bethätigen sollen. Leider ist jene Kühnheit meist, in einzelnen Fällen sogar diese äußerliche Frömmigkeit mit arger Unkeuschheit verbunden. Die Frauen dieser Zeit halten die Zügel der Ereignisse in den Händen, sie rufen, um einer Aufwallung der Leiden-

schaft zu fröhnen, gleichgültig Stürme hervor, in denen ein ganzer Welttheil umgestürzt wird.

Diese Zeit nun, die Zeit des Honorius, seiner Schwester Galla Placidia und des Sohnes derselben, Valentinian III., ist es, die in Ravenna die bedeutendsten monumentalen Erinnerungen zurückgelassen hat.

Schon hatte man vielfach erfahren, daß Wall und Mauer gegen die Angriffe germanischer Stämme keinen ausreichenden Schutz gewährten. Der römische Aar, statt von dem Odem des Christenthums neue Kraft zu kriegen und aufzufliegen gegen seine Feinde, versteckte sich furchtsam in Schilf und Rohr.

Die große Völkerstraße jener Zeit überschritt, wie auch heutzutage, den Po mehr westlich und mied das vielfach verzweigte Flußnetz der Küstengegend. Durch die weiten Niederungen von Sumpf und Lagune führten nur schmale, leicht zu vertheidigende, den Meisten nicht einmal bekannte Pfade. Selbst vom Meere her drohte nur wenig Gefahr; denn auf mehr als eine deutsche Meile vom Ufer entfernt, ist das Wasser so seicht, daß, abgesehn von kleinen Fischernachen, der Zugang den Schiffen nur innerhalb der schmalen Canäle zugänglich ist, deren Lauf allein den Lootsen bekannt ist.

So ist die Lage von Ravenna und hierher flüch-

teten sich auf länger als ein halbes Jahrhundert scheu und furchtsam die Herren einer halben Welt vor den ungeordneten, fast waffenlosen Schaaren, die von den Alpen niedersteigend Italien überschwemmten. Hinter dieser natürlichen Schutzmauer entfaltete das Kaiserhaus aber, während Italien in Flammen stand, allen, namentlich auch den kirchlichen, Luxus eines byzantinischen Hofes.

Dreimal in kurzen Zwischenräumen fielen die Gothen von ihren Wohnsitzen an der Donau her in Italien ein. Stilicho, der römische Feldherr, zwar selbst ein Vandale, aber dennoch mit Serena, der Adoptivschwester des Kaiser Honorius, vermählt und durch seine beiden Töchter dessen Schwiegervater, bewog einmal durch den Sieg von Pollentia ihren Heerführer mitten aus Italien nach Epirus zurückzukehren. Als dann die Barbaren unter Rhadagais in buntem Völkergemenge, fast eine halbe Million, ein zweites Mal wiederkehrten, rieb Stilicho durch klugberechnete Operationen unweit Florenz den ganzen Knäuel mit einem Schlage auf.

Inzwischen brach im römischen Heere Zwietracht aus zwischen den Italienern und den barbarischen Söldnern, die in Stilicho ihren Schutzherrn erkannten. Honorius erklärte sich für die Italiener, in deren Standquartier zu Pavia er selber eintraf. Die besten von

licho's Vertrauten und Unterfeldherren wurden in
em Aufstand erschlagen. Gegen ihn selbst brach in
nem Feldlager zu Bologna Rebellion aus. Nur
t genauer Noth entkam er auf nächtlicher Flucht
ch Ravenna. Auch hier von seinen Feinden umstellt,
hte er Schutz am Altar einer Kirche. Die ger-
mischen Söldner eilten, ihm zu helfen, herbei. Im
rtrauen auf das ihm eidlich gegebene Versprechen,
rließ er unbegleitet die Kirche und wurde von den
instlingen des Kaisers sofort ergriffen. Obwohl von
eburt ein Barbar, starb er wie ein Römer besserer
iten, indem er die deutschen Kriegsknechte, die ihn
freien wollten, zurückwies und sein Genick selbst dem
chwerdte darbot.

Unbesonnene Gewaltthätigkeiten des Kaisers gegen
: in Italien zurückgebliebenen Gothen gaben Alarich
n Vorwand zu einem neuen Zuge über die Alpen.
hne den Kaiser und seinen Hof einer Belagerung in
avenna werth zu halten, zog er längs des adriati-
hen Meeres, überschritt die Apenninen und verbreitete
rch sein plötzliches Erscheinen vor den Thoren Rom's
chrecken und Verzweiflung in der ewigen Stadt.
ine Vertheidigung war so gut als unmöglich. Die
edingungen, welche Alarich vorschrieb, waren uner-
artet billig.

Noch ließ die Weltstadt mit ihren unabsehbaren

Kunstschätzen, noch ließen Leben und Ehre ihrer Bewohner sich retten. Die Römer fügten sich willig und Geißeln wurden von beiden Seiten gestellt. Honorius aber dachte zwar nicht daran, die sichere Zuflucht von Ravenna zu verlassen, um sein Rom sich zu retten; jedoch mit kindischem Eigensinn weigerte er sich, die Friedensbedingungen genehm zu heißen. Nicht einmal die Ernennung eines Gegenkaisers machte ihn willfährig; erst als Alarich's Feldzeichen vor den Thoren von Ravenna erschienen, war sein Widerstand gebrochen. Es war indeß zu spät. Ein neuer Verrath erbitterte den gothischen König und unaufhaltsam eilte er nach Rom zurück. Was Kunstsinn, was Aberglaube und was Habsucht eines Jahrtausends in Rom aufgespeichert, was Hochmuth und Ueppigkeit geschaffen hatten, wurde in der Schreckensnacht des 31. März 410 geplündert oder zerstört. Schonung wurde nur den Kirchen der beiden Apostel und dem nackten Leben der Römer zu Theil.

Als die Nachricht nach Ravenna gelangte, stürzte ein Diener in das Gemach des müßig ruhenden Kaisers. „Welch Unglück", rief er aus, „Rom ist uns genommen!" „„Unmöglich"", erwiderte der Kaiser, „„erst vor einer Stunde hat Roma mir aus der Hand gefressen."" „Roma" nämlich nannte er ein schönes, riesiggroßes Huhn, an dem er mit lächerlicher

Vorliebe hing, und über die Henne hatte er die Hauptstadt der Welt vergessen.

Inzwischen verzog sich das Gewitter weiter und weiter von dem schuldigen Haupt. Alarich zog nach Süden, bis an Italiens letzte Spitze. Den Uebergang nach Sicilien wehrte ihm ein Sturm und auf dem Rückwege starb er selbst in Cosenza, wo seine Gothen ihn mitten im Flußbette des Busento bestatteten und unermeßliche Schätze ihm mit in das Grab legten, das bis heute noch keines Schatzgräbers Hand zu entdecken gewußt hat.

Athaulf, der Schwager und Nachfolger des verstorbenen Königs, kehrte friedlich mit seinen Gothen durch ganz Italien zurück und besetzte das südliche Frankreich. Noch außer Gold und Juwelen führten aber die Gothen auf diesem Zuge eine seltene Beute mit sich. Galla Placidia, des Kaisers Schwester, die während der ersten Belagerung von Rom dort verweilte, war Alarich als Geißel ausgeliefert. Er hatte sie nicht wieder entlassen. Jetzt warb Athaulf um die Hand der stolzen Römerin und sie willigte ein, wie entrüstet Honorius auch widersprach. Mit unmäßiger Pracht wurde in Narbonne die Hochzeit gefeiert und als Morgengabe schenkte der Barbar seiner Gemahlin fünfzig Becken voll goldener Münzen und ebensoviele, die mit den edelsten Steinen angefüllt waren. Fünf

Jahre ungestörten Glückes dauerte die Ehe. In Barcelona, wohin Athaulf mit seinen Gothen gezogen war, ermordete ihn ein Verräther. Der Usurpator, der ihm nachfolgte, überhäufte Placidia mit Schmach und Mißhandlung. Erst nach seinem Sturze sandte der ritterliche Wallia sie mit ehrenvollem Geleit ihrem Bruder Honorius zurück.

In Ravenna vermählte sie sich dem Römer Constantius, den sie schon in Frankreich für die Sache des Honorius glänzende Siege hatte erkämpfen sehn, und der nun zum Mitregenten ernannt ward, einem der wenigen fleckenlosen Charaktere dieser Zeit. Der spätere Kaiser Valentinian III. und Honoria entsprossen dieser kurzen Ehe. Mit ihnen begab sie sich als Wittwe nach Constantinopel an den Hof ihres Neffen, Kaiser Theodosius des jüngeren. In Wahrheit herrschte hier aber des Kaisers fromme und weltkluge Schwester Pulcheria, während das Herz des jugendlichen Fürsten seiner schönen Gemahlin Eudocia, der kenntnißreichen Tochter des heidnischen Philosophen Leontius, gehörte. Diese beiden Frauen, die gewiß zu den bedeutendsten, wohl auch zu den besseren ihrer Zeit gehörten, verfeindeten sich später in tödtlichem Haß, der auch vor Verbrechen nicht zurückschreckte.

Placidia wäre gleichem Schicksale gewiß nicht entgangen, hätte nicht nach wenig Monaten die Nach-



richt von Honorius Tode sie nach Ravenna zurückgerufen, um ihren nur vierjährigen Sohn auf den Thron des Westen zu heben. Während eines Seesturms, der ihnen auf der Ueberfahrt den Untergang drohte, gelobte Placidia, dem Evangelisten Johannes eine Kirche zu bauen. Diese Gefahr ging vorüber; in Italien aber angelangt, fand Placidia den Thron bereits von Johannes, einem der oberen Beamten des verstorbenen Kaisers, eingenommen. Ein Schäfer, die Legende sagt ein Engel, führte Asper mit seiner tapferen Schaar byzantinischer Reiter, welche die Kaiserin begleiteten, auf geheimen Pfaden zwischen Röhricht und Schilf bis vor die Thore von Ravenna. Schnell wurden sie bewältigt und nach dem Sturze des Usurpators regierte Placidia noch länger als 25 Jahr im Namen ihres Sohnes, dessen Geist der Unmündigkeit niemals entwuchs.

Ein neues wunderbares Zwischenspiel eröffnete sich um die Zeit ihres Todes. Honoria, die Schwester des Kaisers, hatte für den wilden Hunnenfürsten Attila, den der Volksmund die Geißel Gottes nennt, eine Leidenschaft gefaßt, ohne daß sie ihn je gesehen hätte. Durch seinen Abgesandten Eugenius verlobte sie sich ihm insgeheim und im Jahr 452 überfluthete er mit seinen wilden Horden das schöne Italien,

um seine Braut und als deren Mitgift die Weltherrschaft zu fordern.

Während Valentinian, wie einst sein Oheim Honorius, feige hinter den Sümpfen von Ravenna Schutz suchte, hemmte der tapfere Aëtius, der bereits ein Jahr zuvor bei Chalons sich dem Hunnenkönig siegreich entgegengestellt, dessen verheerende Laufbahn, bis es Papst Leo dem Großen gelang, den schwankend Gewordenen zur Umkehr zu bewegen. Auch in der Art seiner Dankbarkeit glich Valentinian dem Honorius. Kaum war im folgenden Jahre ihm die Nachricht von Attila's plötzlichem Tode zugegangen, so stieß er mit eigner kaiserlicher Hand dem Aëtius das Schwerdt in die Brust.

Placidia und Valentinian haben Ravenna, das um diese Zeit seine höchste Blüthe erreicht hat, mit zahlreichen Prachtbauten geschmückt. Ravenna und dessen Hafen Classis bildeten eine Doppelstadt. Beide verband eine Reihe von Gebäuden, die zu einer dritten nicht minder glänzenden Stadt, Caesarea, erwachsen waren. Wasserreiche, von Fluth und Ebbe durchspülte Canäle führten die Seeschiffe bis mitten in die Straßen von Ravenna. Am Ufer des östlichen Meeres belegen, bildete diese neue Hauptstadt des westlichen Reiches das Bindeglied mit Ost-Rom.

Fünf Kirchen in Ravenna, zwei in Classis und eine

zu Caesarea, die in stetem Wettstreit an Aufwand und Pracht während dieser Zeit erbaut wurden, sind theils durch Erdbeben und andere Ereignisse zerstört, theils bei späterem Umbau bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Noch aber sind drei Monumente uns so vollständig erhalten, daß wir nirgend auf der Erde von der christlichen Baukunst dieser ältesten Zeit eine so klare Anschauung gewinnen.

Es bilden diese Denkmale sichtbar den Uebergang von der Baukunst des Alterthums zu der des Mittelalters. Noch sind die Elemente, aus denen die Gebände zusammengesetzt sind, die alten. Nicht allein aber verwandelt sich deren Ausschmückung willkührlich und phantastisch, so daß bald die antike Grundform überwuchert wird, sondern die Glieder der Architektur selbst, die Säulen, Pfeiler und Bogen werden in neuer Weise combinirt. Es bildet sich ein Wohlgefallen an Zusammenstellungen, die dem Auge einer früheren Zeit als barbarisch erschienen wären und aus diesem Anfangs willkührlichen Gemisch geht endlich ein neuer Baustyl hervor.

Vielleicht das älteste dieser Monumente ist die Kirche, welche Placidia zum Danke für ihre wunderbare Errettung aus jenem Seesturm Johannes dem Evangelisten widmete. Vier und zwanzig Säulen des schönsten griechischen Marmor's, nicht, wie es im

kaiserlichen Rom und im Mittelalter üblich war, aus älteren Gebäuden zusammengeraubt, sondern neu für diesen Zweck angefertigt und daher ein sicheres Bild des Kunstgeschmackes der Zeit, scheiden, durch Bogen mit einander verbunden, die drei Schiffe der Kirche. Der große Bogen, der das Schiff gegen den Altar abschließt, der sogenannte Triumphbogen, ist leider seines Schmuckes glänzender Mosaiken entkleidet. Ebenso die Abseite hinter dem Altar. Dort thronte zwischen apokalyptischen Symbolen der Evangelist. Neben ihm war, von Glas gebildet, das sturmbewegte Meer. Auf dem schwankenden Schiffe sah man die kaiserlichen Personen mit ihrem Gefolge in Gebehrden der Angst und Verzweiflung; das Steuerruder aber lenkte mit sicherer Hand der heilige Johannes. Die Bildnisse von zehn Mitgliedern der kaiserlichen Familie befanden sich zu den Seiten. Die ganze Absis nahm ein riesiges Bild des Erlösers auf glänzendem Goldgrunde ein. Diese Mosaiken sind vollständig verschwunden. Von der zweiten musivischen Darstellung jenes Seesturms im Fußboden der alten Kirche aber sind im Jahr 1763 Ueberreste gefunden und in die Mauern einer der Seitenkapellen eingelassen. Ebenso ist auch der alte Hauptaltar von Marmor und Porphyr mit seiner ursprünglichen Inschrift erhalten, jedoch in die unterirdische Kirche versetzt.

Eine Legende, gewiß jüngeren Ursprunges, berichtet, daß die Kaiserin dringend gewünscht habe, für die Kirche, als werthvollste Mitgift, eine Reliquie des Evangelisten zu erwerben. Alle Versuche blieben ohne Erfolg. Eine Nacht aber, als sie in der kaum vollendeten Kirche betend kniete, umgab sie plötzlich ein Glanz, und leuchtend stand vor ihr im Priestergewande Johannes. Placidia neigte sich zur Erde, seine Füße zu küssen. Der Heilige entzog sich ihrem demüthigen Verlangen; in ihren Händen aber blieb eine seiner Sandalen zurück. Als hochwillkommene Reliquie wurde sie sorglichst verwahrt. So sorglich, daß es bis heute nicht gelungen ist, sie wiederzufinden.

Die zweite Kirche aus Valentinianischer Zeit ist die nach dem Bischof Ursus genannte achteckige Taufkirche. Ob Ursus, der im Jahr 412 starb, oder sein zweiter Nachfolger Neon im dritten Decennium desselben Jahrhunderts das Gebäude errichtet, ist zweifelhaft. Jedenfalls bezeichnet es in merkwürdiger Weise die Uebergangszeit, in der es entstand. In einer, der alten Baukunst durchaus fremden, Combination steigt hier aus der achteckigen Grundform die mit Mosaiken reich geschmückte runde Kuppel auf. Säulen, über welche Bogen gespannt sind, erheben sich in zwei Stockwerken. Die Größe der Säulen im oberen Geschoß und ihr Abstand sind ungleich, ebenso ist es die Spannung der

Bogen, die sie verbinden. Diese Ungleichheit beherrscht aber ein bestimmtes Gesetz, durch welches ein durchaus harmonischer, dem Auge wohlthuender Effect hervorgerufen wird.

Mitten unter der Kuppel steht ein aus Porphyr und Marmor zusammengesetzter achteckiger Taufbrunnen, in dessen Wasser nach altem Kirchenritus der Täufling mit ganzem Leibe eingetaucht ward. Die Taufkanzel ist in jenes Achteck einschneidend dem Inneren des Brunnens zugekehrt.

Im obersten Theile der Kuppel ist die Taufe Christi in einer Weise dargestellt, welche charakteristisch für eine Zeit genannt werden muß, die noch so viel heidnische Elemente in ihr Christenthum hineintrug. Neben dem Heiland und Johannes steht als dritte Figur, mit halbem Leibe aus dem Wasser auftauchend, Niemand anders als der Flußgott Jordan. Seine dämonische Natur, welche zwei Hörner kennzeichnen, die ihm aus der Stirn hervorwachsen, hindert ihm nicht, Christo zu huldigen, dem er dienstfertig ein Trockentuch überreicht. Dieselbe naive Darstellung wiederholt sich in Santa Maria in Cosmedin, der Taufkirche der Arianer unter Theodorich dem Großen.

Das eigenthümlichste Denkmal dieser Zeit ist die den Heiligen Nazarius und Celsus gewidmete Grabkirche der Galla Placidia, welche die Kaiserin

noch vor ihrem Tode (27. November 450) sich selbst errichtete. Die bescheidenen Dimensionen und die unscheinbaren Ziegelmauern lassen von Außen die Pracht nicht errathen, mit der das Innere dieses Gebäudes noch jetzt ausgestattet ist, obwohl auch hier räuberische Hände Vieles zerstört haben. Immer noch bleibt diese Grabkirche ein Monument, mit dem schlechthin kein zweites verglichen werden kann. Die vier Arme des lateinischen Kreuzes, das den Grundriß bildet, sind von Tonnengewölben überdeckt. Ueber dem Quadrat, in dem sie sich schneiden, wölbt sich in ziemlicher Höhe die Halbkugel der Kuppel. Unter dieser steht ein einfacher Altartisch von schönem Marmor. Jeder der drei kürzeren Arme des Kreuzes verwahrt einen großen marmornen Sarkophag; der größte ist der der Placidia unmittelbar hinter dem Altare, den er um Vieles überragt. Noch ein vierter und fünfter, die unverhältnißmäßig kleiner sind, stehen zunächst am Eingang hart an der Wand.

Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sah die Wände der Kirche noch ganz mit schönem Marmor bekleidet. Den Fußboden bildete eine große Mosaik, „warlich ein Werk von hohem Kunstwerth und großen Kosten.“ Beides ist verschwunden; den schlichten Steinen des Fußbodens entsprechen die schmucklosen Wände. Keine Inschrift meldet uns, wessen Gebeine

die einzelnen Sarkophage umschließen, da die Tafeln edlen Metalls, auf welche jene Inschriften gegraben waren, losgerissen und dabei die Graburnen selbst theilweise beschädigt sind. So ist es denn bloße Vermuthung, wenn man den geschmückteren Sarkophag zur Rechten für den des Kaiser Honorius hält und vermuthet, daß in dem gegenüberstehenden der Kaiserin zweiter Gemahl bestattet sei. Auf einer nicht sehr wahrscheinlichen Ueberlieferung beruht es endlich, daß Placidia den Erziehern ihrer beiden Kinder Valentinian und Honoria die Plätze zunächst der Thüre angewiesen habe.

Das, wodurch diese Grabkirche einen so zauberhaften Eindruck macht, sind allein die in wunderbarer Farbenfrische erhaltenen Mosaiken, mit denen, vom Anfange der Wölbungen an, der gesammte innere Raum vollständig überkleidet ist. Die vorherrschende Farbe ist ein tiefes Ultramarinblau, über das in der Kuppel unzählige goldene Sterne ausgesäet sind. Rosetten und Arabesken, zum Theil mit christlichen Symbolen verwebt, treten aus dem blauen Himmel der Tonnengewölbe des Kreuzes hervor. Die Gurtbogen, die Fensterbrüstungen, die Zwickel, aus denen die Kuppel aufsteigt, jeder freie Raum ist mit Mäandern, Blumengewinden und anderen mannigfach und geschmackvoll erfundenen Ornamenten überdeckt. Die

halbrunden Flächen, welche an den Enden der Kreuzesarme das Tonnengewölbe einschließt, zeigen rechts und links zwischen Arabesken Hirsche, die herbeikommen, aus einem Wasserquell zu trinken. Ueber der Thür ist der gute Hirte unter seinen Lämmern abgebildet. Hinter dem Sarkophage der Placidia aber sieht man den Heiland mit dem Kreuz, der — jedenfalls irrgläubige — Bücher ins Feuer wirft, während ein Schranken die Evangelien verwahrt. Was für Häresien durch diese auffallende Darstellung bezeichnet werden sollten, bleibt zweifelhaft, da die arianische Lehre, an die man zunächst denken möchte, eben in Valentinians Zeit überwunden schien, wenn sie auch später zu vermehrter Macht gelangte.

Bis zum 3. Mai 1577 war die Leiche der Kaiserin wunderbar erhalten. Durch die Löcher, die beim Losreißen der silbernen Platte mit der Inschrift in den Stein gebrochen waren, sah man sie auf reichgeschmücktem Stuhl von Cedernholz im goldgewirkten Purpurgewand mit nur wenig entstellten Zügen. Da leuchteten neugierige Kinder, um besser zu sehen, durch eines jener Löcher mit einer Wachskerze. Der Saum des Gewandes fing Feuer, und nach wenig Augenblicken war von all jener byzantinischen Kaiserpracht nichts mehr übrig als ein Häuflein glimmender Asche.

Von den zwölf Jahrhunderten, welche die zwölf auffliegenden Geier der von Romulus gegründeten Stadt verheißen hatten, neigte das letzte sich dem Ende zu. Nachdem Valentinian III. Gewaltthat gegen die Gemahlin eines der edelsten Römer ihm selber den Tod gebracht, schritten in dem kurzen Zeitraum von 21 Jahren, der dem westlichen Reiche noch beschieden war, gar manche Kaiser über die Bühne; kaum Einer, ohne sein Auftreten und seinen Ausgang durch Blut zu bezeichnen. Majorian, sicher der tüchtigste unter ihnen, verlegte die Residenz, die Valentinian nach Rom zurückgeführt hatte, wieder nach Ravenna. Ebenfalls in Ravenna weilten die beiden letzten Kaiser Julius Nepos und Romulus Augustulus. So wurde denn die gleiche Stadt auch der Regierungssitz für den Thurilingen Otacher (Odoaker), dessen norddeutsche Heerschaaren dem Scheinleben des Römerreiches im Westen ein Ende machten, und zuerst unter Allen, statt eines vorübergehenden Aufenthaltes als Krieger, in Italien als Grundherren feste Wohnsitze aufschlugen.

Es begann unter diesen Fürsten germanischer Abkunft, wie sie nach einander südlich der Alpen geherrscht haben, eine Zeit vergleichungsweiser Wohlfahrt, von welcher auch Ravenna seinen Theil genossen hat. Das kostspielige Baugerüst des römischen Kaiserthums war

überflüssig geworden und zugleich mit ihm hatten auch die in kurzen Zwischenräumen wiederkehrenden Katastrophen ehrgeiziger Familien-Intrignen ihr Ende erreicht. An Baudenkmalen scheint indeß Otacher's Regierung nicht fruchtbar gewesen zu sein; wenigstens hat sich in Ravenna keines aus dieser Zeit erhalten.

Schon nach zwölf Jahren brach Theodorich mit seinen Ostgothen, als ein neues Gewitter, über Italien herein; es war aber ein befruchtendes, das nicht nur dem erschöpften Lande ein Menschenalter friedlichen Gedeihens verlieh, sondern Keime ausstreute, welche erst nach Jahrhunderten erwachsen, das ganze Land verjüngen, und ihm noch einmal welthistorische Bedeutung verleihen sollten. Während der letzten drei Jahre galt der Kampf zwischen Theodorich und Otacher nur noch Ravenna; denn das übrige Italien war bereits im unbestrittenen Besitze der Gothen. Theodorich lagerte mit seinem Heer in der Pineta. Zum sicheren Zeichen, daß er des Unternehmens, wie lange Zeit es auch erfordere, nicht überdrüssig werden wolle, baute er sich gen Norden der Stadt einen Palast, nach welchem ein Theil jenes Waldes noch heute Palazzuolo heißt. Will man die „Rabenschlacht", welche in dem altdeutschen Gedichte Dietrich von Bern, der Amalungenfürst, seinem treulosen Oheim Ermanreich

mit ungünstigem Erfolge bei Ravenna liefert, irgend-wie an eine geschichtliche Erinnerung anknüpfen, so läßt sich nur an die Wechselfälle dieser Belagerung, namentlich an die Ausfälle Otacher's denken, die wiederholt zum Nachtheil der Gothen ausfielen.*)

Endlich war der Widerstand der Belagerten gebrochen. Classis mit seinem Hafen war gefallen und die Zufuhr von Mundvorräthen abgeschnitten. Da einigten sich die beiden Fürsten Anfangs 493, das Regiment gemeinsam zu führen, und die Thore von Ravenna öffneten sich Theodorich und seinen Gothen. Es ist schmerzlich, Anfang und Ende der Regierung dieser edelsten unter den deutschen Heldengestalten aus der Zeit der Völkerwanderung von Blutthaten befleckt zu sehen. Wie in das letzte Jahr die Hinrichtung der beiden ihm nahestehenden gelehrten Römer Boëthius und Symmachus fällt, so in die ersten Tage, nachdem Theodorich in die Königsburg von Ravenna eingezogen war, der Mord des germanischen Throngenossen Otacher und seiner nächsten Anhänger. Neuere Geschichtschreiber haben nachzuweisen versucht, daß

*) An jene wirkliche Schlacht von Ravenna, in der am 11. April 1512 Gaston de Foix mit seinem Leben den Franzosen einen Sieg erkaufte, der im Streite um die Herrschaft über Italien eine Entscheidung bringen zu sollen schien und doch nicht brachte, erinnert vor Porta Sisi eine Denksäule.

ie beiden Römer ihr Schicksal verdient haben; für Odacher's Ermordung hat man aber noch keine bessere Entschuldigung gefunden als das Staatsinteresse.

Der am Hofe des Kaiser Leo erzogene Barbarenhäuptling, der zwar weder Schreiben, noch Lesen, wohl aber gelernt hatte, sich in drei Sprachen mit gleicher Geläufigkeit auszudrücken, hatte in Constantinopel, wohin damals die erlesensten Kunstschätze der alten Welt zusammengeflossen waren, einen regen Kunstsinn gewonnen. In ganz Italien wurde unter seiner Regierung der Zerstörungssucht Einhalt gethan, der schon so manche Schöpfung des Alterthums zum Opfer gefallen war. Große Werke wurden neu unternommen zur Abwehr von Ueberschwemmungen und zur Trockenlegung von Sümpfen, und wenn die weit über Italien hin verstreuten Burgtrümmer aus dieser Zeit mehr von dem Streben, zu Schutz und Trutz eine rechte Wehr zu schaffen, als von Zierlichkeit Zeugniß geben, so wurde doch am rechten Ort auch dieser, ja selbst einer Prachtfülle Raum gegeben, die den Vergleich mit dem üppigen Orient nicht zu scheuen hatte.

Vor Allem war es der Palast von Ravenna, den Theodorich auf das Glänzendste ausgestattet sehn wollte. Wie der König unmittelbar vor seinem Tode entsetzt vom Gastmahl auffuhr, weil er in dem Haupte eines

riesigen Seefisches, der vor ihm niedergesetzt ward, den Todtenkopf des ermordeten Symmachus zu erblicken glaubte, so mag in den goldglänzenden Räumen des alten Valentinianischen Schlosses, in denen er dem Otacher das Schwerdt in die Brust gestoßen, der Schlaf von seinem Kissen gewichen sein. Ein neues Prachtgebäude, weit von dem vorigen entlegen, wurde in einem Baustyl aufgeführt, der in mancher Einzelnheit von dem des Alterthums abwich.

In der königlichen Bestallung eines Haushofmeisters, die uns erhalten ist, heißt es: „Die bewundernswerthe Schönheit unseres Palastes ist unsere Freude, sie ist das geschmückte Antlitz der Macht unserer Herrschaft, das augenfällige Zeugniß der Reichsmacht. Unser Palast ist es, der zuerst fremden Gesandten gezeigt wird, damit sie ihn bestaunen. Sie erachten auf den ersten Anblick, wie seine Wohnstätte, so werde auch der Herr sein. Auch dem weisesten Herrscherwillen ziemt es sich also, einer Wohnung von erlesener Schönheit sich anhaltend zu freuen und mit dem Wohlgefallen an solcher Baulichkeit, das von den öffentlichen Sorgen erschöpfte Gemüth wieder zu kräftigen.“

Der Palast und die neue gothische Hauptkirche des Heiligen Martinus (jetzt Sant' Apollinare nuovo) stießen dicht aneinder. Neuer Kirchen

edurften aber die Gothen. In ihren Wohnsitzen an er niederen Donau zu einer Zeit dem Christenthum ngeführt, zu welcher in Byzanz, von wo ihre Bekeh-ung ausging, der Arianismus herrschte, schied sie on den Römern, unter denen sie jetzt als Sieger ngesiedelt waren, der Glauben über die Art der Gött-ichkeit Christi. Während die Katholiken dieselbe der es Vaters völlig gleich erachteten, schrieben die Aria-ter dem Sohne nur eine im Wesen untergeordnete Göttlichkeit zu. Theodorich, der den katholischen Kle-us und dessen Kirchen unangetastet ließ, war der inen, wie der anderen Partei ein gerechter Herrscher. Als der Katholicismus ein halbes Jahrhundert später en Sieg wieder davontrug, begnügte er sich nicht amit, die Arianischen Kirchen in Besitz zu nehmen, ondern er glaubte, nur durch wesentliche Umgestaltung ei die Makel der Ketzerei von ihnen abzuwaschen. Hierin allein liegt der Grund, warum von den kirch-ichen Bauten Theodorich's auch nicht eine unentstellt is auf uns gekommen ist.

Die bedeutendste derselben war jedenfalls die eben rwähnte Hofkirche, die man nach dem goldglänzenden Schmuck ihres Obertheils die Kirche „zum goldenen Himmel“ nannte. Auch ihre Grundform ist die der lten Basilika, die durch zwei Reihen von je zwölf Mar-norsäulen in drei Schiffe getheilt ist. Was in dieser

Kirche den mächtigsten Eindruck auf den Beschauer macht, ist der großartige Mosaikfries, der sich zu beiden Seiten des Mittelschiffs über den Säulen hinzieht; eben von diesem Friese aber wird gezweifelt, ob er dem ursprünglichen Bau des Theodorich, oder der Umgestaltung angehört, welche nach der Mitte des Jahrhunderts der katholische Bischof Agnellus vornahm. Zunächst dem Hauptaltar thront auch hier, von vier Engeln umgeben, Christus. Zu ihm wallfahrtet, auf der Evangelien-Seite des Schiffes (links vom Haupteingange) zwischen Palmen eine lange Reihe heiliger Männer, ihre Märtyrerkronen in Händen, um sie zu den Füßen des Heilandes niederzulegen. Als ihre Heimath, aus der sie hervorgehen, bezeichnet das Bild die Stadt Ravenna. Unter den Häusern, welche diese darstellen sollen, ragt ein Prachtbau mit der Inschrift „Palatium“ hervor, und was wir von Theodorich's Palast glaubwürdig wissen, knüpft sich vorzugsweise an diese Mosaik. Gegenüber bildet eine andere Stadt den Ausgangspunkt für den Zug heiliger Frauen. Zwischen den Thürmen sieht man Schiffe hervorragen und eine Inschrift nennt die Hafenstadt „Classis.“ Das Ziel der Frauen ist die Mutter Gottes, die, das segnende Christkind auf dem Schooße, rechts vom Eingang, von vier Engeln umgeben, thront. Zunächst der Jungfrau knien aber mit ihren Gaben

die drei Könige aus Morgenland. Die keusche Anmuth und fromme Inbrust dieser Frauen macht unter allen Mosaikbildern von Ravenna wohl den tiefsten Eindruck.

Das Einzige, was von Theodorich's nahe anstoßendem Palast uns erhalten ist, ein Theil der Vorderfront, läßt von der alten Pracht des Gebäudes gar wenig ahnen. Der alleinige, jetzt die Augen auf sich ziehende Schmuck, der Porphyrsarg des Königs, ist erst in neuerer Zeit hier eingemauert. Vergessen sollen wir aber nicht, daß die Wohngebäude des Alterthums ihre Pracht nicht der Straße zuzukehren, sondern sie für die inneren Höfe aufzusparen pflegten. Vermuthlich eine solche Ansicht des Inneren ist es denn auch, welche die eben beschriebene Mosaik von Sant' Apollinare nuovo uns aufbewahrt hat. Vier hohe Säulen, zwischen denen die schweren Vorhänge, um den Zutritt zu gestatten, in Knoten geschlungen sind, bilden die Eingangshalle. Vier kleinere zu jeder Seite tragen ein oberes Stockwerk mit Fenstern und Säulchen, die durch Bogen verbunden werden.

Das Bild des Königs schmückte in mehrfacher Wiederholung den Palast. Eine Statue von vergoldetem Erz stand auf hohem Fußgestelle im Inneren des Gebäudes vor dem Haupteingange. Eine große Mosaik über der Pforte, vielleicht in der noch jetzt

Jahrhunderts der katholische Bischof Agnellus
nahm. Zunächst dem Hauptaltar thront auch
von vier Engeln umgeben, Christus. Zu ihm
fahrtet, auf der Evangelien-Seite des Schiffes
vom Haupteingange) zwischen Palmen eine lange
heiliger Männer, ihre Märtyrerkronen in Hände
sie zu den Füßen des Heilandes niederzulegen.
ihre Heimath, aus der sie hervorgehen, bezeichn
Bild die Stadt Ravenna. Unter den Häusern,
diese darstellen sollen, ragt ein Prachtbau mit d
schrift „Palatium“ hervor, und was wir von
dorich's Palast glaubwürdig wissen, knüpft sich
zugsweise an diese Mosaik. Gegenüber bilde
andere Stadt den Ausgangspunkt für den Zug h
Frauen. Zwischen den Thürmen sieht man
hervorragen und eine Inschrift nennt die Haf
„Classis.“ Das Ziel der Frauen ist die Mutter G
die, das segnende Christkind auf dem Schooße,
vom Eingang, von vier Engeln umgeben,
Zunächst der Jungfrau knien aber mit ihren

die drei Könige aus Morgenland. Die keusche Anmuth und fromme Inbrunst dieser Frauen macht unter allen Mosaikbildern von Ravenna wohl den tiefsten Eindruck.

Das Einzige, was von Theodorich's nahe anstoßendem Palast uns erhalten ist, ein Theil der Vorderfront, läßt von der alten Pracht des Gebäudes gar wenig ahnen. Der alleinige, jetzt die Augen auf sich ziehende Schmuck, der Porphyrsarg des Königs, ist erst in neuerer Zeit hier eingemauert. Vergessen sollen wir aber nicht, daß die Wohngebäude des Alterthums ihre Pracht nicht der Straße zuzukehren, sondern sie für die inneren Höfe aufzusparen pflegten. Vermuthlich eine solche Ansicht des Inneren ist es denn auch, welche die eben beschriebene Mosaik von Sant' Apollinare nuovo uns aufbewahrt hat. Vier hohe Säulen, zwischen denen die schweren Vorhänge, um den Zutritt zu gestatten, in Knoten geschlungen sind, bilden die Eingangshalle. Vier kleinere zu jeder Seite tragen ein oberes Stockwerk mit Fenstern und Säulchen, die durch Bogen verbunden werden.

Das Bild des Königs schmückte in mehrfacher Wiederholung den Palast. Eine Statue von vergoldetem Erz stand auf hohem Fußgestelle im Inneren des Gebäudes vor dem Haupteingange. Eine große Mosaik über der Pforte, vielleicht in der noch jetzt

sichtbaren, der Straße zugewandten Nische zeigte noch einmal sein Bild. Ein drittes musivisches Bildniß scheint sich innerhalb des Palastes in einem der Säle befunden zu haben. Ueberall aber war Theodorich zu Pferde, bewaffnet mit Schild und Speer dargestellt, wie das bei den Reiterstatuen des Alterthums nicht üblich gewesen war.

Auf einer seiner Romfahrten besuchte Karl der Große Ravenna. Vor allen anderen Bauwundern, an denen die Stadt zu jener Zeit um so Vieles reicher war, als jetzt, machte Theodorich's Palast mit der Bildsäule des Königs auf Karl den größten Eindruck. Fast aller architektonische Schmuck des Gebäudes und mit ihm die Reiterstatue wurde nach Aachen geführt, um dort in des Kaisers neuerrichtetem Palast verwandt zu werden. Betrachten wir aber, was an karolingischen Baulichkeiten in Aachen noch erhalten ist, namentlich den ursprünglichen Rundbau des Domes, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es nicht nur vereinzelte Säulen und Marmorzierrathen gewesen sind, die Karl an den Niederrhein versetzen ließ, sondern daß die einsichtigen Baumeister, deren er sich bediente, in Ravenna sich die Grundgedanken jenes Baustyles angeeignet haben, der von Aachen aus weithin über das mittlere Europa verbreitet ward.

Noch ein Gebäude aus Theodorich's Zeit, unter

allen das wunderbarste und am besten erhaltene, bleibt uns zu betrachten.

Als der König sich bei seinen Lebzeiten außerhalb der Stadt in der Richtung gegen Palazzuolo, von woher er in Ravenna eingezogen war, ein Grabmal errichtete, scheint er beabsichtigt zu haben, seine Doppelstellung als deutscher Fürst, der in römischen Formen über Römer und Deutsche regierte, sinnbildlich auszudrücken. Schließt der architektonische Grundgedanke eines von einer Säulenflucht umstandenen Rundbau's sich an die römischen Vorbilder der Mausoleen August's und Hadrian's an, so ist die Ausführung doch eine vollkommen fremdartige und erinnert durch ihre mächtigen Steinmassen an germanische oder keltische Hünengräber. In einer Niederung, die auf Tagereisen in die Runde keine anderen Steine bietet, als die Kiesel des Po und seiner Nebenflüsse, ist das Gemäuer aller Bauwerke Ravenna's von Ziegelsteinen aufgeführt. Selbst der Apennin besteht auf weite Strecken hin nur aus bröcklichem Gestein, das völlig untauglich ist, schärfere architektonische Formen zu bilden. So mußten denn die gewaltigen Quadern, aus denen Theodorich's Grab aufgethürmt ist, quer über das adriatische Meer, vermuthlich von einer der dalmatinischen Inseln, oder aus Istrien herbeigeholt werden.

Ein Theil des Gebäudes ist jetzt durch Schutt

verdeckt und man möchte glauben, nicht etwa nur die Jahrhunderte hätten diese acht Fuß Staub und Erde hier aufgehäuft, sondern der Rundbau selbst sei durch seine Schwere um so viel in den Sumpfboden eingesunken, da durchquillendes Meerwasser jetzt den inneren Raum erfüllt.

Die Höhe der beiden Stockwerke, mit Ausschluß der Eindachung, beträgt etwa 44 Fuß. Bis zu ihr mußte der riesige Schlußstein emporgehoben werden, welcher ganz allein mit einem Durchmesser von 34 Fuß die Rotunde überdeckt.*) Die Berechnung des Gewichtes, die ich bei Schriftstellern finde — 10,000 Centner — stimmt fast ganz genau mit der Schwere überein, die man dem vaticanischen Obelisk beimißt. Dieser wurde nun bekanntlich zu einer Zeit, in der die mechanischen Künste einen hohen Grad der Entwickelung erlangt hatten (1586) wenige hundert Schritte weit gebracht und zu einer Höhe von etwa 28 Fuß gehoben. Aus sehr vielen Gründen war das Unternehmen ein unverhältnißmäßig leichteres; und dennoch, welch' unglaubliche Anstrengungen, Kräfte und Geld hat es erfordert, und wie nennt man noch bis heute die Auf-

*) Ein von Manso mitgetheiltes Epigramm sagt:
Si lapis est unus, dic, qua fuit arte locatus?
Si duo, vel plures, dic, ubi congeries?

richtung des Obelisken von Heliopolis als eine der vorzüglichsten Leistungen Domenico Fontana's! Den Namen des gothischen Baumeisters dagegen, der jenen Felsenblock, nachdem er auf dem weichen Sumpfboden vom Hafen aus herbeigeschafft war, erst emporhob und dann in der Schwebe über den ganzen Rundbau herüberschob, bis er sich beim Niedersenken genau an der rechten Stelle einfugte, diesen Namen zu verzeichnen, hat kein Chronist der Mühe werth gefunden. Sollen wir vielleicht an jenen Architekten Aloisius denken, dem Theodorich die Wiederherstellung der Bäder von Abano übertragen hatte?

Das obere runde Stockwerk, dessen Gemäuer um einige Fuß gegen das untere zehneckige zurücktritt, läßt einen Umgang frei, um den ursprünglich eine durch Bogen und Marmorgebälk mit dem Hauptbau verbundene Säulenreihe herumlief. Den zehn Pfeilern des Erdgeschosses entsprechen nach außen ebensoviel freistehende Marmorpilaster, welche Statuen getragen zu haben scheinen. Mit den Namen von acht Aposteln und vier Evangelisten sind die zwölf Vorsprünge bezeichnet, die bei Ausmeißelung des großen Kuppelsteines stehn geblieben sind. Sicher mit Unrecht hat man sie für Fußgestelle von Bildsäulen gehalten, die den Rand der Kuppelwölbung umstanden hätten. Un-

zweifelhaft sind sie die Handhaben, an denen die gewaltige Masse bewegt ward.

Die Asche des Königs, dem Italien so viel zu danken hatte, wurde, nachdem der Katholicismus wieder zur Herrschaft gelangt war, als die eines Ketzers aus ihrer Porphyrurne gerissen und in die Winde gestreut. Gespenstersagen über das Schicksal der Seele des Abgeschiedenen gehen durch das ganze Mittelalter. Ein zelotischer Einsiedler der liparischen Inseln hatte sie durch die Geister des Symmachus und des Papstes Johannes in den Feuerschlund des Stromboli stürzen sehen. Später wurde Theodorich zum Führer einer der Hölle zueilenden wilden Jagd. Also dargestellt finden wir ihn sogar in eben dem Verona, das ihm den Beinamen gab, in einer halberhobenen uralten Arbeit neben der Eingangspforte des Sanct Zeno-Dom's. Auffallend genug haben aber auch die Nachrichten über jenen Porphyrsarg, dessen wir bei dem Palast des Königs bereits gedachten, etwas Räthselhaftes. Während Zweckmäßigkeit und Analogie ihm in der großen Nische im Inneren des oberen Stockwerkes seinen Platz anweist, läßt eine constante Ueberlieferung ihn auf dem obersten Zapfen des großen Kuppelsteines frei in der Luft schweben. Alberti, der Ravenna 1530, also achtzehn Jahre nach der Schlacht besuchte, sagt, wohl gewiß mit Beziehung auf diese,

oder auf die ihr um drei Jahr vorhergegangene französische Belagerung, „der Porphyrsarg Theodorich's, der sich auf der obersten Höhe der Wölbung befand, wurde zur Zeit unserer Väter von habsüchtigen Soldaten mit einer Bombarde heruntergeschossen, weil sie nach dem broncenen Ueberzug gelüstete. Bei diesem Anlaß ist auch ein Stück von der einen Ecke abgebrochen.“ — Es wäre in der That nicht eben undenkbar, daß um die Zeit, wo das Mausoleum zu einer orthodoxen Kirche (Santa Maria della Rotonda) geweiht ward, auch der Sarg des ketzerischen Fremdlings aus dem Inneren entfernt und zur Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes auf das Dach verwiesen worden sei.

Unter den übrigen Bauwerken der gothischen Zeit ist die Taufkirche von Santa Maria in Cosmedin schon erwähnt worden. Vielfach umgestaltet ist dagegen die dem heiligen Theodorus gewidmete Hauptkirche, der jene sich anschließt, mit ihren schönen vierzehn Marmorsäulen. San Teodoro selbst nimmt die Stelle eines altchristlichen Sacellum's ein, in dem zur Zeit der Christenverfolgungen die Geistlichen Ravenna's zusammenkamen, um nach dem Tode des bisherigen einen neuen Bischof zu wählen. Elfmal nach einander, berichtet die Legende, bezeichnete der heilige Geist den zu Erwählenden, indem er, in Gestalt einer Taube,

auf dessen Haupt sich niederließ. Vescovi della c lomba heißen hiernach diese elf Bischöfe, und bei K tholisirung dieser Kirche wurde ihr aus dem gleich Grunde der Namen „dello Spirito santo" gegeben

Nicht weit von einander standen in der nördlich Vorstadt (in campo Coriandri) zwei von dem goth schen Bischof Unimund im Jahr 516 erbauete Kirch Die des Heiligen Georg wurde um das Jahr 8 vom Erzbischof Valerius eingerissen, um aus d Materialien den bischöflichen Palast zu errichten. D andere, welche die Katholiken nach dem Heiligen Eus bius benannten, behielt bis spät in das Mittelalt den Namen der „Gothenkirche". Thomas von Fo liano aus Reggio machte im Jahr 1254 als Pode von Ravenna einen besonderen Zusatz zu den Statut um jegliche Zerstörung dieser Gothenkirche zu ve bieten. Zweihundert Jahre später, während der Her schaft der Venetianer (1441—1509) verfiel sie denno ihrem Schicksal. Der Doge Foscari befahl, die „große Anticaglia" einzureißen, um aus den Ba steinen die Zwingburg zu errichten, welche die Stad im Zaume halten sollte.

Noch erbauete Theodorich in Classis dem Heilige Sergius und in Caesarea dem Heiligen Zeno zu Ehre Kirchen, von denen sich nichts mehr erhalten hat.

Vier Herrscher hatten in den stürmischen vierzehn Jahren, die auf Theodorich's Tod folgten, nach einander dessen Thron eingenommen und schon im fünften Jahre tobte der Krieg, durch den Justinian die Herrschaft über Italien zurückerkämpfte, als Belisar den Vitigis in Ravenna belagerte und die Stadt, deren Kornvorräthe der Feind verbrannt hatte, auf das Aeußerste bedrängte. Die Gothen waren ebenso der Herrschaft wie der schlechten Kriegführung des Vitigis überdrüssig, aber auch Belisar hatte schon damals entschiedenen Grund, über Rücksichtslosigkeiten des Kaisers zu klagen. Zwischen den gothischen Häuptlingen und Belisar kam eine Uebereinkunft zu Stande, durch welche die Gothen sich dem byzantinischen Feldherrn, als dem selbstständigen Könige von Italien, unterwarfen. Die Thore von Ravenna thaten sich auf und ohne irgend welche Gewaltthat hielt Belisar mit seinen Griechen friedlichen Einzug. Er selbst trug Sorge, daß den Ausgehungerten sofort reichliche Mundvorräthe zugeführt wurden. Allen zur Verwunderung aber nahm er den Königstitel nicht an und gehorchte willig, als Justinian ihn zur Führung des Perserkrieges zurückrief.

Noch fünfzehn Jahre dauerte der gothische Krieg; Ravenna blieb aber ununterbrochen im Besitze der Byzantiner und wurde die Hauptstadt jenes Theiles

von Norditalien, der, auch nachdem die Longob
fast die ganze Halbinsel erobert hatten, noch
Jahrhunderte lang unter eignen Statthaltern (Exa
dem oströmischen Reiche gehorchte.

Die Eroberung von Italien durch Belisar
Narses hat dadurch eine universalhistorische Bede
gewonnen, daß lediglich durch sie die Ueberführun
Gesetzbücher Justinian's in das occidentalische E
vermittelt ist, auf welcher wieder ausschließlic
noch fortbestehende Weltherrschaft des römischen R
beruht. Aber auch auf die Entwickelung der
hat sie den wesentlichsten Einfluß geübt.

Als Belisar in Ravenna einzog, stand in Byza
Sophienkirche seit drei Jahren vollendet. Ohne Z
hatten aber die zahlreichen Bauten des Kaisers
sich über den ganzen Orient erstreckten, noch gar
chem Baumeister außer Anthemius von Tralles
Isidorus von Milet Beschäftigung gegeben. D
altüberlieferten architektonischen Formen war ein
umgestaltendes Leben gedrungen und auch die t
nische Kunstfertigkeit vermochte wieder Besser
leisten, als in früheren Zeiten gänzlicher Versu
heit. Diese Erwägungen werden uns nicht zu
lassen, daß, wenn auch keine der Ravennatischen
lichkeiten dieser Zeit eine directe Nachahmung
Hagia Sophia genannt werden kann, dennoc

wiederhergestellte Verbindung mit Constantinopel dem Baustyl Ravenna's und dadurch mittelbar dem des Occident's überhaupt veränderte Richtungen gegeben hat.

Die beiden wichtigsten Bauwerke aus der Regierung Justinian's mögen noch unter der Gothenherrschaft begonnen, wenigstens entworfen sein; die Ausführung fällt aber gewiß in die Zeit nach 540 und in San Vitale, dem älteren von beiden, geben die Mosaiken ausdrückliches Zeugniß von der Mitwirkung des Kaisers. So dürfen wir denn voraussetzen, daß manche von diesen so eigenthümlichen Säulenknäufen und anderen Zierrathen als fertige Waare vom Strande des Bosporus herbeigeholt, andere aber in Ravenna von byzantinischen Steinmetzen gearbeitet sind.

Die Kirche des Heiligen Vitalis ist ihrem Grundgedanken nach oft nachgebildet, wohl nirgends aber ein ebenso künstliches Ineinandergreifen der Kuppeln, Bogen, Pfeiler und Säulen geliefert worden. Den Mittelpunkt bildet eine hohe, jetzt ihrer Mosaiken beraubte Kuppel, die sich über einem achteckigen, von Pfeilern getragenen Unterbau erhebt. Die Bogen, welche je zwei und zwei Pfeiler verbinden, sind nicht offen, sondern in jeden derselben wölbt sich eine halbrunde Nische ein, die selbst wieder in zwei Stockwerken übereinander von je drei Säulen durchbrochne ist, über denen sich kleinere Bogen wölben.

Im unteren Geschoß gewähren diese Bogenstellungen den Durchgang bis zu den Umfassungsmauern des Gebäudes. Im oberen öffnen sie sich auf einen Umgang, der ganz nach der Weise der Gynäceen in byzantinischen Gotteshäusern sich um die Kirche hinzieht, und vermuthlich auch hier dazu bestimmt war, den Frauen während des Gottesdienstes einen abgesonderten Raum anzuweisen.

Nur zwischen zweien jener Pfeiler öffnet sich statt der Nische die viereckige Hauptkapelle mit dem Altar und einer halbrunden Abseite. Allein in diesem Raume haben die alten Mosaiken sich erhalten und sie gehören zu den merkwürdigsten, die Ravenna besitzt. Die Mitte der Abseite nimmt der Heiland, hier unbärtig gebildet, zwischen zwei Engeln ein, zu dessen Füßen die Paradiesesströme entspringen. Sanct Vitalis und Bischof Ecclesius, der als Gründer der Kirche deren Abbild in der Hand trägt, stehen zu beiden Seiten. Weiterhin wird das unblutige Opfer durch einen goldenen Kelch auf einem Altar bezeichnet. Die alttestamentarischen Vorbilder dieses Opfers sind daneben dargestellt: zur Rechten Abel, der ein Lamm darbringt und die Opfergabe Melchisedech's, zur Linken die Opferung Isaak's und die Bewirthung der Engel durch Abraham. Engel tragen in jedem dieser Bilder das Monogramm Christi, und Moses mit je einem Propheten (rechts Jesaias,

links Jeremias) steht zur Seite. Die Brodte, die Melchisedech und Abraham darbringen, führen als Vorbild der Hostie das Kreuzeszeichen.

Noch merkwürdiger als diese symbolischen Darstellungen sind aber die Festzüge des Kaisers und der Kaiserin an den Seitenwänden des Chors. Beide bringen sie in großen Becken ihre Spenden zur Vollendung des Baues. Um sie her der ganze byzantinische Hofstaat von Geistlichen, Würdenträgern und Söldnern in buntester orientalischer Kleiderpracht mit Gold, Juwelen und Perlen überladen.

Ja, mit diesem träumerischen Blick kann ich mir ihn denken, den glaubenseifrigen und doch so wenig glaubenssicheren Kaiser, der in drei Welttheilen durch seine Feldherren siegreiche Kriege führte und in seinem Palast vor dem Geschrei des Pöbels erbebte. Aber diese strengen Marmorzüge, sollen sie wirklich die der tiefgefallenen ränkereichen Theodora sein, wie Prokop sie uns in seiner berüchtigten Schmähschrift schildert? Und jener bärtige Alte neben Justinian, ist er vielleicht Tribonian der rechtskundigste und habsüchtigste Mann seines Jahrhunderts? Oder haben wir, unter den Begleitern der Kaiserin, Antonina, die schamlose Gemahlin Belisar's zu suchen?

Das zweite Hauptwerk des Justinianischen Zeitalters ist die Apollinariskirche von Classis,

welche von allem Glanze der alten Hafenstadt jetzt allein übrig geblieben ist. Von Apollinaris berichtet die Legende, daß der Apostel Petrus, sein Lehrer, ihn nach Ravenna sandte, um das Evangelium zu predigen. Die Wunder, die er hier und in Classis verrichtete, wechselten mit Martern, die wiederholt über ihn verhängt wurden. Seine letzte Zuflucht war die Gasse der Aussätzigen bei Classis. Auch dorthin verfolgte ihn aber die Wuth der Heiden, deren erbitterten Streichen er endlich unterlag. Erst nach länger als fünftehalb Jahrhunderten wurde die noch jetzt bestehende prachtvolle Basilika zunächst dem Grabe des Schutzpatron's von Ravenna unter der Leitung desselben Schatzmeister's (Argentarius) Julian errichtet, der auch als Erbauer von San Vitale und zwei anderen Kirchen genannt wird.

Die Frömmigkeit folgender Zeiten schmückte die Grabstätte des Heiligen mit kostbaren Zierrathen. Bischof Johann VII. unter anderm ließ um 780 einen Baldachin von massivem Silber darüber errichten. In einer Einöde am Meeresstrande belegen, war diese Kirche mit ihren Schätzen für Seeräuber ein lockendes Ziel. So wurde sie denn zu Anfang des neunten Jahrhunderts von Saracenen, namentlich auch jenes Silberschmuckes, beraubt.

Seit dieser Zeit hat sich über den Verbleib der

Reliquie, der zu Ehren die Kirche erbaut ward, ein Zwist erhoben, der mit vieler Leidenschaftlichkeit geführt ist. Die Ravennaten behaupten, der Leichnam des Heiligen sei um eben jene Zeit aus Besorgniß vor der Wiederkehr ähnlicher Gefahren nach der Stadt geflüchtet und in der Kirche beigesetzt worden, die damals dem Heiligen Martinus (in coelo aureo) geweiht war, seitdem aber Sant' Apollinare (nuovo) heißt. Die Camaldulensermönche von Classis bestritten aber, daß die Reliquie je aus ihrer Kirche entfernt sei. Die höchsten Autoritäten der Kirche mußten zu Gunsten von Classis Zeugniß ablegen. Zuerst that es der Stifter des Camaldulenserordens, Sanct Romuald, auf Grund einer Vision, die er während seines nächtlichen Gebetes in der Kirche gehabt hatte. Zwei Jahrhunderte später entsendete Alexander III. einen eigenen Legaten, den Cardinal Grassi, nach Ravenna, der das Grabmal in Classis öffnen ließ und bei Strafe des Bannes befahl, den dort gefundenen Leichnam für den allein ächten zu erkennen.

Die Kirche, zu deren Betrachtung wir nach dieser Abschweifung zurückkehren, ist, auch nachdem Sigismund Malatesta sie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihres Marmorschmuckes beraubt hat, um sein San Francesco in Rimini damit auszustatten, eine der großartigsten altchristlichen Basiliken, die, im

Wesentlichen unversehrt, bis auf unsere Tage gekommen sind. Ueber das geräumige Mittelschiff, das je zwölf Marmorsäulen von erlesener Schönheit und ungewöhnlicher Größe von den Seitenschiffen trennen, breitet sich das alte Basilikendach mit freiliegenden, aber reichgeschmückten Balken.

Die Abseite hinter dem freistehenden Hauptaltar, zu dem man auf Stufen emporsteigt, hat ihre dem Anfang des siebenten Jahrhunderts angehörenden Mosaiken behalten, welche fast die gleichen Gedanken ausdrücken, wie die von San Vitale. Eigenthümlich ist, daß die Stelle des Christusbildes hier ein mächtiges mit Edelsteinen geschmücktes goldenes Kreuz einnimmt, in dessen Mitte das Haupt des Heilandes schwebt, unter welchem aber Apollinaris betend und lehrend dargestellt ist.

Was außerdem noch jetzt eine Eigenthümlichkeit dieser Kirche ist, war dies in früheren Jahrhunderten keineswegs. Eine überdeckte Vorhalle für die Büßenden, Narthex, wie sie im Orient heißt, in Ravenna corrumpirt „Ardica“, ist ein wesentliches Glied der altchristlichen, besonders der byzantischen Kirchen. In Ravenna selbst haben sich von diesem Narthex nur vereinzelte Spuren erhalten. Hier finden wir ihn unversehrt, da er Jahrhunderte lang den Bischöfen zur Grabstätte diente. Neuerdings sind deren Sarko-

jage in das Innere der Kirche versetzt und längs
r Mauern der Seitenschiffe aufgestellt.

Noch eine Anzahl von Kirchen könnte ich erwähnen,
e im sechsten Jahrhunderten erbaut, seitdem aber
rstört, oder entstellend umgebaut wurden. Ich be-
hränke mich indeß auf zwei, an die sich für uns ein
aterländisches Interesse knüpft. San Michele in
ffricisco wurde im Jahr 545 von dem schon er-
ähnten Julianus und seinem Schwiegervater Ba-
anda vollendet. Die Kirche selbst mit ihren schönen
äulen von griechischem Marmor war schon zu An-
ng dieses Jahrhunderts zerstört; doch blieb die Absis
it ihrer großartigen Mosaik, welche den Weltheiland
wischen den Engeln Michaël und Gabriel vorstellt,
och unversehrt. Als neuerdings auch sie dem Unter-
nge bestimmt ward, erwarb sie unser Königlicher
err, und es ist zu vermuthen, daß sie bald als ein
chmuck einer der Kirchen der Hauptstadt aufgestellt
erden wird.

Erst unter Justin II., dem Nachfolger Justinian's,
llt die von Erzbischof Petrus IV. in Classis der
pollinaris-Basilika gegenüber erbaute Kirche des
eiligen Severus. Die Ueberreste derselben sind
var erst im laufenden Jahrhundert unter der Fran-
osenherrschaft niedergerissen; die Reliquie des Heiligen
ber wurde schon zur Zeit Karl's des Großen weg-

geführt und als sie nach mancherlei Irrfahrten in unserem Erfurt eine bleibende Ruhestätte gefunden hatte, rief sie im 14. Jahrhundert dort jene schöne Kirche hervor, die wetteifernd neben dem Dome die alte Stadt überragt.

Die zwei Jahrhunderte Exarchen-Herrschaft haben außer einem Grabmal Isaak VIII. vom Jahr 641 neben San Vitale in Ravenna kaum ein nennenswerthes Monument hinterlassen. Erwähnt zu werden verdient indeß vielleicht aus dieser langen interesselosen Zeit, daß während derselben eine der bekanntesten Episoden der longobardischen Geschichte in Ravenna ihr Ende erreichte. Alboin hatte den Gepidenkönig Kunimund erschlagen und dessen Tochter Rosamunde sich vermählt. Empört über die Zumuthung des trunkenen Königs, ihm beim Festmahl aus dem Schädel ihres Vaters zuzutrinken, hatte sie durch Helmichis und Peredeo den Alboin erschlagen lassen und zum Blutlohn sich selbst dem Mörder hingegeben. Helmichis und Rosamunde mußten vor den entrüsteten Longobarden flüchten und fanden in Ravenna schützende Aufnahme. Durch die Werbungen des Exarchen Longinus gewonnen, reichte sie dem Helmichis den Giftbecher; dieser aber erkannte dessen

todbringende Kraft, bevor er ihn halb geleert hatte und zwang Rosamunden, den Ueberrest zu trinken. Der reiche Königsschatz, Peredeo, und Rosamundens Tochter Albswinde blieben in Longinus Händen, der sie insgesammt seinem Kaiser nach Constantinopel sandte.

Das Band, durch welches Rom noch mit dem östlichen Kaiserthum zusammenhing, lockerte sich immer mehr. Das Bedürfniß eines kräftigen Schutzes gegen die Uebergriffe der Longobarden, den ihnen Byzanz nicht zu geben vermochte, lenkte den Blick der Päpste nach dem Frankenreiche, aus dessen Königshause der neue weströmische Kaiser hervorgehen sollte. Ravenna hielt inzwischen noch fest am orientalischen Reiche und so geschah es, daß die Erzbischöfe dieser Stadt den Primat des Papstes geraume Zeit lang nicht anerkennen wollten. Unter den Isaurischen Kaisern sagte aber auch Ravenna sich von Constantinopel los.

Der zelotische Bilderhaß Leo des Ikonoklasten erregte in Italien noch viel leidenschaftlicheren Sturm, als im griechischen Orient. Auch die Ravennaten wollten sich ihre goldglänzenden, altverehrten Heiligenbilder nicht rauben lassen. Die ganze Stadt erhob sich (728) gegen den Exarchen Paulus, als er die bilderfeindlichen Befehle des Kaisers vollstrecken wollte, und im Getümmel ward er erschlagen.

Luitprand, der Longobardenkönig, bemächtigte sich der herrenlosen Stadt; noch ein Vierteljahrhundert lang blieb aber der Besitz von Ravenna in mehrfachem Wechsel zwischen Griechen und Longobarden bestritten. Als endlich im Jahr 752 mit der Vertreibung des Exarchen Eutychius die byzantinische Herrschaft in diesem Theil von Italien für immer erlosch, blieben auch dem Longobardenreiche nur noch zwei Jahrzehnte. Insbesondere Ravenna war schon vier Jahre nach der Eroberung von Aistulf wieder geräumt worden und durch die Pipinische Schenkung an den römischen Stuhl gekommen.

Seit dieser Zeit hat die päpstliche Oberherrschaft außer den 68 Jahren, wo Ravenna Venedig unterworfen war, keine dauernde Unterbrechung erlitten, wenn auch thatsächlich die Stadt mehrmals ihre Angelegenheiten in republikanischer Form selbst verwaltete, oder von einheimischen Machthabern (den Traversari's und den Polenta's) regiert ward.

Nur auf zwei Momente dieser langen Reihe von Jahrhunderten sei mir noch verstattet, einen Blick zu werfen. Beide haben sie in den Baudenkmalen von Ravenna eine Erinnerung zurückgelassen.

Eine Inschrift an der linken Seitenmauer der Apollinariskirche in Classis berichtet, wie Kaiser Otto III. im Jahr 1000 an jener Stelle die Fasten-

eit in Andacht und schweren Bußübungen verbracht jabe. Da der Kaiser schon im Januar jenes Jahres ie Alpen heimkehrend überschritt, so werden nicht die em Osterfest, sondern die Weihnachten (999) voran-gehenden Fasten gemeint sein, für welche Zeit die Anwesenheit des Kaisers in Ravenna urkundlich fest-teht.

Um die Gränze der beiden Jahrtausende ging eine vunderbar erregte Stimmung durch die Christenheit. Inzählige erwarteten die Wiederkehr des Heilandes md die erste Auferstehung. Mitten in das wilde veltliche Treiben ragte eine Mahnung von Jenseits. So Mancher, der in Sinnenlust und Gewaltthat da-jingelebt hatte, kehrte bei sich selbst ein und entsetzte ich über das Bild, das der Spiegel seines Gewissens hm vorhielt. Verjährter Raub wurde wiedererstattet, Geld und Schätze zu frommen Zwecken flossen reich-ich und vor den Altären drängten die Betenden sich o Nacht wie Tag.

An Kaiser Otto war die Mahnung besonders eindringlich ergangen. Er und sein Vetter Papst Gregor V. hatten im Uebermuth des Sieges an dem Gegenpapst Johann von Piacenza, an dem römischen Patricier Crescentius und an dessen Parteigenossen im Frühling 998 blutige, barbarische Rache genommen. Da traten den beiden mächtigsten der Erde mit stra-

fenden, vernichtenden Worten aus ihren Clausnerzellen zwei Greise entgegen: Nilus aus Calabrien und Romuald aus Ravenna. Ihn zu begütigen bot Otto dem Nilus nicht nur Pfründen und geistliche Ehren, sondern auch reiche Stiftungen zu frommem Zweck. „Von Deinem ganzen Reiche", antwortete der Eremit, „bitte ich Dich um nichts Anderes, als um das Heil Deiner Seele." Da sank der Kaiser weinend vor ihm auf das Knie und legte die Krone zu den Füßen des frommen Mannes. Dieser aber segnete ihn und leitete ihn zur Buße an, welcher Otto den größten Theil des Jahres 999 widmete.

Mit gleichem Ernste mahnte auch Romuald, dessen strenge Frömmigkeit schon drei Jahre zuvor in Ravenna den tiefsten Eindruck auf den Kaiser gemacht hatte. Seit dem Monat April hatte Otto's väterlicher Freund, der gelehrte Gerbert das Erzbisthum Ravenna als Silvester II. mit dem päpstlichen Stuhle vertauscht. In Classis weilte aber Romuald als Abt des damaligen Benedictinerklosters. Hierher also wandte sich nach mehreren anderen Pilgerfahrten der Kaiser, um unter des Abtes Leitung seine Bußübungen zu beenden. „In Gesellschaft weniger seiner Vertrauten", sagt Petrus Damianus, Romuald's Biograph, „verweilte der Kaiser während der ganzen Fastenzeit in dem Kloster. Er fastete und sang Psalmen, soweit er es vermochte und

trug auf dem bloßen Leibe ein härenes Hemd, darüber das golddurchwirkte Purpurgewand. Aeußerlich war sein Bette mit prachtvollen Teppichen bedeckt. In der That aber rieben sich die verwöhnten Glieder des Fürsten auf einer rauhen Schilfmatte wund."

Noch einmal nach Verlauf dreier anderer Jahrhunderte wenden wir den Blick nach Ravenna. Seit einem halben Menschenalter irrte der größte christliche Dichter verbannt und in bitterer Dürftigkeit von einer Stadt Italiens zur andern. Eine seiner Hoffnungen nach der anderen war vereitelt. Beatrice war gestorben, das theure Vaterland, das ihn verstoßen, stürzte durch arge Mißregierung in's Verderben, den Retter Italiens, „den erhabenen Heinrich", hatte Gott mitten aus seiner Laufbahn abgerufen; endlich hatte auch der ritterliche „Herzog" von Verona nicht gehalten, was seine Jugend versprach und der alternde Dante schüttelte vor der Thür des Palastes der Scaliger, wo jetzt Possenreißer willkommener waren, als der Sänger des göttlichen Liedes, den Staub von seinen Schuhen. Ravenna bot ihm die letzte irdische Zuflucht. Der ghibellinische Dichter fand gastliche Aufnahme bei einem guelfischen Häuptling, bei Guido V. Novello von Polenta, dem Neffen eben jener Fran-

cesca, deren Liebe und deren Schuld Dante in so inreißenden Versen gesungen hatte. Am 14. September 1321, wenige Tage vielleicht nachdem er die letzte Zeile des tiefsinnigsten Gedichts aller Zeiten geschrieben hatte, starb Allighieri auf dem Boden des Exil's.

Guido Novello gedachte seinem großen Gastfreund ein ehrendes Grabmal zu errichten; aber bald nach Dante's Tode rieb das alte Geschlecht der Polentanen sich in wiederholtem Verwandtenmorde selber fast auf. Auch ohne Inschrift zeigten die Ravennaten mit Stolz den Marmorsarg, der an die Kirche San Francesco anstoßend, die Gebeine des Dichters umschließt. Erst 162 Jahre nach dessen Tode schmückte Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Nachahmers von Petrarca's Dichtweise, während er Ravenna für Venedig verwaltete, unter Mitwirkung des trefflichen Pietro Lombardo das Grabmal mit Bildniß und Inschriften. Die schlanke Capelle mit dem Kuppeldach aber, auf der das Auge mit Wohlgefallen ruht, wurde im Jahr 1780 von dem Cardinal Gonzaga über dem Grabe errichtet.

Purpur und Seide, mit denen angethan die römische Kaiserin bestattet wurde, sind in Flammen auf-

gegangen und mit ihr selbst zu Staub zerfallen; von alle Dem, was ihr unstetes Leben bewegt hat, ist nichts lebendig geblieben, daß es auch uns noch ergreifen könnte. Die Asche des großen Gothenkönigs ist in die Winde zerstreut und das Staatsgebäude, das er für Jahrhunderte errichtet zu haben glaubte, hat nach seinem Tode kein Menschenalter überdauert. An dem Grabe des christlichen Dichters aber, der keinen Fuß breit Erde sein eigen nennen konnte, legt eine Generation nach der andern neue Kränze nieder. Immer weiter über Länder und Meere hinaus greift die Gewalt seines Gesanges und von Jahrhundert zu Jahrhundert glorreicher und heller erhebt sich das geistige Gebäude, dem sein Lied gegolten, jener unsichtbare Dom des über Tod und Sünde siegenden Glaubens.

Palinuro und Sapri.

(1857.)



Dreimal, seit ich zurückdenken kann, haben tollkühne Abenteurer den Versuch gemacht, mit einer Hand voll Leute, die sie an einem unbewachten Küstenpunkte des südlichsten Theils der italienischen Halbinsel an's Land geworfen, das Reich beider Sicilien der Bourbonischen Herrschaft zu entreißen. Jeder dieser Versuche ist gescheitert und mit dem Blute seiner Urheber gesühnt.

Am 22. Mai 1815 hatte Joachim Murat Ischia verlassen, das letzte Stückchen Erde, welches ihm weniger als sieben Jahre, nachdem er in Neapel seinen Einzug gehalten, von dem schönsten Königreiche der Erde geblieben war. Am 8. October desselben Jahres landete er mit 28 Gefährten im jenseitigen Calabrien in Pizzo. Kaum eine Stunde nachher war er ein Gefangener der Bourbonischen Truppen und am 13. endeten zwölf Kugeln das Leben eines der ritterlichsten, wenn auch nicht immer königlichen, Fürsten.

Noch kleiner war die Schaar, mit welcher von Corfu aus im Juni 1844 die beiden Enkel des öster-

reichischen Admiral's Bandiera — Attilio und Emilio — auf der Ostküste Calabriens, bei dem alten Kroton, landeten. In den Gebirgen des Innern, unweit San Giovanni in fiore gefangen, wurden sie nach Cosenza gebracht und am 25. Juni mit mehrerern ihrer Gefährten erschossen.

Besser vorbereitet war das Unternehmen und bei weitem größer die Waffenmacht, mit der in der jüngsten Vergangenheit Pisacane im Golf von Policastro gelandet ist. Es gelang ihm, jenseits des Gebirges die große calabresische Landstraße zu erreichen, und es bedurfte zweier nicht unbedeutender Gefechte, bis die königlichen Truppen die ihres Führers beraubte Insurgentenschaar theils versprengen, theits aber gefangen nehmen konnten. Während die unglücklichen Verführten des Gerichtes warten, das ihnen bevorsteht, richten sich die Augen so mancher Zeitungsleser nach jener wenig besuchten Küste und man begehrt zu wissen, welchen Grund wol die Sitten und Erinnerungen jener Gegend den Leitern des unheilvollen Versuches darbieten mochten, um ihn eben hier zu wagen.

Der Umstand, daß ich vor einer Reihe von Jahren das Küstenland der Provinz Principato durchwandert bin, hat es veranlaßt, daß solche Fragen auch an mich gerichtet und mit der Aufforderung verbunden

sind, was mir darüber zu Gebote stände, in diesem Kreise mitzutheilen.

Die Verantwortung dafür, daß Ihr Interesse an dem Gegenstande vorausgesetzt wird, überlasse ich denen, die mich freundlich aufforderten. Was aber die Art meiner Mittheilungen betrifft, so würde ich fürchten, die Frische unmittelbarer Eindrücke zu verwischen, wenn ich es unternehmen wollte, Ihnen eine wohlgeordnete Schilderung in abgemessener Objectivität zu geben. Gestatten Sie mir dafür, daß ich Ihnen Fragmente aus den Aufzeichnungen lese, die ich in dem glücklichen Alter, in welchem man noch Garderobe, Wäsche und Bibliothek fußreisend auf dem Rücken trägt, an Ort und Stelle gemacht habe. Wenn hin und wieder eine kleine Ergänzung mit eingeschoben wird, so wollen Sie das freundlich unbemerkt lassen, oder doch wohlwollend entschuldigen.

Centola, den 22. September.

Das waren drei Tage angestrengter Arbeit seit Paestum! Als ich an der Schwelle jener traurigen Kneipe von Capaccio Abschied nahm von den Freunden, mit denen ich Tagelang die Trümmer der alten Posidonia durchforscht hatte, da meinten wir wohl

nicht, daß ich mich nach den Maccaroni des Tavernar's noch zurücksehnen würde, wie nach Aegyptens Fleischtöpfen. Wohl bezeichnen die volltönenden Namen, wie Akropolis, Leukosia, Velia den classisch großgriechischen Boden; aber welch heillos unwirthliche Nester in diesem Cilento (dem District von Vallo)! und vor Allem, welch verzweifelte Wege! Statt des glatten Sandes, auf dem es sich sonst so behaglich am Meeresrand spaziert, ist auf Stunden weit dieser Strand nur von eckigem locker aufgehäuftem Gestein überschüttet und zwischen hinein schieben sich die steilen Vorgebirge, über welche zwischen Fels und Gestrüpp der Wanderer sich seinen Pfad suchen muß.

Am Ufer hin und wieder ein Wachtthurm mit zwei oder drei zerlumpten, oft fieberkranken Soldaten; etwas in's Land hinein, auf vereinzelten Bergkegeln, in weiten Zwischenräumen alterthümliche Ortschaften, deren Inneres dem stattlichen Aussehen wenig entspricht, das die terassenförmig aufstrebenden Häusermassen von der Niederung aus zeigen.

Was man bei uns zu Lande Wege nennt, gieb't es nicht, um dort hinauf zu gelangen. Gewöhnlich kommt ein Waldbach von der Höhe herab, in dessen Bette man von Stein zu Stein klettert, bis man den ersten Häusern zunächst kommt. Wie es aber eigentlich gehalten werde, wenn in der Regenzeit das ganze

lußbett vom Wasser ausgefüllt wird, das ist mir och nicht klar geworden.

Die Erfindung der Brücken scheint auch noch nicht i diese Gegend vorgedrungen. An den wasserreicheren Bächen versieht wohl ein Fischer oder Bauer den Dienst des heiligen Christophorus. Ein paar Mal aben mich sogar Weiber hindurchgetragen. Anderwärts entschuhet man sich eben und fühlt sich vom ühlen Fußbade zur ferneren Wanderung erfrischt.

Die Bewirthung in diesen Tavernen, wo man ergleichen antrifft, hat wenigstens den Vorzug der Simplicität: feuriger Wein und Sardellen, etwa nach Art der Kräuter-Anschovis stark mit getrocknetem Thymian angemacht. Ist das Glück gut, so bekommt man dazu noch ein Stücklein Brod, etwas Anderes ie. Gestern schenkte mir, dem Halbverhungerten, ein lter Soldat ein Scheibchen Speck, und ich kann verichern, daß ich Straßburger Pastete noch nie mit olchem Behagen verzehrt habe.

Das war in Torre dell' Acciarolo, wo die Küste ich plötzlich nach Westen wendet, und eingerahmt von mächtigen Cactuspflanzen, die zu beiden Seiten standen, that sich die weite Bucht des Alento, durch das zackige Vorgebirge Palinur in blauer Ferne begränzt, vor meinen hocherfreuten Blicken auf. Jenseit Casalicchio traten die Berge etwas zurück, um einer Sumpfebene

Raum zu lassen, aus welcher der alte Hales, jetzt Alento, sich in das Meer ergießt. Am andern Ufer tritt ein abgerundeter grasbewachsener Hügel mit einem Wartthurm (Castell' a mare della Bruca) aus dem Halbkreise der Anhöhen hervor. Mühsam erstieg ich ihn und fand ihn von unkenntlichen Trümmern aus classischer Zeit überdeckt. Nur die mächtigen Quadern der Stadtmauer, acht und mehr Fuß lang, waren großentheils an ihrer Stelle geblieben. Alles Andere nur ein wüster Haufen von Backsteinen und sparsamen Resten besseren Materials. Ich sah mich schmerzlich enttäuscht, da ich von Velia, der um ihrer bürgerlichen Tugenden nicht minder als um ihres Wohlstandes willen gepriesenen Schwesterstadt Massiliens, großartigere Ruinen erwartet hatte. Spricht doch noch Winkelmann von erhaltenen Tempelhallen.

Zu dieser fernen Küste also war mehr als fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Bevölkerung des Asiatischen Phokaea, dem Perser Harpagon entfliehend, geschifft. Durch eine Reihe von Menschenalter hat der junge Staat unter den Gesetzen geblüht, die ihm der weltweise Parmenides mit tiefer Einsicht niedergeschrieben.

Von Velia, wo schon um die Zeit der ersten Gründung der Kolophonische Denker Xenophanes eine neue Heimath gefunden, erhielt die philosophische

Schule der Eleaten ihren Namen. Hier entzündete sich der Jahrhunderte lange Kampf der Philosophie gegen die fabelerfindenden Dichter. Von den Eleaten zuerst wurde die Einheit und Unwandelbarkeit Gottes gelehrt. Welch wunderbares Schauspiel! Ein Volk von Kaufleuten und Fischern, die sich am Thunfischfang bereichert, zu dem sie zuerst die kunstreichen, vielkammerigen Netze an diese Küste gebracht hatten, lauscht im Theater zusammengedrängt in athemloser Spannung auf den Weisen, der ihnen sein Gedicht von der Natur vorträgt, Verse, wie sie tiefsinniger vielleicht nie in Griechischer Sprache geschrieben sind. „Nach welcher Seite ich meine Gedanken lenkte", sagt Xenophanes, „immer kehrten sie bei dem Einen und Gleichen ein. Alles Seiende, auf welcher Waage ich es wog, ergab eine und dieselbe Natur."

Strengere Formen des Denkens bildete sich die eleatische Schule unter den beiden Nachfolgern des Xenophanes, Parmenides, dem Gründer der Dialektik, und Zenon, neben Melissos dem Ersten unter den Eleaten, der den Sprüchen der Weisheit auch das poetische Gewand nahm. Sie Beide führt Plato in dem berühmten Dialog, der von dem Ersten benannt ist, bei den panathenäischen Festen mit dem kaum erwachsenen Sokrates zusammen, um so die eleatische mit der attischen Philosophie zu verknüpfen.

Neigte in Zeno die Dialektik nicht selten zu sophistischer Spitzfindigkeit, so bekräftigte doch sein Tod die Treue seiner Ueberzeugung. Wenig Anekdoten aus dem Alterthum sind bekannter, als daß Zenon von Nearchus, der in Velia die Tyrannis usurpirt hatte, auf einem Umsturzversuche ergriffen, sich unter den Qualen der Folter die Zunge abgebissen habe, um nicht die Namen seiner Mitschuldigen, die ihm abgepreßt werden sollten, zu nennen.

Jahrhunderte verfließen, ohne daß Velia von der Geschichte genannt würde. Es wird gleich den anderen Griechischen Städten dieser Küste mit den halbbarbarischen Lucaniern des Binnenlandes Kämpfe zu bestehen gehabt haben und vielleicht endlich unterlegen sein. Dann wurde auch Velia von der Römischen Herrschaft verschlungen und, mit Ausnahme der Mauern, datiren gewiß alle noch vorhandenen Trümmer aus dieser Römischen Zeit.

Hier wohnte der Jurist Trebatius Testa, Cicero's Freund. Dort an den Ufern des Hales lag der schattig-kühle Hain seines Landhauses, dessen selbst Fremde sich freuten. Hierher flüchtete Cicero in dem Umsturz der Dinge nach Cäsars Ermordung und als er seinen Trebatius nicht antraf, herbergte er bei Talna. Nächst der Mündung des Hales, wo jetzt der große Teich brakigen Wassers ist, hielt Brutus

im alten Hafen von Velia mit seiner Flotte und kam, Cicero zu besuchen, nach Velia. Dann, zum bleibenden Denkmal dieses flüchtigen Aufenthalts, schrieb Cicero seine dem Trebatius gewidmete Topik.

Nach eben diesem Velia, das im Alterthum seiner gesunden Luft wegen eben so bekannt war, wie jetzt wegen seiner aria cattiva, wollte der Arzt Antonius Musa den augenkranken Horaz schicken, weshalb dieser in einer bekannten Epistel seinen Freund Vala um Auskunft bittet, wie es sich dort leben lasse:

„Wie es in Velia wintre, was, Vala, für Luft um Salernum,
Welcherlei Menschen im Land, und der Weg wie?"

Welche Fülle der Erinnerungen, die an mir vorüberzogen, als ich, auf dem einsamen Hügel Rast haltend, hinausblickte über die sturmbewegte tyrrhenische See! —

Da begegnete mein Auge an dem mitteralterlichen Wartthurm dem halberloschenen Namen des Galvano Lancia und eine neue Kette geschichtlicher Bilder zog an mir vorüber. Hier also gebot einst der Bruder der schönen Blanca, Friedrichs, des zweiten unter den Hohenstaufen, letzter Gemahlin, der eine treugebliebene Oheim des Königs Manfred, der auch bei Conradin ausharrte bis zum Untergange des Sternes der Hohenstaufen, bis zum Schaffot, das er am

unheilvollen 29. Oktober 1268 mit dem 16jährigen Heldenspross bestieg.

Gleich den meisten Städten dieses Ufers wird auch Velia durch die Raubzüge der Sarazenen entvölkert sein, die in nächster Nachbarschaft an Agropoli Jahrhunderte lang eine feste Burg besaßen. Wie großen Reichthum von Alterthümern mag aber dieser jungfräuliche Boden in sich schließen, den noch nie das Grabscheit eines Alterthumsforschers berührt hat!

Heut Morgen war das Ungemach der Reise durch das Wüthen eines Aequinoctialsturmes nicht wenig gemehrt, der eine regenschwangere Wolke nach der anderen über mein Haupt sandte. Die Wellen brandeten mächtig den Strand hinauf, der allmälig felsiger und steiler anstieg. Der Wind verfing sich in dem Mantel, in den ich mich immer fester einhüllte, und das Maulthier, dem ich seit Pisciotta mich anvertraut hatte, wurde beim Niederschlagen des Regens, beim Toben der hoch aufspritzenden Wellen und beim unheimlichen Heulen des Sturmes endlich so scheu und stetig, daß ich mich wohl entschließen mußte, in ein Winzerhaus einzutreten.

Die junge wohlgestaltete Vignerolin bot freundlich Trauben und Feigen und ich sah lange der Arbeit der ganzen Familie zu. Auserlesene reife Feigen, die an der Sonne getrocknet waren und aus denen der

Zucker hervorquoll, lagen in reichem Vorrath bereit. Die Mutter gab ihnen mit dem Finger die geeignete platte Gestalt. Die älteste Tochter schnitzelte aus festem Rohr (Canna) dünne zugespitzte Stäbchen, auf welche die jüngeren Kinder je eine Mandel Feigen sorglich aufspießten. Der Großvater reihete dann zum Behuf der Versendung die Zeilen in saubere Körbchen. Es war ein anmuthiges Genrebild.

Weiterhin zwischen den Weinbergen gegen das Meer zeigte mein Begleiter mir ein unförmliches Gemäuer, anscheinend Römischer Zeit, als das Grabdenkmal Palinur's. Günstige Winde, so erzählt Virgil, führten von Sicilien die Flotte des Aeneas gen Latium. Palinur steuerte durch die milde thauige Nacht das leitende Schiff. Alles hatte sich dem Schlafe hingegeben, der endlich auch den Steuermann überfiel. Da drängte der übelwollende Traumgott ihn

— — — — „mit dem berstenden Theil des Castelles
Und mit dem Steuer zugleich und warf in die wallende Fluth ihn
Häuptlings hinab, der umsonst oftmals die Seinigen anrief."

Anderen Morgens erst wird Aeneas den Verlust gewahr und ruft:

„Tief aufseufzend und ganz vom Geschick des Freundes erschüttert:
O, der zu dreist dem Himmel und heiteren Meere vertraute,
Nackend liegst Du hinfort am Fremdlingsstrand, Palinurus."

Am Ufer des Cocytus findet Aeneas später den Schatten, den, so lange der Leichnam nicht bestattet ist, Charon in seinen Nachen nicht aufnehmen darf. Drei stürmische Nächte, berichtet Palinur, sei er durch die Meerfluth geschwommen. Am vierten Morgen habe er von der Höhe der Brandung das Land Italia erblickt. Als er aber an's Land schwimmend schon sichern Boden gewonnen und die gebogenen Hände an den zackigen Felsen geklammert, da habe ihn, der vom triefenden Kleide beschwert war, grausames Volk mit dem Schwerdte getödtet. Auf seine Bitte, daß Aeneas umkehren und ihn bestatten möge, entgegnet die Sibylle:

„Wisse, die Nachbaren werden, wenn weit umher durch die Städte
Himmlischer Drohungen Schen sie geschreckt, die Gebeine Dir sühnen,
Dir den Hügel erhöh'n und feierlich opfern am Hügel,
Und von Dir wird ewig der Ort Palinurus genannt sein.

Jenseit des schäumenden, wasserreichen Melfi, der auch Lambro oder Rubicante genannt wird, ging es ziemlich steil bergauf. Mit Freuden vernahm ich von meinem Maulthiertreiber, daß jenes umfangreiche Gebäude, das am Rande des Hügels so stattlich vor den übrigen Häusern von Centola hervortrat, dem Don Ciccio de Lupo gehöre, an den ich empfohlen war. Don Ciccio empfing mich mit jener einfachen aber

herzlichen Gastfreundlichkeit, die man nur noch in Ländern findet, die erträglicher Herbergen entbehren.

Das ganze Hauswesen zeugte von Wohlstand, auch fehlte den Familienmitgliedern eine gewisse Bildungsstufe nicht. Ob indeß die in ihrer Art reichliche Abendmahlzeit dem Geschmacke der Mehrzahl meiner Landsleute entsprochen haben würde, weiß ich in der That nicht. Von Fleischspeisen konnte am heutigen Freitag nicht die Rede sein. Den Anfang machte nach antiker Sitte Salat und zwar lediglich aus Zwiebeln bestehend. Dann folgten geschmorte Liebesäpfel (Pomi d'oro), in Oel gebratene Schoten Spanischen Pfeffers (Peparoli), gesottene Cichorienblätter und in Salzwasser eingemachte Oliven. Auch Sardellen und gesalzener Thunfisch (Tonnino) fehlten nicht, zum Zeichen, daß neben Corallen diese beiden den wichtigsten Meeresertrag um das Palinurische Vorgebirge abwerfen. Den Beschluß machte der in Süd-Italien überall verbreitete beißende „Pferdekäse" (Cacio-cavallo), nicht etwa weil er von Pferdemilch gemacht würde, sondern deshalb so genannt, weil er, in Blasen eingepreßt, zu zwei und zwei rittlings auf Stangen aufgereiht, in den Rauch gehängt wird. — Was ich an dieser Mahlzeit vielleicht minder schmackhaft fand, das ersetzten die classischen Erinnerungen. Hatte ich von dem geräucherten Käse doch öfters bei den alten Schriftstellern gelesen

und hatte ja selbst Horaz — wenigstens in Versen — schwelgerischem Mahle jene nüchternen Gemüse als ächte Sängerkost vorgezogen:

— — — „Mir sind Kost Oliven
Mir Cichorien, mir leichte Malven.“

Den 23. September.

Der Sturm hat diese Nacht gar übel gehaust. Auf meinem Wege nach dem Hafenort Palinur fand ich die heranreifenden Oliven größtentheils auf dem Boden verstreut, die Aeste vielfach gebrochen. Durch den seit gestern mächtig angeschwollenen Melfi konnte mein Begleiter mich nicht ohne Gefahr hindurchtragen. Eine Brigantine hatte, von Sicilien kommend, im Hafen Schutz gesucht und war nicht weit vom Ufer auf den Strand gerathen. Wie ein kranker Fisch lag sie ganz auf der Seite, und so oft eine neue Welle kam, bäumte diese sich hoch auf an dem breiten Schiffsbauche und überzog auf Augenblicke bis zur äußersten Spitze Mast und Takelwerk mit silberglänzendem perlenden Schaum. Vergebens waren die Anstrengungen der Schiffer, die Ladung zu bergen. Schon hatte das zürnende Element dem todeswunden Wild die Flanken geöffnet und Kisten und Ballen trieben auf dem Wasser dahin. Wie zierlich spielten

die Wellen mit den goldenen Hesperidenäpfeln, die sie aus der sorglichen Verpackung herausgeschält hatten, und die Buben am Ufer lauerten, wenn die Brandung ihnen eine Orange nach der andern zuwerfen würde.

Das Oertchen, wenn auch nur aus wenig Häusern bestehend, scheint nicht ohne Wohlstand und in regem Verkehr mit andern Häfen dieser Küste. Schiffsherren von mancherlei Heimath spazierten am Strande und tauschten ihre Besorgnisse über das Schicksal der in See befindlichen Fahrzeuge aus. — Von dem Telegraphenthurm, der den Gipfel des weit hinausgestreckten nackten Vorgebirges bezeichnet, war der Blick über die empörten Meerfluthen unermeßlich. Die mächtige Bergkette Calabriens von der Montea bei Belvedere bis gegen den Monte Cucuzzo barg ihre Häupter zum Theil in den Wolken. Gegen Policastro fallen überall die Felsen steil in's Meer, ohne für einen Pfad Raum zu gewähren. Einen schmalen Wolkenstreif, der genau gegen Süden schwarz auf dem Meer lagerte, wollte mein Geleitsmann als den Rauch des immer thätigen Vulcans Stromboli bezeichnen, dessen periodisch aufleuchtendes Feuer man in heiteren Nächten deutlich erkenne.

Der Kalkfelsen dieses Vorgebirges ist nach allen Seiten von Grotten tief unterhöhlt. Die meisten derselben öffnen sich unmittelbar auf das Meer und sind

nur zu Wasser zugänglich. Ein solches hochgewölbtes Felsenthor (die grotta del stucco) that sich am Fuße der Felsenwand auf, über deren Höhe der Weg zum Telegraphen führte. Da war es denn ein prächtiges Schauspiel, wenn Welle auf Welle sich heranwälzte, den weiten Schlund plötzlich bis oben füllte und mit einem Donner, gleich der Detonation einer Kanone, gegen die Felsendecke schlug, daß der Berg erzitterte und der Schaum noch weit über meinen Weg hinausspritzte.

Die sehenswerthesten unter diesen Grotten liegen am südlichen Fuße des Berges, aber um kein Geld war ein Schiffer zu finden, der mich bei diesem Winde um das Vorgebirge herumgefahren hätte. Die schon erwähnte grotta del stucco hat ihren Namen von den schönen Stalaktiten, mit denen sie geschmückt ist; eine andere soll das wunderbare Schauspiel der blauen Grotte von Capri in noch erhöhter Schönheit wiederholen. In mehreren finden sich Knochen in Menge; als die reichste derselben wurde mir die cala delle ossa genannt.

An diese Gebeine knüpft sich eine merkwürdige Ueberlieferung: von Alters her war das Meer auf der Höhe von Palinur seiner Stürme wegen gefürchtet. Zahlreiche Schiffbrüche, die sich in diesen Gewässern ereignet, hat die Geschichte aufgemerkt. Insbesondere aber sind es zwei, die uns hier interessiren.

Im ersten Punischen Kriege, als die Römer mit unglaublicher Anstrengung Schiffe über Schiffe bauten, meist um die kaum vollendeten durch den Feind oder durch Stürme sich wieder entrissen zu sehen, zwei Jahre nach dem Unglück des Regulus bei Clupea (253 v. Chr.), kehrten die Consuln nach einem erfolgreichen Raubzug von der Karthagischen Küste zurück. Des Steuerns wenig erfahren und des zu durchschiffenden Meeres fast unkundig, wußten sie im Sturme, der sich plötzlich erhob, keinen Rath und in wenig Stunden waren nicht weniger als 150 größere Schiffe mit vielen Menschen und aller Afrikanischen Beute an den Klippen zerschellt.

Mehr als zwei Jahrhunderte später, gegen das Ende der Kämpfe, aus denen Octavian als Alleinherrscher hervorging (im Jahre 36 v. Chr.), bereitete er gegen Sextus Pompejus einen entscheidenden Schlag. Drei Flotten sollten zwischen Italien und Sicilien zusammentreffen; Octavian's eigene, die erst eben von Agrippa im Lucriner See erbaut war, die Tarentinische des Statilius Taurus und eine dritte, die Lepidus aus Afrika herbeiführen sollte. Da geschah es, daß mitten im Sommer (am 3. Juli) ein Sturm die Schiffe des August erfaßte, einzelne scheitern ließ und die übrigen zerstreute. Zwar sammelte die Flotte sich wieder im Palinurischen Hafen. Plötzlich aber

setzte der Sturm von Süden nach Westen um. Gegen diese Seite bietet der Hafen keinen Schutz. Die Ankerketten rissen, Schiff wurde gegen Schiff geworfen und der größere Theil der Flotte ging unter. Was übrig blieb, erlag zum Theil noch den Brandern des Menas.

Schon im 11. Jahrhundert war der Glaube verbreitet, die in jenen beiden Schiffbrüchen des Jahres 255 und 36 v. Chr. Verunglückten seien in den erwähnten Höhlen bestattet und Meereswasser und Felsensinter haben sie so, wie sie gefunden worden, incrustirt. Noch jetzt ist diese Meinung hier zu Lande allgemein angenommen; doch gestanden mir die Befragten, daß sich noch nie ein ganzes Skelett, ja noch nicht einmal ein ganzer Schädel gefunden habe. Die mancherlei Proben, die man mir vorzeigte, näherten sich wohl menschlicher Gestaltung, jedoch ohne ihr mit Entschiedenheit anzugehören.

In der That ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Palinur, wie auch Brocchi annimmt, ein Glied in jener sich rings um das Mittelmeer schlingenden Kette isolirter Kalkfelsen ist, deren Klüfte und Spalten von einem Conglomerat calcinirter oder incrustirter Thierknochen und losen Gesteins ausgefüllt sind. Einige der bekanntesten dieser Art sind die Felsen von Gibraltar, von Cette, von Antibes und Nizza und der Monte-Uliveto bei Pisa. Noch zahlreicher sind solche

nochenanhäufungen längs der ganzen Ostküste des driatischen Meeres bis herunter nach Cerigo. An anchen unter den genannten Orten bezeichnet das olk sie wie in Palinur als Menschenknochen; genauere ntersuchungen haben aber gezeigt, daß Gebeine von erschiedenartigen Thieren, namentlich von Wiederkuern und Nagethieren, bunt und regellos durch nander geworfen sind, daß aber menschliche Ueberste sich nicht darunter finden.

Im Hintergrunde jener südlichen Bucht, welcher ie Mehrzahl der eben geschilderten Grotten zugekehrt t, tritt von dem schmalen Uferstreifen, der die Münung des Melsi von der des Mingardo (oder Trientо) trennt, ein nach drei Seiten hin unzugänglicher eil abfallender Felsen vor. Auf seinem breiten Plaau entspringt eine reichliche Quelle guten Trinkassers. An Trümmern aber findet sich außer unbeentenden mittelalterlichen Ueberresten nur ein wüstes ewirr von zerbrochenen Bausteinen klassischer Zeit. ier stand Pyxos (oder Buxentum), eine wenig äter als Velia von Reggio und Messina aus gegründete blühende Pflanzstadt. Nach dem zweiten Punihen Kriege wurde es eine Colonie der Römer, die ber Anfangs so wenig gedeihen wollte, daß nach enig Jahren eine neue Ansiedelung nöthig ward. ahrhunderte lang weiß die Geschichte von der ent-

legenen Ortschaft nichts zu berichten. Am 1. Mai 305 unserer Zeitrechnung stiegen die beiden Weltbeherrscher, Diocletian nächst Nicomedien, Maximian in Mailand, vom Throne. Jener widmete in der Einsamkeit von Salona noch lange Jahre philosophischer Betrachtung, und die Nachwelt hat dem kaiserlichen Einsiedler Bewunderung fast verschwenderisch gezollt. Maximian zog sich grollend auf den Felsen von Pyxos zurück und verscherzte die Theilnahme der Geschichte durch den ehrgeizigen Ungestüm, mit dem er schon nach 1½ Jahren wieder auf der Weltbühne erschien, um bald unrühmlich zu enden. — Im Mittelalter war Buxentum lange ein Raubschloß der Normannen. Schließlich wurde es von den Saracenen vielfach ausgeplündert und im Jahre 1464 gänzlich zerstört.

Don Ciccio war, als ich heimkehrte, in wirthschaftlichen Angelegenheiten ausgegangen, und so verfiel ich dem Geplauder seiner Familie. Ein Tourist in Centola war keine alltägliche Erscheinung. Fremde, meinte die Hausfrau, Donna Concetta, sehe man etwa eben so häufig als weiße Fliegen. Don Pancrazio, der alte Oheim, erinnerte sich indeß Millin's, der in Palinuro auf ein paar Stunden ans Land gestiegen sei. Am meisten wußte man von zwei Oesterreichischen

Offizieren zu erzählen, die vor einer Anzahl Jahren einige Tage lang des Hauses Gäste gewesen. Liebe, gebildete Leute, umgänglich für Jedermann, auch der Sprache nicht unkundig, nur leider so — unreinlich. Ich muß gestehen, nach den Erfahrungen, die während dieser letzten vier Tage mir zu machen beschieden war, und die ich vollständig dem Papiere anzuvertrauen mich nicht entschließen kann, hätte hier zu Lande wohl schwerlich ein anderer Vorwurf gegen meine Landsleute mir überraschender sein können. Noch unerwarteter aber war mir der Thatbestand der angeschuldigten Unsauberkeit. Ich möge nur denken, so lautete die Anklage: während andere Christenleute Oel und Essig über den Salat gössen, hätten jene Tedeschi beides auf einen besondern Teller geschüttet und nebst dem Salz und Pfeffer mit einem Löffel gemengt. Ob man sich wohl Unappetitlicheres denken könne! — Daß Schönheit ein relativer Begriff sei, wußte ich längst aus Lessing; nun sollte ich also erfahren, daß auch von der Reinlichkeit das Gleiche zu sagen sei.

Es hatte meinen freundlichen Wirthen nicht verborgen bleiben können, daß ich Protestant bin. Don Basilio, des Hausherrn Bruder, ein geistlicher Herr, hielt sich, sonstiger Aufklärung unerachtet, für verpflichtet, in aller Eile einige Bekehrungsversuche an mir zu machen. Ich weiß nicht, ob wachsende Reise-

lust meiner Glaubensgenossen ihm noch oft Gelegenheit geben wird, dies Experiment zu wiederholen; verbessert er aber seine Methode nicht erheblich, so fürchte ich, daß er auch gegen meine Nachfolger keine größeren Erfolge davon trägt. Weinende Marienbilder, schwitzende Crucifixe, eine mannaträufelnde Höhle und ich weiß nicht was sonst noch Alles für Wunder, bildeten das Rüstzeug in seinem geistlichen Arsenal. Als diese Waffen nicht fruchten wollten, holte er einen dickleibigen Beichtspiegel herbei, in dem er aber zum Unglück trotz stundenlangen Suchens die Stellen nicht finden konnte, die, wie er versicherte, mich ohne allen Zweifel überzeugt hätten.

Von den Wundern übrigens, die er berichtete, hat mir eines gefallen, und so will ich es aufmerken. Ihr geht nach Calabrien, sagte Don Basilio, nach Paola. Ihr werdet nicht versäumen, das staunenswerthe Kloster des heiligen Franz zu besuchen, das, Angesichts des Meeres, auf kühnem Brückenbogen quer über die tiefe Schlucht eines wilden Bergstromes gebaut ist. Ganz Italien könnt ihr durchreisen ohne dergleichen wieder zu sehen. Nun merket wohl auf die Entfernung vom Kloster bis zur Stadt Paola. Obgleich ihr ein rüstiger Fußgänger seid, werdet Ihr den Weg in einer halben Stunde nicht zurücklegen.

Vernehmet aber, was sich zutrug, als im 15. Jahr-

hundert der heilige Franz, den die Kirche nach seinem Geburtsorte „von Paola“ nennt, in jenem Kloster ein junger Minoritenmönch war. So viel Wunder verrichtete der heilige Mann, daß das Kloster nicht leer ward von Hülfsbedürftigen. Die Mönche konnten nicht mehr ungestört ihre Horen singen, geschweige denn im Refectorium beisammen sitzen. Da wurde es dem Pater Guardian zu viel, und er verbot dem jungen Mönche, ohne Erlaubniß seines Oberen irgend weitere Wunder zu thun. Franz gehorchte, wie die Gelübde seines Ordens ihn dazu verpflichteten.

Eines Tages wurde er, um Almosen zu sammeln, nach Paola gesendet. Man wird Euch das dreistöckige Haus zeigen, gleich zu Anfang des Ortes. Nun gut, das wurde damals gebaut. Eben in dem Augenblick wo Franz vorüber geht, gleitet ein Maurer von der höchsten Leiter. Noch zwei Secunden, und er wird zerschellt vor seinen Füßen liegen. Es war eine schwere Wahl für den heiligen Mann. Wunder zu thun, hatte der Superior ihm verboten; sollte er aber deshalb jenen Aermsten elend um’s Leben kommen lassen?

Da, im rechten Moment, verfällt er auf einen glücklichen Ausweg. Warte, ruft er dem Stürzenden zu, warte nur ein wenig, bis ich mir vom Guardian Erlaubniß geholt habe. Und schnellen Laufes eilt er

in das Kloster, eben so schnell kehrt er zurück, nachdem seine Bitte gewährt war. Noch waren drei viertel Stunden nicht ganz verstrichen, noch schwebte der Maurer, den Kopf nach unten, die Füße hoch in der Luft zwischen Himmel und Erde. Da breitete Franz seine Kutte aus und leise schwebte der Gerettete auf sie hernieder, ohne sich auch nur ein Haar gekrümmt zu haben.

Noch angelegener als dem geistlichen Herrn war den Frauen des Hauses meine Bekehrung. Waren sie sich auch bewußt, der Waffen zu ermangeln, mit denen ich zu besiegen sei, so hielten sie es doch für unmöglich, daß ich den gelehrten Gründen des Don Basilio auf die Dauer widerstehen könnte. Donna Concetta, eine resolute junge Frau voll lebhafter Theilnahme für den irrgläubigen Fremdling, frug ab- und zugehend, „begreifst Du es endlich“, „bleibst Du immer noch verstockt?“ Endlich riß ihr die Geduld. Unversehens faßte sie mich bei der Brust und zückte die metallene Spindel, mit der sie im Gehen spann, gegen mich. „Nun erkläre Dich“, rief sie aus, „ob Du glauben willst oder nicht?“

Carmela, die alte Neapolitanerin, die seit 35 Jahren im Hause diente, nahm sich meiner an. „Bemitleiden muß man ihn“, sagte sie, „hat er doch nun einmal so harten Kopf. Was kann er dafür!“

ie würde es Euch dünken, sagte ich zu Donna
tta, wenn dies, Euer Söhnlein, der kleine An-
einst herangewachsen sein wird, und auf Reisen
cht in mein Land käme, oder zu den Engländern,
m gleichen Bekenntniß zugethan sind, wie würde
uch dünken, sage ich, wenn er dann Eurem
ıen abwendig gemacht würde und zu denen über-
die Ihr verkehrter Weise Ketzer nennt? Nun,
Mütter halten nicht weniger an ihrem Glauben
ıd lieben ihre Söhne nicht minder als die Italie-
n. So hat denn meine Mutter, als ich von ihr
mich beschworen, nicht Katholik zu werden. Ihr
Mutter; könnt Ihr wollen, daß ein Sohn dem
iebsworte einer Mutter zuwiderhandle? —
h hatte gehofft, meine Worte sollten eine em-
iche Stelle in ihrem Herzen finden; aber gerade
ıengesetzt war der Erfolg. „Nicht katholisch zu
n, hast Du versprechen müssen“, rief sie aus;
das ist mir eine schöne Mutter, die nicht leiden
daß ihre Kinder Christen werden. Sehen möchte
, diese Mutter; das kannst Du ihr schreiben!“
ıdem kehrte Don Ciccio heim. Wir beide lust-
lten noch lange auf dem flachen Dache des
s, von wo der Blick über die vorliegenden be-
:en Hügel nach dem Palinurischen Hafen und
birge und weit hinaus über das unermeßliche

Meer schweift. Don Ciccio hatte in seinen jungen Jahren noch unter Murat gedient und sprach mit Begeisterung von jener Epoche Neapolitanischen Waffenruhms.

Von jener Zeit, berichtete er, stammen auch die geheimen Gesellschaften, welche allein im Lande sich im Besitz höherer Aufklärung und Einsicht befinden. Was wüßten wir über das Jenseits, fügte er hinzu, gäben die höheren Grade der Maurerei uns nicht die Mittel, Todte reden zu machen? Und was sagen uns die Geister? daß den Verstorbenen nichts bleibt, als ein schattenhaftes Gespensterleben, und daß ein Thor ist, wer an Auferstehung und Gericht glaubt. — — Welche Gegensätze! Concetta und Ciccio!

Capri, 24. September.

Ein breiter goldiger Lichtstrom quoll mir heut Morgen entgegen, als ich die einzige Oeffnung aufstieß, durch welche Luft und Licht in meine Schlafkammer dringen kann, die Thür nämlich, die sie mit dem Wohnzimmer verbindet. Eine frische, balsamische Herbstluft wehte mich an und schüttelte die letzten nächtigen Regentropfen von den erquickten Bäumen. Da war denn schnell gerüstet, und schon hatte die

Reisetasche ihren Platz auf meinen Schultern wieder eingenommen, als Don Ciccio herbei kam, um mir den Scheidegruß zu geben. Auch Donna Concetta verlangte mich noch zu sehen und beschied mich an ihr Bett. „So gehe denn“, sagte sie „und wiederhole Dir täglich, was Du gestern gehört hast. Hast Du es jetzt noch nicht begriffen, so will ich glauben, daß es nicht böser Wille war. Hinterdrein aber wird das Verständniß sich schon einstellen. Bist Du erst so weit, dann komm wider zu uns und Du sollst sehen, wie wir Dich lieb haben wollen. Und nun geh, mein Sohn, und Sanct Antonius möge Dich geleiten.“

Welch köstlicher Morgen empfing mich! Die breite Gebirgsmasse des Monte Migliosa schied mich vom Meere; die Hauptkette des Apennin gegen Colle rosso blieb mir zur Linken. Zu beiden Seiten kühne, malerische Bergformen mit reichem Gürtel frischen, kräftigen Waldes. Diese tiefen, duftesreichen Farbentöne in den überschatteten Thälern, dieses Glühen der sonnebestrahlten Kalkfelsen, der Häusergruppen und Kapellen, in markiger Morgenbeleuchtung rings an den Berges-Abhängen, vor Allem am Monte santo, von dessen mannaträufelnder Grotte ich gestern so viel vernommen, dieses Brausen und Schäumen der klaren und wasserreichen Bäche, die aus all den düsteren Felsschluchten hervorstürzten, um sich von der hellen,

warmen Sonne bis auf den Kieselgrund durchscheinen zu lassen, — wahrlich, es war überwältigend schön.

Eigenthümlich vor Allem schwebte das Dörfchen San Severino, das einer der edelsten, hier weit umher begüterten Familie des Königsreichs den Namen gegeben, unter einer überhängenden Felswand hoch oben am Rande der Kluft, in welche der Trivento sich verliert.

Das Thal des Faraone, in dem ich nun empor stieg, ist gar freundlich und wohl angebaut und lohnt mit überreichem Segen den unverkennbar großen Fleiß der Bewohner. Jeder Hügel ist mit einer Ortschaft gekrönt. Besonders stattlich und stolz thronte gerade vor mir Rocca gloriosa. Immer kühner und steiler aber, je weiter ich fortschritt, entwickelte sich zu meiner Rechten der Monte Bulgaria, eine weit gegen das Calabresische Meer hinausragende Landwarte, angeblich von Bulgaren so genannt, die mit den Longobarden ins Land gekommen sein sollen.

Mit den weißen Fliegen mag Donna Concetta denn wohl Recht haben. In der That glaube ich kaum, daß unser schwarzes Stubengeflügel einem weißen Eindringling größeres Erstaunen entgegensummen würde, als das ist, mit welchem die weitaufgerissenen Augen jedes Begegnenden hier mir entgegenstarren. In Acqua della vena, von wo sich der

Weg gegen den Golf von Policastro, der in herrlichem Lichtblau unter mir lag, zu senken anfängt schauten drei wohlgekleidete Männer, die vor ihrer Hausthür saßen, mir lange nach. Endlich entschloß sich der Eine, mir zu folgen. „Glaubet ja nicht", sagte er, als er mich eingeholt, „daß ich aus Indiscretion Euch behellige. Nein, ich versichere Euch, es ist reine Neugier, nichts als Neugier. Aber saget, ich bitte Euch, was nur für große bedruckte Papiere Ihr in Eurer Reisetasche bei Euch führt?" Ich zeigte ihm die Spezialkarten von Rizzi-Zannoni und Bacler d'Albe. Scheinbar befriedigt kehrte er um.

Schon hatte ich ein Weilchen das Dorf hinter mir gelassen, als mir alle drei, die auf Nebenwegen mir vorangeeilt waren, den Weg vertraten. Das Examen, das ich nun zu bestehen hatte, war in der That ein strenges. Ich muß es denn aber doch wohl bestanden haben, denn mit einem einstimmigen „Wohlgesprochen" (dice bene) wurden meine Antworten gebilligt, und nun folgte eine herzliche dringende Einladung, umzukehren, mit ihnen zu frühstücken, am liebsten ein paar Tage in Acqua vena zu weilen, um die vielen Sehenswürdigkeiten (maraviglie) der Umgegend in ihrem Geleit zu beschauen. Mein standhaftes Ablehnen war wohl thöricht, aber die Calabresischen Berge, die jenseit des Meerbusens immer

mächtiger vor mir aufstiegen, zogen mich unwiderstehlich vorwärts.

Andere Begegner rückten mir mit ihren Fragen ohne so viel Umschweif directer auf den Leib. „Wer seid Ihr, woher kommt Ihr, wer schickt Euch, was treibt Ihr?“ — Von diesen Fragen schenkte mir, wen ich auch antraf, kaum eine. Unterhalb Acqua vena hat mich an der Thür eines Weinberges ein eisgrauer Alter, einen Augenblick anzuhalten. „Kommt Ihr von Neapel?“ frug er, und auf meine Bejahung, „Wißt Ihr denn nichts von meinem Sohne? Er steht bei den Schützen und hat sein Quartier auf Pizzo falcone.“ — „Also nichts wißt Ihr! Nun das ist wohl traurig; aber Ihr hättet mir doch willig Auskunft gegeben, wenn Ihr nur gekonnt hättet. So kommt denn in meine Vigne und nehmt Euch Trauben und trinkt ein Glas Wein, so gut ich ihn eben habe.“

Auf dem kahlen Berge dicht hinter Acqua della vena stand bis zum Jahre 1828 das wohlhabende Pfarrdorf Bosco. Die drei Brüder Capozzoli aus Monteforte, einem Gebirgsdorfe östlich von Pästum, leidenschaftliche Partisane der Revolution von 1820, hatten sich trotz der durch Oesterreichische Dazwischenkunft bewirkten Restauration sieben ganzer Jahre in unzugänglichen Schlupfwinkeln gehalten. Die Landleute,

von denen so manche die Gesinnung der Capozzoli's theilten, leisteten ihnen insgeheim allen Vorschub. Stets verfolgt und oft zersprengt, wuchs die Bande doch von Jahr zu Jahr. Im Frühjahr 1828 stießen die drei Ricci's zu ihnen und ihr Anhang mehrte sich täglich. Ein liberaler Geistlicher, der Canonico Antonio de Luca in Bosco verkündete am 30. Juni unter den Evviva's seiner Gemeinde von der Kanzel die Französische (!) Charte. Auf kurze Zeit beherrschten und brandschatzten die Aufständischen das ganze Gebirgsland südwestlich von dem Dianothal, durch welches die Landstraße nach Calabrien führt. Selbst des Telegraphen und der Kastelle von Palinuro hatten sie sich bemächtigt. Solch ernsthaftes Ansehen gewann die Empörung, daß der König für nöthig fand, den Marschall del Carretto, den er zu ihrer Dämpfung entsandte, mit unbeschränkter Vollmacht (als Alter Ego) zu bekleiden. Linientruppen wurden mit Dampf von Neapel herbeigezogen. Aus weiter Umgegend wurde die Gensd'armerie, wurde die Bürgergarde aufgeboten. Endlich nach blutigem Widerstande (bei San Giovanni a Piro) bemeisterte man die Rebellion. Die Capozzoli's, der Canonico de Luca und noch 15 Andere wurden gehenkt, das Dorf Bosco aber ließ del Carretto dem Erdboden gleich machen, sein Name wurde in den Distrikts-Registern ge-

strichen, die gesammte Bevölkerung unter die benachbarten Gemeinden vertheilt.

Nach langem Rufen fand sich ein Hirte bereit, mich durch den Busento zu tragen, der unheimlich und wild aus einer nahen Felsenkluft hervorwirbelte. Schon hatte ich den Träger abgelohnt und er war wieder bei seinen Ziegen, als ich gewahr ward, daß der Verräther mich auf einer Insel zurückgelassen. Der zweite Arm war mindestens so tief als der erste. Da kamen mir vom andern Ufer drei muntere Dirnen entgegen und zeigten mir unter lautem Lachen über meine Verlegenheit durch ihr Beispiel, wie man es anzustellen habe, um mit unbenetzten Kleidern durch einen halbmannstiefen Fluß zu waten.

Policastro, das ich nun erreichte, bietet einen seltsamen malerischen Anblick. Epheuumrankte mittelalterliche Mauern mit Zinnen und viereckig vorspringenden Thürmen umschließen einen weiten häuserarmen Raum. Eine bethürmte Burg krönt den gegen die Anhöhe aufsteigenden Ort. Das Innere zeigt fast nur in Trümmer verfallene, einst ansehnliche Häuser, zwischen denen die elenden Hütten sich eingenistet haben, die das jetzige Geschlecht bewohnt. Ueber die Geschichte des Ortes weiß ich ungeachtet seines Grie-

chisch klingenden Namens keine Auskunft. Auch hier haben die Barbaresken arg gehaust, die schlimmste Zerstörung aber erlitt Policastro in den Jahren 1542 und 1550 durch Haireddin Barbarossa. Was die Seeräuber verschont ließen, haben Erdbeben verwüstet, und noch im Jahre 1832 sind 40 Personen unter den Trümmern zusammenstürzender Häuser begraben. Eine bekannte gräfliche Familie führt ihren Lehnstitel von Policastro; doch konnte ich nichts entdecken, was einem feudalen Schlosse ähnlich gesehen hätte. —

In der Taverne hatte der Sonntag Nachmittag viel Leute versammelt. Auch hier frug man mich wohl aus, wie anderwärts; doch einsylbiger, mit weniger naiver Neugier, häufig von mißtrauischen Bemerkungen unterbrochen, die die Fragenden unter einander austauschten. Ich fühlte mich unbehaglich und eilte weiter. Für meinen Imbiß nahm der Tavernar kein Geld; es sei schon bezahlt, antwortete er, ohne sagen zu wollen, von wem.

Der Weg nach dem Meere führt zwischen hohen Weinbergsmauern. Da wiederholte sich die Scene von Acqua vena. Einige der Tavernengäste, die sich inzwischen reichlich bewaffnet, warteten meiner und nöthigten mich in einen abgelegenen Seitenweg. Hier wurde Halt gemacht. Für so thöricht solle ich sie

nicht halten, daß sie mir glauben würden, ich reise zu meinem Vergnügen. Land und Zeit seien nicht angethan zu Lustreisen. So müsse ich denn einen geheimen Zweck haben, und daß es kein guter sei, beweise eben das Geheimniß. Sie seien fest entschlossen, die Wahrheit zu erfahren, und daß, wenn ich sie nicht mit Gutem sage, sie mich zum Reden nöthigen könnten, würde ich wohl sehen.

Ich erwiederte, sie möchten mich durchsuchen, ob ich die kleinste Waffe bei mir führe. Wehrlos aber unter Bewaffnete zu treten, sei nicht die Sache dessen, der Böses im Schilde führe. Von ihrem Lande und dessen Bewohnern habe ich von Kindheit auf viel Uebles gehört. Weil ich es nun nicht geglaubt habe, sei ich hergekommen, und bis jetzt habe ich nur Gastlichkeit und Freundschaft gefunden. Nun komme es darauf an, zu erleben, ob andere Sitten und ein rauherer Menschenschlag mit Policastro beginnen werde. Auch ich sei entschlossen, die Wahrheit zu erfahren, und um diesen Preis scheue ich auch ein persönliches Ungemach nicht, das mir etwa widerfahren könne.

Heißt die Küste bei Policastro auch noch Principato, ja schiebt sich sogar noch ein Ufersaum der Provinz Basilicata zwischen Sapri und Scalea ein, wo Calabrien wirklich beginnt, so scheinen die Leute hier

doch schon den Calabresen zu gleichen, von denen der Dichter sagt:

Ostinati nell' odio e nell' amore,
Osservanti gli ospizj e le vendette.
(Im Haß unwandelbar wie in der Liebe,
Das Gastrecht heilig achtend und die Rache.)

Meine Berufung auf das Gastrecht schien meine Inquisitoren umgewandelt zu haben. Keine weitere Frage fügten sie hinzu und ließen es sich nicht nehmen, mich zur Marina zu begleiten, um mit mir anzustoßen und mich mit Empfehlungen für meine weitere Reise zu versehen.

Bei sinkender Sonne wanderte ich auf glattem Sande zwischen einem Walde herrlich hochstämmiger Oliven und den freundlich züngelnden Wellen des wieder beruhigten Meeres dem nahen Ziele meiner Tagereise zu. Etwas landeinwärts liegt das unbedeutende Oertchen Bonati oder Vibonati, das die Stelle des alten Vibo ad Sicam einnehmen soll, wohin Cicero sich auf der obenerwähnten Reise von Velia aus wandte. Den Vibonensischen Meerbusen nannten die Alten die Bucht, die wir jetzt nach Policastro benennen.

Wo jenseit des Wachtthurms del Buondormire der Weg sich nach links wendet, blinkte mir spiegelglatt die kleine Bucht von Sapri entgegen. Es war ein gar

freundlicher schöner Blick. Im nahen Hintergrunde zu allen Seiten steil aufstrebende kühne Bergformen in glühendster Abendbeleuchtung. Rings um die cirkelrunde Bucht ein wahrer Fruchtgarten üppigster Vegetation und am Ufer hin zwischen den Bäumen verstreut so friedsam und wohnlich die hellblinkenden Häuser von Sapri.

Es ist dieser Golf im Grunde der einzige natürliche Hafen der Westküste Italiens von Spezia bis Messina, und leider ankern jetzt in ihm kaum ein paar winzige Küstenfahrzeuge. Murat wollte ihn herstellen, wozu, außer einigem Ausbaggern und der Aufführung einer Mole zum Schutze wider die Südwest-Stürme, vorzugsweise der Bau einer fahrbaren Straße nach Lago negro erforderlich gewesen wäre, das in grader Richtung kaum ein paar Stunden entfernt, jetzt nur für Fußgänger auf schwierigen Bergpfaden mühsam erreichbar ist.*)

Im Alterthum muß dieser Hafen fleißig benutzt sein. Quer vor dem Eingange bis hinüber zum Capo Bianco ziehen sich die Trümmer eines schützenden Steindammes, die, seit die Wellen im Laufe der Zeit den Oberbau zerstört haben, nur noch unter dem Wasser erkennbar sind. Das ganze Norduser

*) Neuerdings soll diese 14 Miglien lange Straße gebaut sein.

säumen wohlerhaltene Ruinen Römischen Gemäuers. Ein Gemach reiht sich an das andere, ohne daß größere Räume sich vorfänden, die man, als zu öffentlichen Gebäuden gehörig, ansprechen könnte. Vielleicht waren es Verkaufsläden, Herbergen oder dergleichen. Außerdem bemerkte ich zwei größere halbrunde Nischen und ausgedehnte Reste einer Wasserleitung. Die Ruinen eines Theaters, von denen mir gesagt war, zu ermitteln, wollte mir nicht gelingen. — Seltsam jedoch, findet sich bei den Schriftstellern des Alterthums kaum ein einziges Zeugniß, das man mit Sicherheit auf diese, jedenfalls nicht unbedeutende Hafenstadt deuten könnte. Einheimische Gelehrte wollen den Námen Sapri von Sybaris herleiten und vermuthen, daß die Sybariten, nachdem ihre Stadt durch die Bewohner von Kroton zerstört war, sich hier angesiedelt haben.

Auf dem freien Platz von Sapri standen die Leute bei einander, sich der erquicklichen Abendfrische zu freuen. Ein junger Mann, den ich ansprach, dem Aussehen nach ein wohlhabender Bauer, war eben der Don Pasquale, an den Einer von den Vielen, die mir im Laufe des Tages begegnet waren, einen Gruß in meine Schreibtafel geschrieben. Auf die Frage, womit er mir dienen könne, beschränkte ich mich, um Vermittelung einer Schiffsgelegenheit zu

wies, so bewilligte ich das Verlangte. Da
man mich nach der Taverne und ließ mich a

Nach längerer Zeit kehrte Pasquale zur
wünschte mich allein zu sprechen. „Ihr mi
weite Reise gemacht haben“, sagte er, „um
unser Land zu kommen, und nun bleiben E
reichlich acht Tage, ehe Ihr Messina erreicht,
ohne Zweifel Briefe von Haus und was f
weiteren Reise nöthig ist, vorfinden werdet.
nun vorhin über die durchaus nicht unbillige
rung der Schiffer betroffen schienet, kam
Gedanke, wie leicht doch ein Reisender, auch
von angesehenen Eltern und sonst in guten
nissen ist, so weit von Hause in Geldver
kommen kann und sich dann im fremden La
zu helfen weiß. Da wollte ich Euch denn bit
wenn es sich mit Euch in solcher Weise

— Mein tiefes Erröthen und meine abwehrende Geberde hatte, bevor er noch ausgesprochen, ihn von der Irrigkeit seiner Voraussetzung überzeugt, und er war nun angelegentlichst bemüht, seinen Mißgriff wieder gut zu machen.

„Ein paar Freunde“, sagte er, indem er mich wieder zu den übrigen Gästen zurückführte, „begleiten mich, die sich freuen würden, noch ein Weilchen mit Euch zu plaudern.“ Er ließ einen bessern Wein bringen, als der war, den der Tavernar mir gereicht hatte, und ich mußte viel erzählen von dem Lande: „Wo Schnee die Häuser deckt, wo Oefen qualmen.“ Die geographischen Begriffe von Russia und Prussia verschmolzen sich aber bei meinen Zuhörern mehr als billig. Nachdem ich mein Möglichstes gethan hatte, um zwischen beiden Ländern die nöthige Demarcationslinie zu ziehen, frug Einer aus dem Kreise: „Nun sagt aber auch, welches Volk ist gebildeter, die Russi oder die Prussiani?“ Als ich glaubte, ohne Ruhmredigkeit, für mein Vaterland entscheiden zu können, bemerkte ein zweiter erklärend: „Nun, das begreift sich; sind die Preußen doch so viel näher an uns.“

Palermo.

(1852.)

> „Sicaniam peregrina colo, sed gratior omni
> Haec mihi terra solo est."
>
> Ovid. Metam. v. 495.

Als ich die Aufforderung, auch im gegenwärtigen Winter von dieser Stelle zu Ihnen zu reden, zweifelnd beantwortete, ob überhaupt ich dem freundlichen Wunsche entsprechen, und welchem Felde der Wissenschaft ich Ihnen nicht Unwillkommenes, mir aber Zugängliches entlehnen solle, wurde mir entgegnet, eine wissenschaftliche Vorlesung verlange man gar nicht. Seit wenig Monaten erst von Sicilien zurückgekehrt, möge ich von dem schönen Palermo erzählen. Ich gehorche gern; am liebsten, wenn eine verehrte Frau mir zu thun befiehlt, was mir ohnehin willkommen ist.

Also keine Vorlesung will ich halten, sondern von frischen Reise-Eindrücken Ihnen aus warmem Herzen berichten. Oder noch besser, Sie gewähren mir auf diese Stunde Ihre Begleitung und wir schauen, wir genießen zusammen!

Wir sind in Neapel. Die leichte Kalesse führt uns durch das ruhelose Gedränge, das sinnverwirrende

Tosen des Toledo, des Largo di Castello pfeilschnell über die glatten Lavafliesen an den Hafen. Die Glocke unsres Dampfbootes — Vesuvio — ruft schon zum dritten Mal und der Schornstein speit schwarze Rauchwolken um die Wette mit dem gegenüberliegenden Berge, der dem Schiffe seinen Namen gab. Werthe Freunde scheiden mit einem Händedruck am Fuß der Schiffstreppe und nicht ohne Mühe finden wir unter den Vielen, anscheinend eher für einen aristokratischen Salon, als für eine längere Seereise gekleideten Insassen des Hinterdecks unser bescheidenes vom Zeltdach überschattetes Plätzchen.

Endlich arbeitet die Maschine; rasch biegen wir um den Leuchthurm und mit nur allzuschnellen Schlägen durchfurchen die Schaufelräder die Arena des gefeiertsten Amphitheaters der Welt. Unter Capri's steilen Klippen hin steuert unverwandt nach Süden unser Kiel weiter und weiter hinaus in das wellenlose Meer. Hinter uns verschwindet allmälig das Land, und als die Sonne glühend sich in die spiegelnden Fluten senkt, wissen wir nicht mehr, ob jener schmale Streifen am nördlichen Horizont Italien oder Abendnebel ist.

Inzwischen hat die wohlbestellte Mittagstafel die Schiffsgenossen einander genähert. Mehrere der Reisegefährten sind, wie wir entdeckten, gefeierte Sänger Eine ganze Operngesellschaft geht zur „Stagione“ mit

uns nach Palermo. Die Cajüte bietet einen rühmenswerthen Flügel, auch an Noten fehlt es nicht und schnell ist das munterste Stegreifconcert im Gange. Delphine aber ziehn herbei und geleiten lange unser Schiff, in der stillen Nacht der Musik zu lauschen, wie sie einst der Cither Arion's lauschten.

Der Gesang ist verstummt. Unter Gesprächen über das glücklichste Land und seine wenig glücklichen Bewohner blicken wir noch stundenlang in mildester Herbstkühle vom Verdeck bald auf den reinen, durch keiner Welle Zittern gebrochenenen Spiegel der vollen Mondscheibe, bald an des Schiffes Schattenseite auf die Tausende phosphorischer Funken, die auf dem silberweißen Schaume tanzen, welchen die Räder aufregten. Aber Mitternacht ist längst vorüber und wir werfen uns auf unser Lager, wenn auch nicht um zu schlafen, doch um wachend zu träumen von Sicilien, von Typhon und von Cyclopen.

Vom ersten Morgenschimmer, der in unsre Cabine dringt, auf das Verdeck gerufen, sehen wir das Meer, von mattem Perlmutterglanz übergossen, schlafen. Die Insel Ustica zur Rechten und links die phantastischen Formen der äolischen Eilande zeichnen sich silhouettenhaft in den Nebel. In weitester Ferne begrüßt der Schneekegel des Aetna mit blassem Rosenschimmer die nahende Sonne. Uns grade gegenüber halten aber

kecke scharfgeschnittene Berglinien zu beiden Seit
Wache über einen Küstenstreifen, auf dem eine brei
Häusermasse durch die Dämmerung schimmert. Die
Häusermasse ist Palermo.

Noch eine Viertelstunde und die schwere Ankerket
rasselt nieder. Der Schornstein strömt tosend de
überflüssigen Dampf aus und die Herren von der Po
lizei vergleichen sorgsam unsre Pässe und unsre Pe
sonen mit umfangreichen gedruckten und geschriebene
Listen verdächtiger Subjecte. Zum Glück finden Po
lizei und Zollamt an uns und unsrem Gepäck nicht
Arges und im Triumph entführt auf schwankem Kah
der Lohndiener der „Trinacria“ uns als seine Beut
über die breite Bucht, die den Hafen von der eigent
lichen Stadt trennt.

Kaum ans Land gestiegen sind wir auch schon a
Eingange des Gasthauses, das uns mit wahrhaft eng
lischem Comfort, wenn auch für englische Preise auf
nimmt. Der Wirth stößt eine der Balconthüren unsre
Zimmer auf — denn jedes Fenster öffnet sich in Pa
lermo auf einen Balcon — und vor unsrem entzückten
Auge breitet sich die unendliche Fläche des tiefblaue
Meeres aus, von zwei zackigen Vorgebirgen, dem Ca
Zaffarano zur Rechten, dem Monte Pellegrino zu
Linken, eingerahmt und malerisch unterbrochen von
drei oder vier Inseln der liparischen Gruppe. Ufe

und Ebne, soweit wir sie überblicken können, sind von hellschimmernden palastähnlichen Landhäusern übersäet, zu unsren Füßen aber säumt den Meeresstrand der schattige Spaziergang der „Marina“, aus dessen zierlichem Marmortempel Bellini's und Verdi's weiche südliche Klänge, getragen von den Instrumenten geübter Musiker, in den Abendstunden bis tief in die Nacht hinein Lustfahrende und Lustwandelnde begleiten.

Doch es leidet uns nicht in den engen Mauern unsrer Zimmer, wir verlangen nach dem ersten Eindruck der uns neuen lang ersehnten Stadt. Ich versuche es, diesen Eindruck Ihnen zu schildern.

Palermo gehört zu den größeren Städten Europa's. Auf verhältnißmäßig engem Raume drängt es mehr als anderthalbhunderttausend Einwohner zusammen. Eben erst dem lärmenden Treiben von Neapel entgangen, vermuthen wir hier in noch tieferem Süden gleiche Unruhe, ähnliches Geräusch. Bald aber sollen wir gewahr werden, daß wir um einen großen Schritt dem schweigsamen, feierlichen Orient näher getreten sind. Das ohrenzerreißende Straßengeschrei, das in Neapel Jeder um jedes Grundes willen, aber auch ohne allen Grund verführt, ist hier verstummt. Die Gewerbe ziehn sich mehr als in Italien in die Häuser zurück. Daher belästigt uns auf den Straßen kein solches Drängen. Auch kein so unablässiges Jagen

von hunderten wetteifernder Fuhren rasselt um uns her, wie wir es in Neapel gewohnt waren, wo jeder Lazzarone, der ein Paar Groschen verdient, jedes Marktweib, die ihre Eier abgesetzt hat, zu Wagen stolziren will. Außer in den Promenadestunden, wo lange Reihen stattlicher Equipagen in den zwei langen, schnurgeraden Straßen langsam und feierlich an einander vorüberfahren, sieht man vergleichungsweise nur wenig Wagen.

Diese zwei Straßen bilden eine sehr bezeichnende Eigenthümlichkeit von Palermo. Mitten durch das Gewirr der engen, winklichen Gassen und Gäßchen der dritthalbtausendjährigen Stadt sind sie, im rechten Winkel einander durchkreuzend, schnurgerade hindurchgezogen, wie der Geograph quer über Städte, Berge und Meere rücksichtslos seine Längen- und Breitengrade zeichnet.

Vom Meere führte längst eine Hauptstraße, angeblich zum Theil im Bette des jetzt verlegten Flüßchens Oreto, die sanftansteigende Fläche hinan zu der arabischen Burg, dem Schlosse der Emire, der Cassauba oder dem Alcassar, mit welchem Namen auch die Straße genannt wird. Der spanische Vicekönig Peter von Toledo legte die Straße eine viertel Meile lang in stattlicher Breite vollkommen grade, und baute am obern Ende neben dem Schloß ein schmuckreiches

Thor, halb Triumphbogen, halb Thurm, die Porta nuova. Seitdem soll die Straße Toledo heißen; die Palermitaner nennen sie aber meist noch mit dem arabischen Namen Il Cassero.

Ein anderer Vicekönig, Maqueda, ließ alsdann, zum Theil quer durch Häuser und Paläste hindurch schneidend, eine zweite Straße brechen, welche jene genau in der Mitte der Stadt im rechten Winkel kreuzt, und an den beiden Endpunkten von zwei Thoren begränzt ist. Kirchen und Paläste im prunkendem spanischen Styl erbaut, stehen nun, meist drei Stock hoch, ernsthaft und düster zu beiden Seiten beider Straßen und lassen wenig von dem heitern Leben und der herzlichen Aufnahme errathen, die auch dem Fremdling sich so bald hier heimisch fühlen lassen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Gebäude zieht aber die Aufmerksamkeit, besonders des Nordländers, sofort auf sich. Fast überall sind die Fenster des obersten Stockwerkes nicht wie sonst mit einzelnen Balconen versehen, sondern in der ganzen Breite des Hauses ziehen sich geräumige Gallerien hin, und was das Befremdlichste ist, sie alle sind mit Gittern, wenn auch zum Theil ziemlich weitlöcherigen Gittern, fest verschlossen. Blickt man weiter, so entdeckt man auf dem flachen Dache oder dem Söller anderer Gebäude,

ja hin und wieder auf der Höhe der Glockenthürme ähnliche, oft reich vergoldete Gitter. Sie alle aber dienen zu dem Einen Zwecke, die Nonnen, deren Palermo eine kaum glaubliche Anzahl besitzt, ungesehen, Licht und Aussicht genießen zu lassen, vor Allem aber ihnen möglich zu machen, sich an dem Stolze jedes Sicilianers, an den Festzügen der heiligen Rosalie zu erfreuen.

Lediglich deshalb wurden für weite Strecken Häuser und Straßen mit jenen Gittergängen überbrückt, damit die Nönnlein ohne Berührung mit der profanen Welt an jenen hochgepriesenen fünf Julitagen auf den Cassero herabblicken, den achtzig Fuß hohen Wagen der Heiligen und die zehn anderen ihm nachziehenden beweglichen Thürme mit ihren Musikchören, ihren Wachsfiguren und lebenden Bildern an sich vorüberziehn sehn und dann bei Nacht den Blick in das Flammenmeer der Beleuchtung tauchen können.

Jener Rosalienwagen oder Thurm hat aber noch einen andern Einfluß auf die Physionomie der Stadt. Da er in Procession von sechsundfünfzig Pferden nach der Marina und dann wieder zurück nach dem Dom gezogen wird, so darf ihm auf diesem Wege kein Hinderniß eines Bogens oder dergleichen entgegentreten. Darum besteht das reich geschmückte Thor, Porta felice, nur aus zwei Marmorpfeilern ohne

ichlußwölbung. Auch der höchste Bogen wäre für
e stolze Heilige zu niedrig gewesen.

Was dem Fremden in einer neuen Stadt .wohl
terst in's Auge fällt, Cafféhäuser und sonstige
edem zugängliche öffentliche Räume, das findet sich
er um Vieles seltener und weniger aufgeputzt als
: Neapel oder sonst in Italien. In sehr unschein-
iren Zimmern wird gegen Abend jenes vielgestaltige
is geboten, dessen Trefflichkeit kein Kranzler und kein
ortoni zu erreichen vermag. Der Palermitaner liebt
cht im Caféhaus zu sitzen. Er nimmt sein Eis auf
r Abendpromenade beim Vorüberfahren, oder er
eilt unter Bekannten in den geschlossenen Casino's,
e mit Wänden von Krystallglas sich zahlreich auf
n Cassero öffnen.

Auch ein anderer südlicher Lebensgenuß hat in
alermo eine veränderte Gestalt angenommen, ich
eine die Acquajoli, die aus rings in Schnee ge-
ickten Gefäßen eiskaltes Wasser mit Citronensaft oder
was Liqueur dem Vorübergehenden für eine kleine
upfermünze als wohlthätige Erfrischung reichen.
Wir kennen sie schon von Neapel her, wo sie mit
ren grellbemalten und seltsam herausgeputzten Holz-
stellen uns so oft den Weg versperrten und mit
ibarmherzigem Geschrei unser Trommelfell bestürm-
n. Hier haben sie sich meist in das Erdgeschoß der

Häuser zurückgezogen, wo sie einen anständigeren Raum mitunter sinnreich schmücken und schweigsam und würdig ihres Amtes warten. Das Reizendste aber ist, daß in jeder dieser Buden eine Anzahl großer Glaskugeln mit krystallhellem Wasser aufgehängt ist, in deren jeder etwa ein Dutzend der glänzendsten Goldfische munter und behaglich umherrudern. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als des Nachts bei reichlicher Kerzenbeleuchtung zwischen den Pyramiden aufgeschichteter Orangen und Citronen, zwischen den kleinen Springbrunnen, dem Laubwerk und den Blumensträußen, mit denen eine solche Wasseranstalt geschmückt zu sein pflegt, die goldig leuchtenden Thierchen sich bewegen zu sehn. In mancher solcher Bude sind deren weit über hundert beisammen. Ich selber zählte in einem einzigen gläsernen Napfe mehr als neunzig.

Das Wasser der Acquajoli erinnert an einen andern beneidenswerthen Vorzug Palermo's. In unbekannter Vorzeit, vielleicht unter der Herrschaft der Araber, wahrscheinlicher unter der der Normannen, sind ganze Ströme des köstlichsten Wassers von den benachbarten Bergen nach Palermo geleitet. Der Ursprung dieses Wassers ist so hoch gelegen, daß es bis in die obersten Stockwerke der Häuser steigt und in der Küche, am Waschbecken, im Badecabinet durch das

n eines Hahnes jeden Augenblick zu Gebote
Dieses Wasser wird nun nicht wie in Italien
en Bogengängen zur Stadt geführt, sondern
irdischen Canälen. Damit es aber am Orte
estimmung die nöthige Steigekraft habe, muß
näßigen Zwischenräumen Gelegenheit gegeben
sich wieder zur ursprünglichen Höhe zu er-
Daher in und außer der Stadt diese zahllosen
tigen Wasserpfeiler, die den seltsamsten An-
vähren. Zwischen den Fugen der Steine
ämlich zahlreiche Wassertropfen hindurch, und
htigkeit ist, da wuchert in diesem fruchtbaren
strich auch sogleich die üppigste Vegetation.
eiden sich denn die schmalen Obelisken mit
nem Gewande, und vor Allem läßt das zier-
nushaar sein schwankes Blattgefieder gar an-
im Winde hin und her flattern.

en wir nun der Wasserleitung vor die Thore
uchen wir einen Umblick auf die Palermitaner
st. Betrachten wir zunächst die Boden-
ung.

bis anderthalb Stunden entfernt bilden,
rhunderten ausgeholzte, Kalkgebirge einen
s, dessen gegen das Meer vorgeschobene Arme
zwei oder drittehalb tausend Fuß ansteigen,
hinter Monreale eine Einsattelung den Weg

nach dem Innern der Inseln eröffnet. Rechts und links von der Stadt erreichen jene Arme das Meeresufer nicht, sondern die Palermitaner Ebene schiebt zwei lang gestreckte Ausläufer zwischen die Berge und das Meer. Zu beiden Seiten aber tauchen die Berge als kühne Vorgebirge jenseits der Ebenen noch einmal auf, so daß Cap Zaffarano nach Morgen durch die Ebene der Bagaria, Monte Pellegrino nach Abend durch die Ebene der Colli vom Hauptgebirge getrennt sind und gleich riesigen Wartthürmen in das Meer hineinragen. So geschieht es, daß man von jedem nur etwas erhöhten Punkte nach drei Seiten das Meer sieht und nur nach Mittag die Berge die Rundsicht versperren. Das Gestein dieser Berge ist Muschelkalk, reich an wohlerhaltenen, urweltlichen Conchylien, unter denen man am häufigsten die oft handgroße, schöne Pilgermuschel sieht; an manchen Stellen weich wie Tuff, an andern hart und als buntgemusterter Marmor der schönsten Politur fähig. Diesen ganzen Thalgrund, durch den sich der Oreto hinzieht, ein in trockenen Zeiten kaum wahrnehmbarer Bach, der aber, wenn die Regengüsse von den nackten Bergen herabstürzen, zum verheerenden Strome anschwillt, nennen die Sicilianer seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen die Conca d'oro, die goldene Muschel.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das eine
ıer Vorgebirge, den Monte Pellegrino. Die
ilen Felswände, die seinen Fuß von der ausgedehn-
ı Hochebene scheiden, sind nur an Einer Stelle von
ıer schmalen Schlucht unterbrochen, und in dieser
chlucht windet sich auf kühnen Bogengängen in viel-
hem Zickzack eine Straße den Berg hinan. Bildet
vielleicht die Verbindung mit fruchtbaren oder ge-
:rbtreibenden Ortschaften, die zweitausend Fuß über
m Meere dort oben sich angesiedelt haben? Nein!
ne stundenweite Bergeshöhe ist so unfruchtbar, so
htgesäet von unzähligen Steinen und Felsstücken
erdeckt, daß man nicht begreifen kann, wie nach
m Zeugniß alter Schriftsteller Hamilcar Barcas im
ten punischen Kriege während dreijähriger Belage-
ng durch die Römer sein Heer allein mit dem auf
:ser Klippe gewonnenen Korn erhalten haben soll.
inen andern Zweck hat jener Weg, als Denen den
ıwierigen Anstieg zu erleichtern, die die zweifelhafte
rabstätte eines vor bald siebenhundert Jahren ver-
rbenen Mädchens besuchen wollen. Dieser Besucher
d aber täglich Hunderte, nicht selten Tausende.

Rosalie, die Nichte des normännischen Königs
ilhelm des Guten, der im letzten Drittheil des
ölften Jahrhunderts regierte, mied, wie die Sage
richtet, als sie fünfzehn Jahre erreicht hatte, den

Hof ihres Oheims, dessen schönste Zierde sie war, um in einer entlegenen Felsgrotte des Monte Quisquina, der sich im Innern der Insel unweit Castronuovo erhebt, bei karger Kost von Kräutern, Wurzeln und Früchten nur der Betrachtung göttlicher Dinge zu leben.*) Hier entdeckt, floh sie auf die unzugängliche Höhe des Pellegrino, und fünftehalb Jahrhunderte war jede Spur von ihr verloren.

Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges wüthete, wie in ganz Europa so auch in Palermo die Pest. Ganze Straßen starben aus und Monate lang schien der Himmel taub für die inbrünstigen Gebete. Während einer feierlichen Bittprocession schalteten die Priester, wie von höherer Eingebung getrieben, unverabredet, aber mit Einem Munde in die Litanei die sonst nie gebrauchten Worte ein: „Heilige Rosalie, bitt' für uns.“ Mit lauter Stimme wiederholte das tiefbewegte Volk den Ruf. „Nur die heilige Rosalie kann helfen. Auf, beten wir bei ihrer Leiche!“ Aber wo sind sie zu finden, diese Reliquien? — Das wußte Niemand. Da verkündete ein frommer Einsiedler,

*) Die Sicilianischen Schriftsteller und die Legendensammlungen erwähnen die jedenfalls erdichtete Inschrift, welche Rosalie, angeblich mit eigner Hand, in den Stein gemeißelt: „Ego Rosalia, Sinibaldi, Quisquinae et Rosarum domini, filia, amore Domini mei Jesu Christi, in hoc antro habitare decrevi.“

gottselige Nichte König Wilhelm's habe ihm im
iume die Stelle gezeigt, wo ihre Gebeine ruhten
Abwendung der göttlichen Strafgerichte ver-
zen. Mühsam erklomm die gläubige Schaar (am
Juli 1624) den unwegsamen Berg und fand, von
Einsiedler geleitet, hart unter der obersten Höhe
Fuß einer senkrechten Felswand den von wilden
sen verwachsenen Eingang einer geräumigen Höhle.
mächtiger Felsblock hemmte den Zutritt. Um
Bahn zu brechen, versuchten Einige mit Hammer
Stange die Kanten loszuschlagen. Da klingt es
l. Eine Steinplatte fällt heraus und innen, wie
einem Sarkophage, liegt wohlerhalten, das Crucifix
schen den gefalteten Händen, die Leiche des heiligen
idchens.

Kaum waren diese Reliquien in feierlicher Pro-
ion zur Stadt gebracht und in der Domkirche be-
tet, als die Pest nachließ und bald ganz verschwand.
Seitdem ist Rosalie die Schutzheilige von Palermo;
Grotte auf dem Pellegrino aber ist, ohne ihre
nalige Schönheit zu entstellen, in eine Kapelle ver-
idelt, und an der Stelle, wo Rosalien's Gebeine sich
den, ruht jetzt unter doppeltem, goldenen Gitter,
hlich mit Edelsteinen geschmückt, jenes liebliche
rmorbild, das Goethe in Dichtung und Wahrheit
so wahr als dichterisch geschildert hat.

Einige tausend Schritt weiter, auf hoch in's Meer hineinragender Felszacke, stand bis vor Kurzem auf tempelartigem Unterbau eine colossale Bildsäule der Heiligen, mit einem Kranze voller Rosen im lockigen Haar, ein Wahrzeichen der Heimath, das den von ferner Seereise heimkehrenden Schiffer schon meilenweit begrüßte. In den schlimmsten Tagen der jüngsten Revolution schmetterte ein Blitzstrahl die Statue nieder, und noch immer liegen nur wüste Trümmer dort wild durch einander.

Doch wir steigen von der unfruchtbaren Höhe des Pellegrino wieder herab zu jener goldenen Muschel, deren Perle Palermo ist. Von der Fruchtbarkeit, von dem Reichthum südlicher Vegetation in dieser glücklichen Niederung möchte ich Ihnen ein Bild entwerfen, und fühle doch, daß der Versuch mir nicht gelingen kann: einmal weil mir vielleicht die Mehrzahl jener exotischen Bäume und Pflanzen fremd geblieben ist, und dann auch, weil ich nicht voraussetzen darf, daß eine Menge von mir aufgezählter botanischer Namen genügen würde, Ihnen irgend eine Anschauung zu gewähren.

So möge denn zunächst zur Bezeichnung dienen, daß ich bei öfters wiederholtem Versuche unter je zwanzig Gewächsen, an denen ich vorüberging, selten oder nie mehr als je eines fand, das auch bei uns einheimisch ist.

Fassen wir sodann wenigstens ein Paar Einzelheiten genauer in's Auge, so überrascht den Nordländer vielleicht kein Anblick mehr als diese langen Reihen riesiger Aloës, die sich längs der Landstraße hinziehen, die als Zäune die Privatbesitzungen trennen und auf ihren 20 und 30 Fuß hohen, 4—5 Zoll dicken Stengeln die armleuchterartig geordneten gelben Blüthenbüschel stolz zur Schau tragen.

Wohl noch fremdartigeren Eindruck machen die dichten Wälder indianischer Feigen, die mit ihrem frischen Grün schon vom Meere aus die Landschaft beleben. Eines dieser 1½ bis 2 Fuß großen, dicken, markigen Blätter keimt aus dem andern, und zwischen den zollangen, nadelspitzen Stacheln wachsen ohne allen Stiel die Früchte, an Form und Größe etwa Tannenzapfen vergleichbar, eine gedrängt neben der andern. Die haushohen Pflanzen verflechten ihr stachliches Gezweige zu einem undurchdringlichen Labyrinth, und wohin um Palermo das Auge sich wendet, überall begegnet es diesen Wäldern von Cactus, die in der Ebene reihenweise gepflanzt und sorgsam gehegt werden, an den Bergabhängen aber weite Räume fast nackten Gesteines überdecken. Auf Straßen und Plätzen, auf hunderten von Tischen werden die süßen, kühlenden Früchte, bald dunkelgelb, bald von dem schönsten Purpurroth, feilgeboten, und an den Häusern

hängen, neben einander aufgereiht, die großen mit Früchten überladenen Blätter, um den beliebten Leckerbissen bis zur Weihnachtszeit zu verwahren.

Lieber aber als auf Aloë und Cactus ruht unser Blick auf dem Baume unserer Sehnsucht, dessen goldene Früchte zu jeder Jahreszeit neben den süßduftenden Blüthen prangen, und den wir hier vielleicht zum ersten Male in solcher Fülle, so gesunder Naturwüchsigkeit sehen, daß wir von Orangenwäldern reden dürfen. Blicken wir nieder von dem weltberühmten Altane des Klosters von Monreale das breite Thal des Oreto eine Meile weit bis Palermo hinab, so erglänzt Alles von dunkelem, saftigem Grün, so berauscht die Luft mit würzigstem Geruch, und die ganze weite Fläche ist nur ein einziger Orangenhain.

Nicht minderen Zauber übt jenes schirmähnliche Dach schön geschweifter Blätter, in deren luftigem Gefieder der Wind mit so fremdartigen Tönen rauscht. Wie seltsam steigt, Schuppe an Schuppe gereiht, der schlanke Stamm empor, und wie phantastische Bilder von Patriarchenthum und Morgenland wecken in uns jene dichten Büschel reifender Datteln! Das ist nicht mehr die kränkliche Treibhauspflanze, die wir hin und wieder einmal in Rom und Neapel sahen; das ist die Palme, wie sie Thebens Tempel überschattet, wie sie sich im Winde der Wüste wiegt.

Soll ich noch des Oelbaumes gedenken, der in riesiger Größe vorzugsweise in der östlichen Ebene gedeiht? Die Ueberlieferung giebt diesen Bäumen saracenischen Ursprung und ihre fremdartige Gestalt, die ihnen das Ansehn giebt, als wären sechs oder acht Stämme mit einander verwachsen, soll daher rühren, daß die Araber wirklich die jungen Bäumchen fest zusammenbanden und an den Berührungsflächen der Schale beraubten. Niemand zweifelt, daß diese Bäume 800 bis 1000 Jahre zählen und es soll feststehen, daß neue Pflanzungen erst nach einem Jahrhundert nur erträgliche Ernte gewähren.

Soll ich die Feige noch nennen, mit ihrem dunkeln dichten Blätterdach, den der Thränenweide ähnlichen Pfefferbaum mit dem feingefiederten Blatt und den rothen, zierlichen Fruchttrauben, die üppigen Oleanderbüsche, deren dunkeles Grün, weiße und rothe Blüthensterne übersäen, das schattenreiche Johannisbrodt, die Carube, den schönen Erdbeerbaum, der mit trügerisch lockenden Früchten beladen die Bergabhänge bedeckt, oder jenen schwanken Baum mit durchsichtigem Gezweige, den Minicucco, den Lotosbaum, von dessen Früchten Homer uns berichtet, daß, wer sie einmal gekostet, keinen andern Wunsch kennt, als

„Lotospflückend zu bleiben und abzusagen der Heimath?“

Doch wo sollte ich enden, wollte ich in den köstlichen Gärten um Palermo, der Flora und der Botanica gen Osten und vor Allem Serra di Falco*) und Radalì-Butera gen Abend, lustwandelnd bei den breiten Blättern des Pisang oder der äthiopischen Calla, den Büschelkugeln des Papyrus oder den schlankeu Halmen des Zuckerrohrs verweilen, welche Alle, obgleich in Sicilien nicht heimisch, doch kaum minder üppig gedeihen, als in ihren vaterländischen Tropen!

Nur ein Paar Nutzpflanzen will ich noch erwähnen. Daß die kopfgroßen Früchte, die auf jenem völlig vernachlässigten Acker zu Hunderten umherliegen und die Sie für Kürbisse hielten, würzige Melonen sind, bedarf nicht erst der Erwähnuug. Aber jenes niedere Gewächs, ein Mittelding von Strauch und Pflanze, das uns, überall sorgsam gepflegt, von der Ebene bis zum Bergesgipfel begleitet, wo immer dem Gestein ein Fleckchen Erde abgewonnen werden konnte, verdient unsere Beachtung. Es ist der Sumach, ein Gerbekraut, das, zum Bereiten des feineren Leders, namentlich des Corduan, unentbehrlich, einen Haupthandelsartikel von Sicilien bildet. Und dies Gestrüpp,

---

*) Die „Olivuzza“, welche unsre kaiserliche Königsschwester monatelang gastlich und gesundheitspendend beherbergte.

das, wie bei uns der Wachholder, den Fuß des Bergsteigers hemmt, es ist Ihnen nur allzuwohl bekannt. Wenn ein böser Husten sie plagte, und auf des Arztes Befehl ein süßlicher, brauner Bissen von der einen Seite Ihres Mundes zur andern geschoben ward, gedachten Sie schwerlich, daß die Wurzeln des Lakritzenstrauches, aus denen die unerfreuliche Medizin gekocht ist, auf Siciliens Bergen wuchsen. Auch die Mehrzahl der Mandeln, die in Backstube und Küche uns so unentbehrlich sind, ward von sicilischen Bäumen gepflückt; und, um die unterirdischen Schätze dieser productenreichen Insel nicht ganz zu übergehen, der Schwefel Ihres Feuerzeuges ist ohne allen Zweifel aus Siciliens Eingeweiden gegraben.

Wir haben vorhin der afrikanischen Palme und des griechisch-ionischen Oelbaumes gedacht, welche beide neben europäischen Gewächsen auf Siciliens Boden gedeihen. Das erinnert uns, daß „Trinakrien" der antike Name der Insel, ihre dreieckige Gestalt bezeichnet, wie ihr uraltes Wappen einen Kopf darstellt, aus dem drei Beine hervorwachsen. Eine Seite kehrt sie Europa, namentlich Italien zu, die zweite dehnt sich Afrika gegenüber aus und mit der dritten schaut sie nach dem Orient. Diese ihre Lage ist das Bild ihrer Geschichte. Gleich dem zwischen zwei Magneten schwebenden Eisensarge des Mahomed ist sie seit bald

drei Jahrtausenden von jenen drei Welttheilen angezogen und jedesmal demjenigen zugefallen, dessen Bildung und Kraft im einzelnen Moment überwiegend war. So wechselten im Alterthum Griechenland, Karthago und Rom in der Herrschaft über Sicilien. Dann folgten aufeinander griechische Kaiser, arabische Emire, normännische Könige. Seit dem eilften Jahrhundert gehorcht die Insel zwar nur europäischen Herrschern, aber diese Herrschaft ging von Normannen auf Deutsche, dann auf Franzosen, Spanier, Piemontesen und Oestreicher über. Seit 1735 ist Sicilien dem spanischen Zweige der Bourbonen geblieben.

Von der phönicischen Ansiedlung zeugen noch zahlreiche Münzen und einzelne Inschriften, deren Entzifferung den Scharfsinn der Gelehrten, vorzüglich auch unserer Stadt, beschäftigt hat.

Von Römern, Griechen und Byzantinern sind nur geringfügige Trümmer erhalten; dagegen fehlt es nicht an Gebäuden arabischer Zeit. Das bemerkenswertheste ist das Landhaus eines Emirs, Zisa genannt, in derselben Gegend, wo auch die schönsten Gärten neuerer Zeit, Butera und Serra di Falco angelegt sind. In seinen Mauern scheint das Gebäude seit dem zehnten Jahrhundert keine erhebliche Aenderung erlitten zu haben, doch sind die innern Räume nach heutigen Bedürfnissen hergestellt. Völlig erhalten aber ist die nach

der Straße hin offene Vorhalle mit ihrem Springbrunnen und ihren zwei Wasserbassins im Fußboden mit dem überreichen Schmuck zierlicher Stuccaturarbeiten und mit goldprangenden Inschriften aus dem Koran. Ein überraschender, durchaus fremdartiger Anblick, wie man im westlichen Europa ihn wohl nur noch auf der Alhambra wiederfindet.

So fest war in den 1½ Jahunderten arabischer Herrschaft die Cultur dieses merkwürdigen Volkes in Sicilien eingewurzelt, daß noch unter den Normannen, ja selbst unter den Hohenstaufen Arabisch die Sprache des Verkehrs blieb und sogar in öffentlichen Denkmälern oft gebraucht ward. Urkunden König Roger's sind ebenso oft arabisch als griechisch oder lateinisch, und in den Kirchen normännischer Zeit finden sich an den Säulen oder sonst häufig arabische Inschriften.

Diese normännischen Kirchen nun, die nirgends so wohlerhalten und großartig gesehen werden, als eben hier, sind noch ein Gegenstand des lebhaftesten Interesse's. Die Capelle des königlichen Palastes, die Kirche Martorana und das gewaltigste dieser Monumente, der Dom von Monreale haben alle den gleichen Charakter eines von Säulen, über welche sich steile Bogen wölben, getragenen Schiffes. Der Fußboden, der untere Theil der Wände, Altar, Kanzel, Transept u. s. w. sind aus vielfarbigen edlen

Steinen in kunstreichen und gefälligen Verschlingungen zusammgesetzt. Die Balken und Sparren des Daches, angeblich von Cedernholz und mit goldenen Zierrathen geschmückt, zeigen sich unverkleidet dem Auge. Aller übrige Raum aber ist mit riesigen Mosaiken heiliger Geschichten auf schimmerndem Goldgrunde in feierlichem byzantinischen Kunststyl überdeckt. Der Eindruck dieser mächtigen Bauten ist ein durchaus neuer und imponirender.

Besonderen Zauber üben aber noch die Grabdenkmäler, mit denen diese Kirchen geschmückt sind. In großen Marmor- und Porphyr-Sarkophagen ruhen im Dom von Monreale die ungestümen Normänner, die beiden Wilhelme, der böse und der gute im Kreise der Ihren. Noch lauter aber klopft uns das Herz vor den gewaltigen Porphysärgen des Domes von Palermo. Dort rastet seit 600 Jahren von dem kühnen Fluge seiner Thaten, von seinen Irrthümern und Sünden der größte der deutschen Kaiser, der letzte und glänzendste Stern von Hohenstaufen. Dort liegt er, wie man beim Oeffnen des Sarges vor 70 Jahren ihn fand, unentstellt im glänzenden kaiserlichen Schmuck, seine siegreichen Waffen ihm zur Seite, treu seiner Vorliebe für das christenfeindliche Morgenland noch im Tode mit arabischen Sinnsprüchen umgeben.

Neben dem zweiten Friedrich schlafen seine Ge-

mahlin Constanze von Arragon, und seine beiden Eltern, der finstere grausame Heinrich VI. und die dem Kloster entrissene normännische Erbtochter Constanze, deren Vater Roger II. hier neben den Erbfeinden seines Stammes die letzte Stätte gefunden. —

Noch ein fünfter Sarg steht in dieser Grabcapelle. Der des zweiten Peter von Arragonien. Dieser aber erinnert uns wieder an seinen gleichnamigen Großvater, den Schwiegerenkel des zweiten Friedrich, und an ihn knüpft sich ein Ereigniß, dessen bloße Nennung noch heute nach fünfhundert und siebenzig Jahren die Wangen übermächtiger Eroberer entfärbt.

Seit sechszehn Jahren hatte des heil. Ludwig unheiliger Bruder das süditalische Erbe der Hohenstaufen räuberisch an sich gerissen. Der ritterliche Manfred lag erschlagen auf dem Schlachtfeld von Benevent und das jugendliche Haupt Conradins, des Enkels von drei Kaisern, war auf des Usurpators Machtwort unter dem Henkerbeil gefallen. Auf Sicilien, das unter Saracenen, Normannen und Schwaben glorreiche Jahrhunderte erfahren hatte, lasteten eisern die Habsucht und der Uebermuth französischer Kriegsknechte und ihres ihrer würdigen Anführers Johann von St. Remy. Zu der Bedrückung kamen Mißtrauen und Hohn. Mißtrauen, indem die fremden Zwingherren überall Verschworene und heimliche Rüstungen witterten. Hohn

weil sie als Schützlinge des Papstes den Anhängern der Hohenstaufen Unglauben und Ketzerei vorwarfen.

Ein Viertelstündchen vor der Porta Montalto, links vom Wege nach Monreale, lag am Ufer des Oreto, wo jetzt der große Kirchhof ist, ein dem heiligen Geiste geweihtes Kirchlein. Am Abend des dritten Ostertages (31. März) 1282 hatte sich auf dem freien Platze vor dieser Kirche Palermitaner Jugend beiderlei Geschlechtes zusammengefunden, um nach der religiösen Feier bei Tanz und Bechern des festlichen Frühlingsabends sich zu erfreuen. Geringschätzig gegen die Männer, zudringlich gegen die Frauen mengten Franzosen sich in die heitern Kreise. Bescheiden zurückweisende Worte wurden mit Drohungen und mit dem Vorwurf erwidert, daß die Sicilianer heimliche Waffen führten. Es galt sie zu finden. Die Kleider wurden durchsucht, die Körper betastet. Keine Waffe fand sich.

Da nahete sich, als man zur Vesper läutete, geführt von ihrem Bräutigam, eine Jungfrau von edlem Hause, edler noch an Schönheit. Ein frecher Franzose, Drouet mit Namen, tritt ihr entgegen, beschuldigt sie keck, Waffen zu verbergen und tappt noch verwegener sie zu entdecken. Der Bräutigam hat nur Worte der Entrüstung für die Schmach seiner Braut. Aus dem Haufen der Umstehenden aber stürzt ein Jüngling mit den Worten: „Tod den Franzosen!“ auf Drouet und

durchbohrt ihn mit dessen eigenem ihm entrissenen Schwerdte. „Tod den Franzosen!“ wiederhallte es tausendstimmig und noch war die Vesperglocke nicht verklungen, als die zweihundert Franzosen, denn so viele waren nach San Spirito gekommen, mit ebenso viel Sicilianerleichen vermischt, leblos am Boden lagen. „Tod den Franzosen!“ so wälzte der Ruf sich durch die Thore in die Straßen der Stadt. Jeden Stein, jedes Holz wandelten Rache und Wuth zur mörderischen Waffe.

Schwarz breitete sich die Nacht über die Kämpfenden, aber nicht um der Mordlust Einhalt zu thun; nur um sie noch erbarmungsloser zu entflammen. Und wo, aufgeschreckt vom Weine oder aus dem Schlafe, ein Franzose herausstürzte auf die Straße, da donnerte es ihm in's Ohr „Wicken und Erbsen!“ „Ceci e Ciceri!“ und Wen die des Zischlautes ungewohnte Zunge mit „Sesi e Siseri!“ als Fremdling verrieth, der wurde auf der Stelle niedergestoßen.

Namenlose Gräuel bedeckte der Schleier dieser einen Nacht. Allein in Palermo wurden mehr denn zweitausend Franzosen erschlagen. Mit Blitzesschnelle flog die Kunde durch die Insel und ein einziger Ort nur wird genannt, ein winziges Städtchen, das dem blutigen Beispiel der Hauptstadt nicht gefolgt wäre.

Das war die sicilianische Vesper! und genau

fünf Monate nach jener Osternacht landete Peter von Arragonien, des bei Benevent erschlagenen Manfred Tochtermann, in Sicilien und setzte sich die verwaiste Krone der Normannen und Hohenstaufen aufs Haupt.

Auch in der späteren Geschichte Siciliens Züge zu finden, die, wenngleich mit weniger blutigen Zügen geschrieben, an jene Vesper erinnern, dürfte nicht schwer fallen. In den Adern des Sicilianers, vor Allem des Bewohners von Palermo, rinnt mancher Tropfen heißes Saracenenblut. So sind denn die vielen Revolutionen von Palermo mörderisch, grausam und hartnäckig gewesen und an den Nachwehen der letzten, von der Regierung nicht unverschuldeten und dann durch lässiges Bekämpfen lange genährten, kranken Wohlstand und häusliches Glück auf der ganzen Insel noch heute.

Das wunderbare, gleich keinem anderen Stücke unseres Welttheils ergiebige Eiland ist von der Natur zum blühendsten Verkehr mit den drei Continenten berufen. Der Sicilianer niederen Standes ist in hohem Grade gutmüthig und der Thätigkeit, selbst der anstrengenden, bei verständiger Anleitung durchaus nicht abhold. Mancherlei von bestem Erfolg belohnte industrielle Bestrebungen zeigen, wie wenig es auch hierfür an Geschick und Erfordernissen fehlt. Die Geistlichkeit, besonders in den Klöstern, ist reich

an unterrichteten, gelehrten Männern. Der zahlreiche Adel, in seltenem Maße begütert, verbindet große Bildung mit zuvorkommender Herzlichkeit, und schon mancher in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Name ist aus seiner Mitte hervorgegangen.

Fügen wir den Segen eines Klima's hinzu, das bei des Südens glücklichster Milde doch von drückendem Sonnenbrande frei ist, eines Klima's, dessen kältester und heißester Monat ihren Mitteltemperaturen nach nur zwischen 8 Grad und 20 Grad Reaumur schweben. Vergegenwärtigen wir uns einen Himmelsstrich, dessen ungünstigste Monate September und halber Oktober sind, weil in ihnen Sommerwärme mit der Kühle herbstlicher Strichregen oft täglich wechselt, während der frischere, beständige November die Zeit des Herbstes, Lust auf Landsitzen und Bergen bringt, im December aber der blüthenreiche Frühling auf Feldern und Wiesen bunt und duftesreich sprießt.

Elemente genug, so sollte man glauben, zu einem beneidenswerth glücklichen Zustande. Hört man nun dennoch ein reiches Maß von Klagen und lehrt der Augenschein, daß es in dem gesegneten Lande an bitterer Armuth wahrlich nicht fehlt, so mag die ungleiche Vertheilung des Eigenthums, von dem ein reichliches Drittel noch immer der todten Hand ge-

hört, einen Theil der Schuld tragen; der wesentlichste aber fällt gewiß den sich so oft erneuernden revolutionären Erschütterungen und dem dadurch gelockerten Bande zwischen Regierung und Volk zur Last. Namentlich ist im letzten halben Jahrhundert von England her des Anstiftens und Wühlens kein Ende gewesen, und wenn dereinst ein jüngst gefallener Minister für alle das Völkerunheil, das er angezettelt hat, zur Rechenschaft gezogen wird, dann wird auch Sicilien schwer gegen ihn in die Waagschale fallen.

Möchte der Himmel den jetzigen Zuständen, die sich gedeihlich zu befestigen anfangen, Dauer verleihen! Ein Mann von edlem Willen und lichtem Blick, des großen Filangieri Sohn, hält die Zügel der Regierung in starker Hand. Werkzeug keiner Partei, ohne Groll und ohne Rache gegen Verirrtgewesene, stellt er dem kleinsten Versuche neuer Auflehnung unerbittliche Strenge entgegen. Seine Gerechtigkeit wird auch von Denen, die ihn am meisten fürchten, rühmend anerkannt. Zwei Jahre nach einer Revolution, die allen Verbrechern die Kerker geöffnet, genießt ganz Sicilien, während die Gefängnisse fast leer stehen, solcher Sicherheit, daß von Raubanfällen schlechthin kein Beispiel ist. Großartige Unternehmungen, den Verkehr zu heben, werden vorbereitet und

sind zum Theil schon in der Ausführung. Industrie und Production werden nachdrücklichst ermuntert.

Doch wohin verirre ich mich! Thäte ich nicht besser, statt von der Politik zu reden, Sie nach den vielgepriesenen Landhäusern der Bagaría, zu den Ungeheuern des Fürsten Palagonía oder auf die Felsenhöhe des Gartens Valguarnera zu führen? Leider ist es zu spät geworden für dies Alles. Die kurze Zeit, die Sie mir zur sicilianischen Reise bewilligt haben, ist verstrichen und das Dampfbot wartet Ihrer zur Rückfahrt. Längst schon rief die Glocke, wenn nicht die des Schiffes, so die der Thurmuhr. Der Kessel dampft, wenn nicht im Schiffe, so doch zu Hause auf Ihrem Theetisch. Darf ich Sie denn nicht länger zurückhalten, so wünsche ich zum Abschied glückliche Heimkehr!

Zusatz.

Eben als ich im Begriff stehe, die obigen Blätter in diese Sammlung aufzunehmen, erhalte ich die Nachricht, daß der General Filangieri, Fürst von Satriano, am 3. Februar am Comer See gestorben ist.

Die Hoffnung, daß sein vicekönigliches Regiment der schönen Insel zum nachhaltigen Segen gereichen werde, ist leider unerfüllt geblieben. So groß war die verdiente Anerkennung, die er in Neapel und Sicilien sowie im Auslande sich trotz aller Verläumdungen der demokratischen Presse erworben hatte, daß es endlich seinen Feinden gelang, die Eifersucht des Königs gegen seinen Unterthan zu wecken. Die Zustände der festländischen Hälfte des Reiches waren unzweifelhaft um vieles trauriger, als die der Insel und es lag nahe, den Grund dieses Unterschiedes in der Freiheit zu suchen, welche der Vicekönig genoß nach eignem eben so einsichtigen als humanen Ermessen zu verfahren. Filangieri wurde entlassen und die vielen Verbesserungen, die er in die Hand genommen, blieben unausgeführt.

Daß der Fürst jedem Versuche neuer Auflehnung unerbittliche Strenge entgegenstellte, habe ich bereits

gesagt. Wie ungerecht aber die Vorwürfe grundloser Härte sind, die man ihm, dem „entarteten Sohne des großen Gaetano Filangieri“, wie die Mazzinianer ihn naunten, so oft gemacht hat, mögen folgende Daten aus der Zeit meines Aufenthaltes in Palermo beweisen, deren Zuverlässigkeit ich verbürgen kann.

Die anderthalb Revolutionsjahre hatten nicht nur die gesammte aufständische Bevölkerung unter die Waffen gerufen, sondern auch vierzehntausend(!) Gefangenen aus den Kerkern, den Galeeren und den Inseln befreit, wohin Sträflinge deportirt werden. Manche unter ihnen mochten politische Gefangene sein. Ohne Zweifel mehr als sieben Achtel waren aber gemeine Missethäter, Mörder, Straßenräuber und dergleichen. Diesen Auswurf der Gesellschaft spieen die Kerker aus und die Revolution gab ihnen die Waffen in die Hand.

Monate lang herrschte in ganz Sicilien, vor Allem in Palermo, ein Zustand vollständigster Rechtlosigkeit. Brandschatzungen, ja Plünderungen der schamlosesten Art waren an der Tagesordnung.

Als am 15. Mai 1849 General Filangieri in Palermo, das letzte Bollwerk der Revolution, einzog, beabsichtigte er ausnahmslose Amnestie. Der König schloß, indem er sie genehm hieß, 43 Personen von ihr aus. Alle Uebrigen, wie sehr sie auch sich vergangen

hatten, blieben auf der Insel unbehelligt und erhielten, wenn sie ins Ausland entwichen waren, auf ihr Verlangen von den neapolitanischen Bevollmächtigten ihres Aufenthaltsortes ohne alle Weiterung Pässe zur Heimkehr.

Eine Bedingung freilich verstand sich von selbst; die Rückkehr Begehrenden durften seit dem Sturz des revolutionären Regiments sich nicht in neue Umwälzungspläne eingelassen haben. Das Zuwiderhandeln gegen diese Bedingung hatte im Herbst 1851 gegen drittehalbhundert Ausgewanderte von der Heimkehr ausgeschlossen. Andere dreizehn bis vierzehnhundert blieben jener Befugniß ungeachtet im Auslande. Die Mehrzahl der am schwersten Compromittirten hatte indeß die Insel entweder gar nicht verlassen, oder war unangefochten zurückgekehrt.

Die Parlamentsglieder, die am 13. April 1848 — zum Theil unter schmähenden Zusätzen — die Entthronung des Königs ausgesprochen hatten, wurden aufgefordert, diese Erklärung schriftlich zurückzunehmen. Die meisten thaten es; Einige schwiegen. Auch sie aber, und viele Mitglieder der höchsten Aristokratie sind in diesem Falle, blieben unangefochten. Einzelnen von ihnen begegnete man selbst in dem Salon des Vicekönigs.

Nichts geschah, um wieder einzufangen, was von

jenen vierzehntansend Sträflingen noch auf der Insel weilte. Nur eine, freilich eine unvermeidliche Maßregel wurde getroffen: Waffen ohne Erlaubniß zu führen bedrohte eine Verordnung vom 16. Juni 1849 mit dem Tode. Mehr als 50,000 unbescholtene Männer wurden aber in die bewaffnete Bürgerwehr aufgenommen; außerdem erhielt gegen geringen Entgelt Jeder, gegen den kein Verdacht vorlag, die Erlaubniß, Schießgewehr zu führen. Dreizehntausend weitere Personen bekamen hierdurch Waffen in die Hand. Ueber diese Grenzen hinaus wurde das Gesetz mit eiserner Strenge angewandt.

Allein in der Provinz Palermo wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1849 acht und dreißig erschossen. Im nächsten Jahre ein und dreißig; darunter sechs noch an ebeu dem Abend des 27. Januar, an dem sie einen wahnwitzigen Aufstandsversuch gemacht hatten. Dann unterwarf sich selbst das saracenische Blut der Palermitaner. Im Ganzen sind in etwas länger als zwei Jahren 168 hingerichtet. Sie gehörten fast ohne Ausnahme zu jenen vierzehntausend. Das Resultat war eine vollständige Sicherheit der Felder, wie man sie in ganz Italien nicht fand.

Von politischen Verfolgungen wußten mir auch die entschiedensten Feinde der Neapolitanischen Herrschaft, und ich verkehrte mit Manchen dieser Gesin-

nung, nichts zu berichten. Die Gesammtzahl der aus politischen Gründen Detinirten betrug am 23. Sept. 1851 134. Von diesen waren 47 auf die Inseln Favignana und Ustica nur confinirt, ohne eingesperrt zu sein. Die Aermeren unter ihnen erhielten für ihren Unterhalt täglich etwa 10 Sgr.

Die Verläumdung bevölkerte um eben diese Zeit die unterirdischen Kerker von Favignana mit Tausenden in Ketten geschmiedeter Patrioten. Mr. O...s, der englische Consul, mit dem ich die Seereise nach Marsala machte, schilderte mir unter Verwünschungen ihre haarsträubenden Leiden. Meine Zweifel empörten ihn. Ein Befehl des Vicekönigs machte mir die kleine Insel und ihre verborgensten Räume zugänglich. Ich lud den Engländer ein, mich zu begleiten und den Gefesselten, für die er soviel Theilnahme beweise, Trost zu spenden. Leider fiel ihm plötzlich ein, daß dringende Geschäfte seine Zeit in Anspruch nähmen. —

ı Kloster in den Apenninen.

(1858.)

„Fuge mundum, si vis esse mundus."

S. Francisc. Opp. p. 293.

„Im Jahre 1224*)", so berichtet eine in Italien vielverbreitete Schrift aus dem 14ten Jahrhundert — I fioretti di San Francesco — „als der heilige Franz drei und vierzig Jahr alt war, machte er sich auf göttliches Geheiß mit seinem Gefährten Bruder Leo aus dem Spoletiner Thal auf den Weg, um nach Romagna zu gehen. Ihr Weg führte sie an der Burg von Monte Feltro" (der jetzigen Festung San Leo) „vorüber, während gerade dort oben ein großes Gastgelage mit festlichen Aufzügen gehalten ward, um den Eintritt eines der jungen Herren von Monte Feltro in den Ritterdienst zu feiern. Als nun der heilige Franz von dieser Festlichkeit vernahm und wie viel Edelleute aus entfernten Gegenden dort versammelt seien, sprach er zum Bruder Leo: gehn denn auch wir zum Feste; denn mit Gottes Hülfe werden wir gute geistliche Frucht davon ärndten. Unter den Edelleuten, die aus der Nachbarschaft zu jener Festver-

*) Andere Zeugnisse geben ein früheres Jahr an.

sammlung gekommen waren, befand sich ein vornehmer und begüterter Herr aus Toscana, Herr Orlando von Chiusi im Casentino, der nach den vielen Wunderdingen, die er über den heiligen Franz gehört hatte große Verehrung für ihn hegte und angelegentliches Verlangen trug, ihn zu sehen und ihn predigen zu hören."

„Franciscus kommt nun auf die Burg, er tritt ein und geht mitten auf den freien Platz, wo die gesammte Menge jener Edelleute eben bei einander war. Da stieg er vom Geiste getrieben auf ein Mäuerlein und hub zu predigen an. Zum Texte aber wählte er die Worte eines Liebesliedes in der Volkssprache:

Solche Wonne wartet mein,
Daß mir Lust ist jede Pein.

Und unter Eingebung des heiligen Geistes predigte er über diese Worte so andächtig und erläuterte sie so tiefsinnig durch die Martern und Qualen der Apostel und Märtyrer, durch die schweren Bußen der Bekenner und durch die Anfechtungen und Versuchungen der Jungfrauen und andrer Heiligen, daß alles Volk Augen und Gedanken nur ihm zugewandt hatte und nicht anders aufmerkte, als wenn ein Engel Gottes zu ihnen redete."

„Insonderheit aber beschloß der schon erwähnte Herr Orlando, dem die wunderbare Predigt des hei-

ligen Mannes tief in das Herz gegangen war, sich über die Angelegenheiten seiner Seele mit ihm zu besprechen. So that er denn nach beendeter Predigt. Sanct Franciscus antwortete: Deiner Rede freue ich mich sehr; heute aber kehre zu Deinen Freunden zurück und erweise ihnen gebührende Ehre. Sie haben Dich zu ihrem Feste geladen; so tafle denn mit ihnen. Nach dem Mahle will ich Dir Rede stehen so lange Du wünschest. Herr Orlando thut wie ihm geheißen. Nach der Mahlzeit aber bespricht und ordnet er mit dem heiligen Franz Alles, was sein Seelenheil betrifft."

„Zum Schlusse sagte Herr Orlando zu dem heiligen Manne: Ich habe in Toscana einen Berg, wie geschaffen zu Andachtsübungen, welcher Monte della Vernia heißt. Er ist gar einsam gelegen und für Den besonders wohl geeignet, welcher fern von aller Welt Buße thun, oder ein einsiedlerisches Leben führen möchte. Gefiele Dir nun dieser Berg, so wollte ich für mein Seelenheil ihn Dir und Deinen Gefährten gern schenken."

Von diesem Berge und von dem frommen Mann, der ihn zuerst bewohnt hat, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen Einiges berichten zu dürfen.

Dante, der wie immer mit wenig Worten den rechten Ausdruck trifft, bezeichnet jenen als

„Den rauhen Fels, der Arno trennt und Tiber."

Die sich vom Monte Coronaro nach Süden abzweigende Alpe di Catenaja begränzt gegen Abend das oberste Thalbecken des Arno, das Casentino, während ihren östlichen Fuß die krystallklare jugendliche Tiber bespült. Aus der kahlen Hochebne dieses Gebirgszuges steigt in schroffen Felsenwänden eine waldbedeckte Klippe auf, die nach beiden Flußthälern hin auf große Entfernungen zu sehen und zu erkennen ist. In unbegränzte Weiten ergeht sich von jenem Verniafelsen der Blick, so daß schon der alte Kosmograph Fazio degli Uberti sich von seinem Geleitsmann Solin zur Ueberschau des Landes dorthin führen läßt:

„Gar heilig ist der Berg, voll Gottesfrieden,
Von solcher Höhe, daß fast ganz Toscana
Die Mönche mit dem Finger mir beschieden.“

Hinaus über das Tiberthal schieben sich, Berge hinter Bergen, die Apenninen der Centralkette in einander, bis wo fern die Lionessa noch tief in den Sommer hinein von lichten Schneefeldern erglänzt. Weiter gegen Westen ist das vulcanische Gebirg der Maremma aus der Ebene aufgestiegen. Dort der nackte Schlackenkegel von Radicofani, weiterhin das schöne Profil des dichtbewaldeten Berges von Santa Fiora und gegen Abend, gleich jenseits des Arno die breite Masse des Prato magno, an dessen beiden Abhängen derselbe Fluß in entgegengesetzter Richtung

entlang fließt. Zu den Füßen ausgebreitet das weite Casentino mit seinen vielen hellblinkenden Ortschaften und seinen kahlgespülten, wasserzerrissenen Berglehnen.

Gar seltsam und malerisch gestaltet ist die Klippe, in deren Seite das Kloster sich so heimlich hinter Bäume versteckt hat, daß der Wanderer bis zur Eingangspforte gelangt sein kann, ohne seiner ansichtig zu werden. Nach drei Seiten senkrecht abgeschnitten, nur nach Mittag sanft niedersteigend, ist die Felsmasse theilweise wunderbar zerklüftet. Am wildesten durcheinandergeworfen sind die Felsblöcke, Tafeln, Thürme, Säulen und Zacken zunächst dem Kloster in dem sogenannten Orrido. Ueberall aber in dieser reinen, erquicklichen Bergluft — bei einer Höhe von fast genau viertehalbtausend Fuß — wo die häufigen Bergnebel auch die nöthige Erfrischung spenden, grünt und gedeiht auf dem rauhen Gestein der üppigste Pflanzenwuchs. Eine dichte Moosdecke verbirgt den dürren Fels und fest in den Spalten wurzeln uralte riesige Buchen, zwischen deren Gezweige schlanke Edeltannen sich emporstrecken, wechselnd mit Ahorn, Esche und andern nordischen Waldbäumen. Durch das gründämmernde Dickicht hin fällt aber bald hier und bald dort ein Blick in die steile schwindelnde Tiefe, oder hinaus auf die unermeßliche Ferne, über welche die Wolkenschatten so hastig dahin jagen.

Wohl ruht es sich gar traulich und abgeschieden von aller Welt in diesem kühlen Waldesschatten, unter dem freudigen Gesange der Vöglein, die durch den Wanderer, der ins weiche Moos gestreckt, ihrer lauscht, sich in ihrem Lobliede nicht stören lassen, während das behende Eichkätzchen hoch oben in den Baumwipfeln von Zweig zu Zweige huscht.

Jener Heilige, dessen Namen eng mit dem des Verniafelsens verbunden ist, verstand die Stimmen, in denen alle Creatur ihren Schöpfer preist, gar wohl, und wenn er der unruhigen verlockenden Welt entfloh, um sich in Andacht und Betrachtung zu versenken, so hieß er seine Brüder, die Vögel und seine Schwester, die Cicade willkommen, die in der Waldesstille mit ihm wetteifernd, seinen Lobgesang mit ihrem Liede begleiteten. Aber auch das scheu'ste Gethier legte dem frommen Mann gegenüber die sonst gewohnte Furcht ab, und es war als ob der Bann gelöst sei, den die Sünde zwischen der einen und andern Creatur aufgerichtet hat.

Die anmuthigen Legenden über das zutrauliche Verhältniß des heiligen Franz zu Häslein und Lamm, zu Schwalbe und Wolf mahnen an das Wort des Propheten: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und

Mastvieh mit einander treiben. Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen bei einander liegen."

Bonaventura berichtet: „Als der Heilige einst in die Einöde von Alvernia kam, um die Michaelis-Fasten zu begehen, flatterten Vögel von mancherlei Art um seine Zelle und schienen ihm durch ihren lauten Gesang und durch frohe Gebehrden zugleich ihre Freude über seine Ankunft und das Verlangen auszudrücken, daß er unter ihnen bleiben möge. Da sprach Franciscus zu seinem Gefährten: Ich sehe wohl, mein Bruder, daß wir nach Gottes Willen eine Zeit lang hier weilen sollen, da unsere Brüder, die Vögel, uns so gern hier haben wollen. — Als nun der Heilige sich länger in jener Einöde aufhielt, entspann sich zwischen ihm und einem dort nistenden Falken große Freundschaft; denn sobald die nächtliche Stunde gekommen war, zu welcher der Mann Gottes sich zum Gebet zu erheben pflegte, rief ihn der Falke mit lautem Geschrei."

„Ein anderes Mal", berichtet jener Biograph weiter, „wurde dem heiligen Manne ein lebender Haase geschenkt. Er setzte ihn auf den Boden nieder, daß er frei sei, zu entfliehen, wohin er wolle. Auf den Ruf des Heiligen kehrte er aber alsbald eilenden Laufes in dessen Schooß zurück. Da liebkoste ihn Franciscus gerührten Herzens und ermahnte ihn liebevoll, daß er

auf seiner Hut sein und sich nicht wieder fangen lassen solle. Nicht anders war aber das zutrauliche Häslein von dem frommen Manne zu entfernen, als dadurch, daß es auf dessen Geheiß weit fort in das Feld getragen ward."

„Eines Tages hatte sich unweit Alviano viel Volkes versammelt. Der Heilige war hervorgetreten und hatte Stillschweigen geboten, um jener Volksmenge zu predigen. So überlaut aber zwitscherten die Schwalben, welche dort in großer Zahl ihre Nester hatten, und so unruhig flatterten sie durch einander, daß es schier unmöglich war, die fromme Rede zu vernehmen. Da sprach der Mann Gottes, allen Anwesenden vernehmbar, zu ihnen: Ihr Schwalben, meine Schwestern, nun ist es Zeit, daß auch ich zu Worte komme; denn Ihr habt bis jetzo reichlich geplaudert. So höret denn in Schweigen das Wort Gottes mit an. — Und als ob die Schwalben ihn verstanden hätten, so schwiegen sie plötzlich und regten sich auch nicht bis die Predigt beendet war."

„Wieder zu einer andern Zeit kam Franciscus in der Nähe von Bevagna an einen Ort, wo eine große Anzahl Vögel der verschiedensten Arten bei einander war. Als der heilige Mann dies gewahr ward, eilte er zu ihnen und grüßte sie, gleich vernunftbegabten Wesen. Die Vögel aber schienen seiner zu warten und

wendeten sich alle nach ihm hin, so daß die auf den Zweigen sitzenden in ungewohnter Weise das Haupt senkten; die andern aber, die auf dem Boden saßen, den Hals emporstreckten. So trat Franciscus mitten unter sie und ermahnte sie, aufmerksam auf Gottes Wort zu hören. Meine Brüder Vögel, sprach er, gar große Ursach habt Ihr, Euren Schöpfer zu loben, der Euch mit Federn bekleidet und Eure Schwingen zum Fluge gekräftigt hat. Euch schenkte er das Vorrecht, in reiner Himmelsluft zu schweben und er lenkt und führt Euch, ohne daß Ihr zu sorgen hättet. — Während aber der Mann Gottes Solches und Anderes dergleichen sprach, gaben die Vögel in wunderbarer Weise ihre Theilnahme und Freude kund. Sie schlugen mit den Flügeln und reckten die Hälse, sie öffneten die Schnäbel und blickten unverwandt nach ihm hin, und obwohl er unter ihnen auf und nieder wandelte und bald diesen, bald aber jenen mit seinem Gewande streifte, entfloh doch keiner. Als er aber zum Schlusse sie mit dem Zeichen des Kreuzes und seinem Segen entließ, da flogen sie freudig auf und suchten das Weite."

Dieser Preis Gottes in der Creatur ist der Gedanke eines Gedichtes von wunderbarer Einfachheit und Tiefe, welches „der Sonnenhymnus" des heiligen Franz genannt zu werden pflegt. Es scheint

dasselbe ein trauter Lebensgefährte des frommen Mannes gewesen zu sein und von einzelnen Strophen wird berichtet, wie er sie bei besonderen Anlässen seines Lebens hinzugefügt habe: so den Preis des Feuers, als er in schwerer Krankheit mit glühenden Eisen gebrannt ward, den Preis des Todes, als der letzte irdische Kampf für ihn begann. Eine der ältesten Lebensbeschreibungen, die wir von ihm besitzen (das Memoriale in desiderio animae), anscheinend nur 17 Jahre nach seinem Tode verfaßt, berichtet, Franciscus habe, als er sein Ende herannahen sah, die wenigen ihm noch beschiedenen Tage dazu verwendet, mit seinen liebsten Gefährten den Herrn zu loben. „Alle Creaturen hieß er Gott preisen und ermahnte sie in gewissen Worten, die er vor Zeiten gedichtet hatte, zur göttlichen Liebe. Selbst den Tod, der doch Allen ein Schreckbild ist und gehässig, rief er zum Lobe auf und lud ihn als willkommenen Gast zu seiner irdischen Herberge."

Franciscus soll man den frommen Mann genannt haben, weil er, der französischen Sprache kundig, schon als Knabe in den Wäldern umherschweifend, in ihr, die zu jener Zeit für die schwunghafte Rede weiter entwickelt war, als die italienische, das Lob Gottes gesungen, — und wieder mit einem Lobgesange sehen wir ihn den gebrechlichen Leib verlassen.

Dieser Lobgesang ist uns erhalten und daß er, seinem Inhalt nach, ein ächtes Werk des Franciscus ist, dürfen wir nach dem Gesagten gewiß nicht bezweifeln. Welches aber die Ursprache dieses Hymnus gewesen, und ob er uns in ihr und zwar in der ursprünglichen Gestalt erhalten sei, das ist eine vielbestrittene, in mehr als einer Beziehung interessante Frage. — Es würde mir sehr erwünscht sein, wenn es mir gelänge, einige Theilnahme an diesem Interesse bei Ihnen zu wecken.

Wir besitzen den Hymnus in lateinischer und italienischer Sprache. Daß der lateinische Text neueren Ursprungs ist, unterliegt keinem Zweifel. Wäre der italienische wirklich ächt, so böte er uns, wenn nicht das älteste, doch sicher eines der ältesten dichterischen Werke in jener Sprache, deren poetische Literatur jede andere an Reichthum übertrifft. Auch der italienische Text liegt uns aber in doppelter Gestalt vor: Einmal in ziemlich regelrechten, obwohl reimlosen Versen; daneben aber in einer anscheinend völlig formlosen Redaction, welche von den Herausgebern willkührlich abgetheilt, von einfacher Prosa schwer zu unterscheiden ist. Es ist nun wohl kaum zu bezweifeln, daß jene erste Gestalt dem Hymnus von Crescimbeni, einem Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, willkührlich gegeben ist. In der anderen, ungebundener Rede

gleichenden, Gestalt ist der Lobgesang mindestens bis auf das Jahr 1385 (den sogenannten liber conformitatum des Bartolomeo Albizzi) zurückzuführen, und in Assisi selbst, der Heimath des Heiligen, soll sich eine gleichlautende Abschrift finden, die um noch hundert und dreißig Jahre älter ist.

Die anscheinende Formlosigkeit dieses Schriftstückes hat die Meinung hervorgerufen, daß wir in ihm nur eine Rücküberſetzung, vielleicht sogar zur zweiten Hand, aus dem Spanischen und Portugiesischen besäßen. Diese Ansicht, die zuerst von einem Gelehrten aufgestellt ward, der selbst dem Orden des heiligen Franciscus angehörte — dem Pater Ireneo Affò — kann für die in Italien allgemein angenommene gelten.

Der nur allzufrüh verstorbene gelehrte Franzose Ozanam erkannte indeß die Assonanzen, die als unentwickelte Reime aus den scheinbar ungegliederten Zeilen hervorklingen. Wenn auch die Kunstpoesie von Italien, im Gegensatz zu der spanischen, die Assonanz so gut als völlig verschmäht hat, so ist sie doch dem Volke vertraut geblieben und die drei- und vierzeiligen Ritornelle, deren noch heute in ganz Italien täglich hunderte improvisirt werden, bewegen sich regelmäßig in Assonanzen. Auch der Stabreim — die Alliteration — spielt nicht selten in jene Volksgesänge und unter den Liedern, die ich an den Abhängen des Aetna

aus dem Munde der Winzer vernommen, sind einige, die in überraschender Regelmäßigkeit von Zeile zu Zeile zwischen Assonanz und Alliteration wechseln.

Selber ein Kind des Volkes, mag Franciscus in dieser Volksweise gedichtet haben; in solchem Maaße verwischt ist aber die ursprüngliche Gestalt des Sonnenhymnus, daß jene Assonanzen nur theilweise zu erkennen sind und sich dann wieder, vielleicht auf mehrere Zeilen, der Wahrnehmung entziehn. Schwerer noch zu errathen ist die Abtheilung der Verse. Ich vermuthe fünfzehnsylbige Verszeilen, wie sie bei den Griechen seit der byzantinischen Zeit bis auf unsere Tage üblich geblieben sind und wie sie auch den sicilianischen Zeitgenossen des Franciscus geläufig waren. Auffallend ist unter dieser Voraussetzung nur, daß der scharf ausgeprägte Einschnitt in der Mitte jeder Zeile, den wir in jenen „heroischen Jamben“ der Byzantiner finden, in dem Sonnenhymnus nirgend zu hören ist.

Eine gesicherte Wiederherstellung seiner wahren Gestalt wird schwerlich gelingen, wenn sich nicht ein Exemplar findet, das weniger, als die bis jetzt bekannten, entstellt ist. Um aber Ihrem Ohre vernehmbar zu machen, wie ich mir denke, daß das Gedicht ursprünglich gebildet war, theile ich Ihnen die letzte Strophe, meiner Auffassung nach, wenn auch nicht ohne einige Willkühr, berichtigt mit:

Laudate sii, mio Signor, per suor morte corporale,
Dalla quale nullo huomo vivente può scappare.
Guai a quelli che moranno nel peccato mortale;
Beati quei che troveran Tua santa volontate,
Chè la morte seconda a loro non potrà far male,
Laudate e benedite mio Signore, e ringraziate,
E servitegli con grande umilitate.

Nun erst darf ich es wagen, Ihnen eine Uebertragung des Sonnenhymnus vorzulegen, welcher ich die Gestalt zu geben versucht habe, von der ich glaube, daß der fromme Dichter sie beabsichtigt hat. Unter den Unvollkommenheiten dieser meiner Arbeit bedaure ich am schmerzlichsten ihre leider nur allzugroße Entfernung von der goldenen Einfalt des Originals:

Allmächtiger und Gütiger, o Herr im Himmel droben!
Dein ist die Ehre, Dein der Ruhm, nur Dich ziemt sich's zu loben
Und alle Benedeiung soll nur ziehn zu Deinem Throne.
Kein Mensch ist werth, mit Namen Dich zu nennen.

Gepriesen seiest Du mein Herr
Für alle Deine Creatur, zumeist für Schwester Sonne,
Die es auf Erden tagen macht und Licht aus sich uns spendet.
Wohl ist sie schön und strahlenreich, voll hellem Glanz und Wonne,
Sie ist von Dir ein Bild, von unsrem Gotte.

Gepriesen seiest Du mein Herr für Bruder Mond und Sterne;
Du bildetest sie licht und schön in hoher Himmelsferne.

Gepriesen seiest Du mein Herr für Bruder Windes Wehen,
Für Wolken, Luft und Witterung, für dunkle wie für helle.
Durch ihren Wechsel leihst Du ja der Creatur Bestehen.

Gepriesen seiest Du mein Herr um Bruder Wassers willen;
Wohl köstlich ist's und gabenreich, keusch und demüth'gen Sinnes.

Gepriesen seiest Du mein Herr auch für den Bruder Feuer.
Du gabst es uns, daß es die Nacht mit seiner Gluth erleuchte.
Stark ist es und gar ungestüm, ist schön und voller Freude.

Gepriesen seiest Du mein Herr um unsre Mutter Erde,
Die uns auf ihrem Rücken trägt, mit Trank und Speis' uns nähret
Uns Früchte bietet mannigfalt und bunt die Blumen färbet.

Gepriesen seiest Du mein Herr
Für Alle, welche Dir zulieb Beleidigung vergeben,
Geduldig in der Krankheit sind, in Anfechtung bestehen.

Gepriesen seiest Du mein Herr um Bruder Todes willen.
Wir wissen, daß kein Lebender je seiner Macht entrinne.
Weh' Denen, deren Tage sich in Sündenschuld erfüllen;
Doch Dem, der Deinen Willen fand, wird Sterben zum Gewinne.
Ihm bangt nicht vor dem zweiten Tod in seines Grabes Stillen.

Singt Lob und benedei't dem Herrn mit dankerfülltem Sinne
Und dient in großer Demuth ihm und Minne.

Sollte auch, was ich Ihnen über den trauten Verkehr, den Franciscus in der Gottesliebe mit aller Creatur pflog und über den Platz, den er unter den ältesten Dichtern Italiens einnimmt, Ihnen vielleicht theilweise neu gewesen sein, so darf ich doch voraussetzen, daß in anderer Beziehung kaum ein zweiter katholischer Heiligenname Ihnen so geläufig sein dürfte, als der des heiligen Franz. Zählt doch kein anderer

Mönchsorden so zahlreiche Genossen, als der der Franciscaner in seinen vielen, oft genug einander anfeindenden Verzweigungen, und wo wir in katholischem Lande auf niederem Hügel ein Kirchlein sehen, zu welchem vierzehn blinkende Kapellen, als Stationen des Kreuzesweges hinaufweisen, da dürfen wir eine Niederlassung der Jünger des heiligen Franz in der Nähe vermuthen.

Statt der bescheidenen Kirchen und Klöster, wie sie den Bettelmönchen geziemen, treffen wir jenseits der Alpen hin und wieder großartige Prachtbauten im Besitze des Ordens. Alvernia selbst ist ein gar stattliches Bauwerk, das um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Zunft der Wollweber zu Florenz in dieser entlegenen Bergeshöhe errichten ließ. Treffliche Kunstwerke erfreuen hier das Auge, und da keine Art der Malerei den verzehrenden Einflüssen dieser feinen Gebirgsluft zu widerstehen vermocht hätte, mußte die dauerhaftere Kunst der beiden della Robbia zur Hülfe kommen. Von hoher Schönheit sind in der Kirche die großen Altartafeln von weißer gebrannter Erde auf blauem Grunde, auf welchen Andrea della Robbia die Verkündigung, die Krönung Mariä und die Himmelfahrt Christi dargestellt hat. Noch um Vieles übertroffen werden sie aber durch des Oheims, Luca della Robbia's Meisterwerk, die Kreuzigung, in

der Kapelle der Wundenmale, mit dem sich an Reichthum der Composition, Innigkeit des Ausdrucks und Adel der Formen wohl kein anderes Werk dieser längst erstorbenen Kunstweise vergleichen kann.

Das Städtchen Assisi, das vom Bergesabhange auf das schöne Clitumnusthal niederblickt, war, wie gesagt, die Heimath des Heiligen und sowohl über dem Kirchlein (Porziuncula), bei dem er zu weilen pflegte, als über seinem Grabe erheben sich stolze Bauten. Auch Göthe in seiner italienischen Reise gedenkt der „ungeheuern Substructionen der babilonisch über einander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht"; er ließ sie aber „mit Abneigung links liegen", weil er voraussetzte, daß hinter jenen Mauern die Köpfe so wie der seines Reisegefährten, jenes Hauptmanns, gestempelt würden, der ihn so eindringlich vom Denken abgemahnt hatte. — Mit der bloßen Abneigung und dem Linksliegenlassen ist aber eine Erscheinung noch nicht abgefunden, welcher als einer der hervorragendsten des ganzen Mittelalters Dante einen von Liebe und Bewunderung glühenden Gesang seines Paradieses weiht. Lassen Sie uns einen Augenblick bei ihr verweilen.

Kaum vier Jahre, ehe jener Riesenbau des Sagro convento von Assisi vollendet war, hatte seine Stelle das Hochgericht eingenommen, und der Mann, über

dessen Grabe die mächtige Doppelkirche sich wölbt, wurde deshalb eben dort bestattet, weil er im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit verlangt hatte, unter dem Galgen verscharrt zu werden. Er selbst starb als Bettler, der nichts, schlechthin gar nichts hinterließ; denn selbst sein einziges Kleidungsstück, die härene Kutte, galt ihm nur als geliehenes Gut, das ihm auf sein Verlangen wieder abgenommen wurde, noch ehe er ausgeathmet hatte. Bettler waren es, Solche, die auf sein Geheiß zum Theil aus der Fülle des Wohllebens zum Bettelstabe gegriffen, welche über jenem Grabe eine der großartigsten Bauten der bautenreichen Hohenstaufenzeit errichteten und sie mit den Werken der ersten Künstler Italiens überreich ausschmücken ließen. Nichts hatte der reiche Kaufmannssohn, der seine geistliche Laufbahn damit begann, daß er alle seine Habe weggab, jenen Jüngern zu bieten gehabt, als Kutte, Strick und Bettelsack; kaum 17 Jahre nach den ersten Anfängen des Ordens aber hatte sich dieser bereits in vielen tausend Gliedern über alle drei Welttheile verbreitet, so daß zur Pfingstversammlung bei Assisi mehr denn fünftausend Brüder erschienen.

Das frische regsame Geistesleben, das seit der Ottonenzeit immer mächtiger durch Europa pulsirte, hatte wohl auch die Kirche angeregt zum Ausbau ihres Lehrgebäudes und ihrer Verfassung; in die Geister

der Gemeindeglieder legte es aber, statt der fügsamen Roheit früherer Zeiten, gefährliche Keime in wachsender Zahl. Wie die Geistlichkeit selbst durch die ganze Stufenleiter der Hierarchie hin verweltlicht war, so daß auch die Kämpfe mit den fränkischeu Kaisern nicht, wie ihre Aufgabe gewesen, den Klerus geistlich machten, sondern ihm nur weltliche Unabhängigkeit gewährten, ebenso verkehrten sich durch die gesammte Christenheit die ursprünglich geistlichen Bewegungen in weltlich selbstsüchtiges Treiben. So vor Allem die Kreuzzüge, so später die mannichfachen Reformversuche eines Arnold von Brescia, eines Johannes von Vicenza und Anderer. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte neben Ueppigkeit und Unkeuschheit religiöse Zweifel und Indifferenz in den Occident, und noch vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts wucherten kirchenfeindliche Secten in dichten Haufen hervor. Die Stimme des Volkes der entarteten, sittenlosen Geistlichkeit gegenüber zu gewinnen, ward diesen Häresien nur allzu leicht, wie verschiedenen Werthes auch sonst Katharer, Patarener, Albigenser und Waldenser waren. Der Zwiespalt von Papst und Kaiser gewährte den Ketzern, wenn nicht offenen Schutz, so doch oft warme Sympathien der Kaiserlichgesinnten.

Die Kirche schien diesen Angriffen gegenüber ihrer geistlichen Waffen beraubt. Kaum anders als mit

Scheiterhaufen kämpfte sie gegen die reformatorischen Lehren, und der Heldenmuth, mit dem Tausende von Katharern starben, fachte aus der Asche jedes Holzstoßes verdoppelte Flammen an. Die alten Mönchsorden, wie zahlreich sie auch waren, gewährten dem Katholicismus in diesem Kampfe so gut als gar keine Hülfe. Die Schüler Benedict's von Nursia in ihren mannigfachen Abarten lebten ohne durchgreifenden Einfluß auf die Volksmassen in ihren burgähnlichen Klöstern dem Studium oder auch irdischen Interessen. Wohl hatte Romuald von Ravenna seine Camaldulenser der Beschaulichkeit in erneuter Vertiefung zugeführt, so weit aber war die Kluft zwischen der Welt und seinen Einsiedeleien auf ferner Bergeshöhe, daß nur in längeren Zwischenräumen einmal aus ihnen, wie von einem Jenseits, eine Mahnstimme mitten in das verworrene Weltgetümmel hineintönte.

Zwar reichte die Macht eines Innocenz III. so weit, Otto IV. die Kaiserkrone zu entreißen und sie auf des jugendlichen Hohenstaufen Haupt zu setzen; der unterhöhlten Kirche aber neue Stützen zu gewähren, vermochte selbst der mächtigste unter den Päpsten nicht. Sehr bezeichnend erzählt die Legende, es habe dem Papste geträumt, er sehe die Basilike des Lateran's („aller Kirchen katholischer Christenheit Haupt und Mutter") in schreckenerregender Baufälligkeit alsbal-

digen Zusammensturz drohen. Da eilte, im Traum, ein unscheinbarer Bettler herbei und stützte die wankenden Mauern mit seiner Schulter.

Dieser Bettler des Traumgesichts war Franciscus. Tages zuvor war er von Innocenz, der eben „in hohen Gedanken umherwandelte“, um seines dürftigen Aussehens willen zurückgewiesen. Der Traum veranlaßte den Papst, ihn wieder herbeizurufen. Franz erbat die päpstliche Bestätigung für die von ihm entworfene Regel des neu zu gründenden Mönchsordens. Diese Regel war einfach genug: sie schloß sich in buchstäblicher Strenge an alle, auch an die härtesten Vorschriften der Bergpredigt an und stellte als die drei Hauptgebote auf: Keuschheit, Gehorsam und unbedingte Armuth. Einige Cardinäle, die eben gegenwärtig waren, äußerten besorglich, das sei eine Neuerung, welche in ihrer Strenge das Maaß der menschlichen Kräfte überschreite. Der Cardinal von Sanct Paul aber entgegnete: wer da sage, das Gelübde dieses Mannes, der sich ja auf die Befolgung evangelischer Vollkommenheit beschränke, enthalte Neuerungen, Unvernünftiges, oder Unausführbares, der lästere unleugbar Christum als den Urheber des Evangeliums. So erhielt die Ordensregel des heiligen Franz kirchliche Bestätigung.

Aehnliche evangelische Armuth und Einfalt stellten auch die „Armen von Lyon“ und andere erweckten

Gemüther jener Zeit sich als Aufgabe. Wie ist es nun zu erklären, daß dieselbe katholische Kirche den Einen Scheiterhaufen und den Anderen Kirchen baute, gegen Jene den Kreuzzug predigte und Diese heilig sprach? — Der wichtigste Grund ist ohne Zweifel der, daß Franciscus in der Umkehr von der Weltlichkeit sich auf sich selbst und seine Genossen beschränkte; die Aufgabe aber, die Kirche im Ganzen und Großen zu reformiren, der Kirche und ihren Lenkern überließ. Demnächst fühlte Franciscus sich stets in der Abhängigkeit von den Kirchenbehörden und im Gehorsam gegen sie, während selbst Petrus Waldus — der reinste Charakter unter den Häretikern jener Zeit — als sein Erzbischof und Alexander III. ihn zurückwiesen, alsbald seine eigenen Wege ging.

Was aber dem Franciscanerorden mehr als sechshundert Jahre lang einen so mächtigen Einfluß auf die Massen des Volks gewährt hat, das ist eben jenes Gelübde der Armuth. Wäre dasselbe nicht aus dem demüthigen Bestreben hervorgegangen, dem göttlichen Vorbilde des Evangeliums in Einfalt nachzufolgen, so dürfte es als die Frucht schlauester Berechnung bezeichnet werden. — Was sind dem Volke in seinen täglichen Drangsalen und Leidenschaften jene gelehrten Benedictiner, Camaldulenser und wie sie weiter heißen, die, zum größern Theil vornehmen

Häusern entsprossen, auf entlegenem Gebirg hinter Mauer und Riegel sich vor der Welt verschließen? — Höchstens ein Almosen, wie es auch an der Thür des begüterten Laien zu finden ist, wird dem Proletarier aus der Pforte solcher Klöster gereicht.

Der Franciscaner, der schlechthin nichts sein eigen nennen darf, der Geld auch als Almosen nicht annehmen soll, dem selbst an gespendeten Nahrungsmitteln Vorräthe zu sammeln verboten ist, er ist mit seinen eigenen, mit den Bedüfnissen seines Klosters täglich auf's Neue an die Mildthätigkeit des Volks gewiesen. In Schlössern und reichen Bürgerhäusern ein fremder, unwillkommener Gast, kehrt er täglich in die Hütte des Bauern oder Arbeiters ein, und wer, wie diese, den Hunger aus Erfahrung kennt, der spendet gern, auch von seiner Dürftigkeit. Steht das Kloster dafür doch jedem Besucher gastlich offen und theilen die Mönche doch bereitwillig mit dem Hungrigen und Dürstenden, soweit das Eingesammelte eben reicht.

Meistens selbst aus dem Volke hervorgegangen und dessen Sprache redend, mit seinen Lebensgewohnheiten vertraut, ist der Capuciner der Mann des Volks. Wo immer er einkehrt auf seinen sich periodisch wiederholenden Wanderungen, da sitzt er nieder am Heerde, da wird ihm erzählt, was eben die Gemüther bewegt,

da ist er der Vertraute und Rathgeber in so mancher kleinen Alltagssorge. Diejenigen unter Ihnen, die Manzoni's Verlobte gelesen haben, mögen des Paters Christoforo gedenken, um sich an diesem lebenswahren Bilde zu veranschaulichen, was ein Franciscaner dem Volke sein kann und in der That nicht selten ist.

Wie wäre es da zu verwundern, daß wiederholt und bei mannigfachem Anlaß diese Mönche den gewaltigsten Einfluß auf die Massen geübt haben? Der jahrelang siegreiche Kampf Ludwig's des Baiern gegen Johann XXII. wurde bekanntlich vor Allem mit den geistlichen Waffen der Franciscaner strenger Observanz geführt. Um auch aus neuerer Zeit wenigstens ein Paar Beispiele anzuführen, so sind die mächtigen Einwirkungen des revolutionären Benoni in Neapel (1799), der Franciscaner von Saragossa und des in den jüngsten Tagen gestorbenen Capuciners Haspinger Allen unvergessen.

Wie seltsam und fremdartig aber tönt es in unsere Zeit der „materiellen Interessen" hinein, daß der Zauberstab, mit welchem Franciscus ein Reich zu gründen vermochte, dessen Provinzen sich nach mehr als sechshundertjährigem Bestehen über alle Erdtheile erstrecken, daß dieser Zauberstab kein anderer war, als völlige Armuth, weit rückhaltlosere Armuth, als die des bedürftigsten unter den Bettlern, denen wir Al-

mosen reichen. Er freilich kannte sie, die wunderbare Kraft der Armuth. In einem wenig beachteten merkwürdigen Gebete sagt er zu Christo: „Du hast Deinem Volke verheißen: „„Alles, darauf Eure Fußsohle tritt, soll Euer sein““; — unter die Füße treten heißt aber verachten. Da nun die Armuth Alles unter ihre Füße tritt, so ist sie Königin über Alles.“

Franciscus liebte es, die Armuth seine Herrin, seine Braut zu nennen. „Frommer Heiland“, fährt jenes Gebet weiter fort, „habe Mitleid mit mir und mit meiner Herrin, der Armuth. Sieh, wie ich mich in Liebe zu ihr verzehre und ohne sie keine Ruhe finden kann. Du warst es, der diese Liebe in mir geweckt hat, das weißt Du. Sie aber sitzet in Traurigkeit, verstoßen von Allen. „„Sie ist geworden wie eine Wittwe, die eine Fürstin unter den Völkern ist““, gering geschätzt und verachtet. Die Königin jeglicher Tugend sitzet im Kothe und klagt, daß alle ihre Freunde sich in Feinde verkehrt haben und durch ihre Schmähungen bekunden, wie sie, statt ihr Treue zu halten, längst zu Ehebrechern geworden sind. In solchem Maaße ist aber die Armuth Königin aller Tugend, daß Du, Herr Jesu, die Wohnstätten der Engel verließest und niederstiegest auf die Erde, um in immerwährender Liebe sie Dir zu vermählen und in ihr, aus ihr und durch sie, die Kinder rechter Vollkommenheit

zu erzeugen. Sie dagegen hat in solcher Treue Dir angehangen, daß sie ihren Dienst schon begann, als Du noch im Schooße der Mutter weiltest. Den Neugeborenen empfing sie in Krippe und Stall, und so sorglich hat sie auf Erden alle Reichthümer von Dir fern gehalten, daß Du nicht hattest, da Du Dein Haupt hinlegen solltest. Sie blieb Dir treue Genossin, als Du für unsere Erlösung in den Streit zogest, und in dem letzten Kampfe Deines Leidens wich sie als Dein zuverlässiger Knappe nicht von Deiner Seite, während Deine Jünger Dich verließen und Deinen Namen verläugneten. Selbst Deine Mutter, mit wie treuer Liebe sie Dir auch ergeben war und Deine Leiden in den Qualen ihres Herzens mit empfand, vermochte es nicht zu der Höhe des Kreuzes sich emporzuschwingen. Die Herrin Armuth aber mit ihrem Gefolge aller Drangsal umarmte Dich am Kreuze als trautester Genoß inniger denn je und gesellte sich jeder Deiner Martern."

Die Liebe des Franciscus zu seiner Herrin Armuth besingt Dante in beredten Versen. Eines der ausgezeichnetsten Werke Giotto's, das große Frescogemälde über dem Grabe des Heiligen in Assisi, zeigt uns Christum, wie er vor den himmlischen Heerschaaren die Hände der beiden Liebenden segnend zusammenfügt, und unter den schönen Umrissen zur göttlichen

Komödie, mit denen Genelli uns vor einigen Jahren beschenkt hat, ist eine ganze Reihe, von denen ich mehrere zu den gelungensten der Sammlung zählen möchte, dem gleichen Gedanken gewidmet.

Ich kann mir nicht versagen, Ihnen wenigstens ein Bruchstück aus dem 11. Gesange von Dante's Paradiese mitzutheilen und hoffe, daß, wenn auch einzelne Anspielungen in diesen Versen Ihnen dunkel bleiben sollten, dadurch der Gesammteindruck doch weniger gestört werden wird, als wenn ich die Worte des Dichters durch meine Erklärungen unterbrechen wollte:

„Mit seinem Vater stritt er, jung an Jahren,
Für eine Frau, vor der der Freuden Thor
Die Menschen fest, wie vor dem Tod verwahren,
Bis vor dem geistlichen Gericht und vor
Dem Vater sie zur Gattin er sich wählte
Und täglich lieber hielt, was er beschwor.
Christi beraubt, der sich ihr erst vermählte,
Blieb sie verschmäht mehr als eilfhundert Jahr,
Da bis zu Franz ihr jeder Freier fehlte,
Obgleich durch sie Amyklas*) in Gefahr
Gesichert schlief, als ihm die Stimm' erklungen
Des Mächt'gen, der der Erd' ein Schrecken war;
Obgleich sie standhaft, kühn und unbezwungen,
Als selbst Maria unten blieb, sich dort
An Christi Kreuz zu ihm emporgeschwungen.

*) Lucan's Pharsalia V. 520.

Allein nicht mehr in Räthseln red' ich fort:
  Franciscus und die Armuth sieh in ihnen,
  Die Dir geschildert mein umschreibend Wort.
Der Gatten Eintracht, ihre frohen Mienen
  Und Lieb' und Wunder und der süße Blick
  Erweckten heil'gen Sinn, wo sie erschienen."

Des Einen rühmte sich Franciscus auf seinem Sterbelager, daß er seiner Herrin, der Armuth, bis zum Tode treu geblieben sei. Wie ein abscheidender Hausvater die letzten irdischen Sorgen dem Schicksal seiner geliebten Wittwe zuwendet, so ließ er sich von seinen Schülern unwandelbare Treue gegen die Armuth geloben. Zugleich empfahl er ihnen, in Demuth und Geduld auszuharren und der Kirche willigen Gehorsam zu bewahren.

In allen diesen Punkten sind die Franciscaner vielfach von ihren Gelübden abgewichen und dieser Untreue sowohl als den mit ihr verbundenen inneren Spaltungen ist es zuzuschreiben, daß der Orden weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, zu denen seine Anfänge berechtigten. Weniger als ein Jahrhundert nach dem Tode des Stifters schildert ihn Dante als wesentlich entartet:

Francisci Heerd' ist jetzt nach neuer Speise
  So lüstern, daß sie übermüthig springt
  Und sich zerstreut und irrt vom rechten Gleise.

Je weiterhin der Schafe Heerde dringt,
Dem Hirten fern, sich irrend zu zerstreuen,
Je minder Milch zum Stalle jedes bringt.
Wohl giebt's noch welche, die den Schaden scheuen.
Ihm angedrängt; doch klein nur ist die Schaar
Und wenig Tuch giebt Kutten diesen Treuen."

Ohne prüfende Auswahl wurden Mitglieder massenhaft aufgenommen, deren viele unfähige Werkzeuge zur Ausführung der hohen Gedanken des Stifters waren, manche aber auch unter dem Ordensgewand selbstsüchtig irdische Zwecke verfolgten. Schon Helias, der erste „General", der in den letzten Lebensjahren des Heiligen ungeziemenden Einfluß auf ihn gewann, erlag in schmählicher Weise seinem Ehrgeiz und seiner Habsucht. Bald zerfielen die Franciscaner in zwei sich bis auf den heutigen Tag befehdende Parteien, deren eine in Lässigkeit und Wohlleben von den Ueberlieferungen des Gründers wenig mehr bewahrt hat, als den Namen, die andere aber in ihrer Unfügsamkeit gegen den päpstlichen Stuhl bis hart an die Gränzen der Häresie streifte.

Die nahe an neunzig jetzigen Insassen des Verniaklosters gehören einem Zweige jener strengeren Richtung an, der sich wegen der genauen Befolgung der Ordensregel, deren er sich rühmt, den der „Observanten" nennt. Ketzerei aber ist ihnen sicher nicht zum

Vorwurf zu machen; allem Anscheine nach enthalten sie sich vielmehr der großen Mehrzahl nach auch desjenigen Theiles geistiger Forschungen, der vor dem strengsten Glaubenstribunal für unverdächtig gelten würde. Um so dankbarer ist die Gastlichkeit anzuerkennen, mit der sie jeden Wanderer unentgeltlich aufnehmen und bewirthen. Speise und Trank, die sie zu bieten haben, sind selbst nur Almosen, die sie erbettelt haben. Die zunächst gelegenen, meist armen Thäler sind natürlich nicht im Stande, so reiche Spenden zu gewähren, als diese Gastfreundschaft erfordert. So pflegen denn, unter einander abwechselnd, jederzeit gegen dreißig Mönche auf der Wanderschaft zu sein, um aus oft gar weiter Ferne die nöthigen Vorräthe zu erlangen. Die hier einsprechen, sind aber mit äußerst seltenen Ausnahmen keineswegs neugierige Touristen, von denen sich erwarten läßt, daß sie im Opferstock eine Spende zurücklassen werden. Ueber dieses Gebirgsjoch führt ein vielbetretener Saumpfad, welcher das Casentino mit dem Tiberthal und weiterhin das mittlere Toscana auf dem nächsten Wege mit der Mark Ancona verbindet, und auf ihm verkehren vorzugsweise Arbeiter und sonstige Geschäftsleute niederen Standes. Der einzige Entgelt, den das Kloster von ihnen erwarten kann, besteht in vermehrter Bereitwilligkeit ein Almosen zu spenden, wenn der

Mönch von La Vernia auf seiner nächsten Sammelreise in der Heimath eines so Bewirtheten vorspricht.

Die Dankbarkeit für die gastfreie Aufnahme wird indeß schwerlich in dem protestantischen Wanderer Sympathie für gewisse Andachtsübungen wecken, die zu den Pflichten dieser Mönche gehören. Allmitternächtlich, auch in der härtesten Jahreszeit, ziehen sie singend und betend nach einer, mehrere hundert Schritte vom Kloster entfernten Kapelle. Sie bezeichnet die Stelle, wo der Legende nach Franciscus die Wundenmale empfing.

Unmöglich kann ich von dieser merkwürdigen Klippe scheiden, ohne dieser Legende zu gedenken, um derentwillen vielen frommen Katholiken, wie die Inschrift der Eingangspforte besagt, „kein Berg der ganzen Welt für heiliger gilt" als Alvernia.

Fassen wir das Bild zusammen, welches uns die Schilderungen der Zeitgenossen ergeben, so dürfen wir annehmen, daß inbrünstige Andacht die Seele des frommen Mannes nicht selten in Verzückungen dem gebrechlichen, vielfacher Entbehrung unterworfenen und schwer kasteieten Körper entrückt hat. Diese ekstatischen Zustände, welche ihn göttliche Geheimnisse schauen ließen, haben ihm in der katholischen Kirche den Namen des „Seraphischen" gegeben. Die Michaelisfasten des Jahres 1224 weihte er in dieser Gebirgs-

öde der Betrachtung des Kreuzes Christi. Da geschah es am Tage der Kreuzerhöhung, daß er in Gebet versunken einen an das Kreuz gehefteten Seraph vor sich in der Luft schwebend gewahrte. Verloren in dies beseeligende Schauen, litt er doch mitfühlend die heißen Schmerzen des Gekreuzigten und es war ihm, als ob diese Schmerzen an seinem eigenen Leibe sich verkörperten. Endlich aus seiner Verzückung wieder erwacht, fand er unter der linken Brust eine Wunde, aus der Blut und Wasser quoll. Hände und Füße waren von Wunden durchbohrt; Erhöhungen von dunkler gefärbtem Fleische ragten aber aus den Wunden hervor, außen in der Gestalt von Nagelköpfen, innen wie Nagelspitzen gestaltet. Diese „Wundenmale“ blieben unverändert während der zwei Jahre, die Franciscus noch auf Erden weilte und wurden, wie berichtet wird, am Tage nach seinem Tode von vielen Hunderten wahrgenommen, die herbeigeströmt waren, um den Allgeliebten noch einmal zu sehen. Bei seinen Lebzeiten aber mied er über das Ereigniß zu sprechen und verbarg das Siegel, mit dem „Gott ihm seinen Namen in die Hand gezeichnet“ als ein theures Geheimniß, welches ihm durch fremde Blicke nur entweiht werden konnte. Ein Gewand von ungewöhnlicher Länge deckte die Hände sowohl als die nackten Füße; die Seitenwunde war ohnehin verhüllt. Den-

noch war es nicht zu vermeiden, daß die Male der Hände und Füße im Verlaufe der Zeit von Vielen gesehen wurden. Noch ängstlicher bewachte Franciscus die Wunde der Brust. Von zwei Biographien, deren eine drei, die andere siebzehn Jahr nach seinem Tode geschrieben ist, nennt jene zwei Personen, welche die Wunde beim Leben des Heiligen gesehen; diese aber weiß nur von einer. Papst Alexander IV., der sich selbst eines vertrauten Umganges mit Franciscus rühmt und den ein dritter Biograph als Augenzeuge nennt, erkannte im Jahre 1255 Namens der katholischen Kirche das Wunder als ein zweifellos bezeugtes an.

Ist es mir gelungen, an Franciscus, dem wunderlichen, aber auch wunderbaren Heiligen, Ihnen einiges Interesse mitzutheilen, so werden Sie fragen, ob denn von dieser Geschichte irgend etwas und wie viel wohl vor dem unbefangenen Blick historischer Kritik Bestand hat. Diese Frage ist seit längerer Zeit und nicht nur von Theologen, sondern ebensowohl von Historikern und Physiologen vielfach erörtert worden, ohne daß sie bis heute für definitiv gelöst gelten könnte. Jedenfalls lassen sich wenig Heiligengeschichten anführen, denen trotz ihres anscheinenden Widerspruches gegen die Gesetze der Natur von so manchen protestantischen Forschern Glauben beigemessen wäre. In der That wird das Vorhandensein jener Wundenmale von so

vielen Zeitgenossen im Wesentlichen so übereinstimmend und mit so voller Bestimmtheit bekundet, daß, wenn auch keines dieser Zeugnisse ausdrücklich auf eigene Anschauung lautet, ihnen doch kaum ein minderer Glaube beigemessen werden kann. Es bleibt demnach Denen, welche die Wahrheit der Thatsache nicht zugestehen wollen, nur übrig, entweder eine unerhörte Sinnentäuschung der Berichterstatter, oder frechen Betrug anzunehmen. Zu den anderen Versuchen, das Räthsel zu lösen, ist vor Kurzem der neue hinzugetreten, nur Einen Betrüger — in der Person des Helias — anzunehmen, von dem vermuthet wird, daß er in der Todesnacht des Heiligen die Wunden der Leiche beigebracht habe. — Widerstrebten die geschichtlichen Zeugnisse dieser Annahme aber auch minder entschieden, als dies der Fall ist, so würde mir eine „Wundererklärung" widerstreben, welche an den theologischen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts nur allzu lebhaft erinnert.

Bleibt uns denn aber wirklich keine andere Wahl als die zwischen Irrthum und Lüge?

Erscheinungen, wie die von Sanct Franciscus berichtete, stehen keinesweges vereinzelt. Mehr als dreißig Stigmatisirungen werden aus früheren Zeiten gemeldet. Drei Fälle gleicher Art fallen in unsere Tage. Ueber Katharina Emmerich, die Nonne von Dülmen, liegen

zahlreiche, mit der nüchternsten Besonnenheit verfaßte Berichte vor. Von Domenica Lazzari, die erst vor wenig Jahren im Fleimserthal gestorben ist, geben zahlreiche Augenzeugen zuverlässige Kunde, und Maria von Mörl — das „Mareieli", wie sie im Volksmunde heißt — lebt noch heute im Tertiarierkloster nächst Kaltern. Ich zweifle sehr, daß auch der wundergläubigste Katholik in allen diesen Fällen ein eigentliches Wunder annimmt; sie werden ihm vielmehr als außerordentliche Bethätigungen eines physischen Effectes geistiger Zustände, als ein leibliches Zeugniß von der Uebermacht inbrünstiger Vertiefung in den Gegenstand der Andacht gelten. Es gilt uns Allen für ausgemacht, daß der Affect der Mutter, ihr Schreck, ihre Angst, auf dem Leibe des Kindes, das sie damals unter ihrem Herzen trug, ein Denkmal zurücklassen kann.*) Beglaubigte Zeugnisse liegen vor, daß Personen, die mit Entsetzen Mißhandlungen mit ansehen mußten, die einem Anderen zugefügt wurden, an eben den Stellen, wo jener Andere vor ihren Augen ver-

*) Im Jahr 1824 wohnte ein Mädchen kurz vor ihrer Schwangerschaft in Torgau einer Hinrichtung durch das Rad bei. Das Kind, dessen Skelett noch verwahrt wird, kam mit Knochen zur Welt, die an Armen und Beinen eben da, wo das Rad die Glieder des Delinquenten zerschmettert hatte, gebrochen und unvollkommen wieder verwachsen schienen. So bezeugt Chr. Frdr. Sartorius.

wundet ward, an ihrem eigenen Leibe blutige Striemen fanden. Es kommen Beispiele vor, daß, auch ohne den unmittelbaren Anblick, ähnliche Wirkungen schon durch die lebhafte Vorstellung von den Qualen bewirkt sind, die eine theure Person eben zu bestehen hatte; ja es ist bekannt, daß selbst das — doch nur geträumte — Alpdrücken nicht selten Sugillationen zurückläßt. — Selbst die kirchlichen Schriftsteller weisen diese Auffassung nicht zurück. Jacobus de Voragine, der berühmte Legendenschreiber, nennt in einer Predigt als den ersten Grund der Wundenmale die gewaltige Einbildungskraft (vehemens imaginatio) des Heiligen: „In seiner Verzückung stellte er sich einen gekreuzigten Seraph vor (imaginabatur), und so mächtig war diese Vorstellung, daß sie seinem Fleische die Wunden der Passion einprägte."

Sie sehen, daß von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, die Frage aufhört, eine confessionelle zu sein und der Pathologie anheimfällt. Immer aber wird es uns willkommen sein, auf solchem Wege nicht mehr genöthigt zu sein, eine Anzahl hervorragender Männer des dreizehnten Jahrhunderts entweder Getäuschte oder Lügner zu nennen.

Ungern versage ich mir die Freude, Sie das Casentinothal empor bis in die Nähe der Arnoquellen zu führen. Ich würde mit Ihnen hinaufsteigen bis wo der heilige Romuald unter vielhundertjährigen Edeltannen und hochstämmigen Buchen am rauschenden Waldbach das Kloster gegründet hat, nach welchem der Camaldulenserorden mit allen seinen Klöstern benannt ist. An den Einsiedeleien (dem Sacro Eremo) vorüber erreichten wir das Giogo delle scale, von wo das Auge zugleich beide Meere überblickt, welche die italienische Halbinsel begrenzen. Dann überschritten wir im Thale den Arno und fänden auf dem jenseitigen Abhange des Pratomagnogebirges auf waldumrahmter Wiese mit der weiten Fernsicht auf die Kuppeln und Thürme von Florenz das palastähnliche Kloster Vallombrosa. Wie so heimlich ladet die eine gleich der anderen Waldeinsamkeit den weltmüden Pilger zur Einkehr, nicht nur in den gastlichen Klosterräumen, sondern auch bei sich selber! Manchen gefeierten Mann aus älterer und neuerer Zeit könnte ich Ihnen nennen, der die Hast und Unruhe des Alltagslebens abgestreift hat, um in Camaldoli oder Vallombrosa wenigstens auf einige Wochen der Sammlung und Selbstbetrachtung zu leben.

Würden Sie aber auch geneigt sein, in diese mönchischen Hallen einzutreten? Ich fürchte, selbst wenn

die mir bewilligte Frist noch nicht verstrichen wäre, wie doch leider der Fall ist, würden Sie, heute wenigstens, keine zweite Klosterpforte überschreiten wollen und wenig Lust haben, eine neue Reihe von Legendenbildern an den Wänden des Kreuzgangs zu betrachten.

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.



